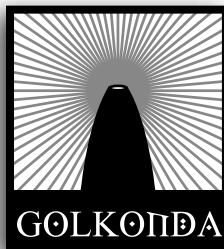


Die vorliegende Neuausgabe von *Udolpho's Geheimnisse*

**wurde von den Herausgebern und vom Verlag
mit großer Mühe und Sorgfalt erarbeitet.**

**Diese kostenfreie PDF darf ausschließlich zu privaten und
wissenschaftlichen Zwecken genutzt werden.**

In allen anderen Fällen wenden Sie sich bitte an den Verlag.



Ann Radcliffe

Gesammelte Werke

Band 4.2

Herausgegeben von Hannes Riffel

Bandbearbeiterin: Gudrun Hahn

A N N
RADCLIFFE
META LIE
BESKIND
UDOLPHO'S
GEHEIM
NISSE
THE MYS
TERIES OF
UDOLPHO

GOLKONDA

The Mysteries of Udolpho

(Erstdruck 1794 bei G. G. & J. Robinson in London)

Udolpho's Geheimnisse. Zweiter Theil

(Riga: Johann Friedrich Hartknoch, 1795 [1-302])

Der im Original in Fraktur gesetzte Text wird in Antiqua wiedergegeben,
gesperrte Wörter im Fließtext werden *kursiv* hervorgehoben.

Der Seitenumbruch der Vorlage ist im Text durch einen senkrechten Strich
gekennzeichnet, die Paginierung derselben findet sich in eckigen Klammern
innen in der Kopfzeile. Bis auf etwa zwei Dutzend stillschweigend korrigierter
Druckfehler und ergänzten An- und Abführungszeichen entspricht diese Ausgabe
zeichengenau der Vorlage.

Texterfassung: Alexander Schepke

Redaktion: Gudrun Hahn

Satz: Hardy Kettlitz

Korrektur: Ralf Neukirchen & Hannes Riffel

Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]

© dieser Ausgabe 2015 by Golkonda Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Golkonda Verlag

Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin

golkonda@gmx.de | www.golkonda-verlag.de

ISBN 978-3-944720-32-6

Erstes Kapitel

Die Pferde wurden mit Anbruch des Tages angespannt. Das Geräusch der Bedienten, die auf dem Gange hin und her liefen, weckte Emilien aus ihrem unruhigen Schlafe. Schreckliche dunkle Bilder von ihrer Liebe und von ihrem künftigen Leben hatten die Nacht über vor ihrer geängsteten Seele geschwebt. Sie bemühte sich jetzt, die Eindrücke, die sie in ihrer Phantasie zurückgelassen hatten, zu verscheuchen, allein sie erwachte nur von einge bildeten Uebeln zu dem Bewußtseyn wirklicher. Ihr Herz erstarb, so wie ihr Gedächtniß zurückkehrte und ihr sagte, daß sie vielleicht auf immer von Valancourt getrennt sey. Sie suchte | die traurigen Ahnungen, die sich an ihre Seele drängten, zu verscheuchen, und den Kummer, den sie nicht überwinden konnte, wenigstens zurückzuhalten; die Schwermuth, die auf ihrem Gesichte lag, erhielt dadurch einen Ausdruck milder Ergebung, der gleich einem dünnen Schleier über die Züge der Schönheit geworfen, sie noch anziehender machte. Allein Madame Montoni bemerkte in diesem Gesichte nichts als eine ungewöhnliche Blässe, die ihren Tadel auf sich zog. Sie machte ihrer Nichte einen Vorwurf, daß sie phantastischen Sorgen nachhienge, und ermahnte sie, mehr Rücksicht auf den Anstand zu nehmen, und nicht die Welt sehn zu lassen, daß es ihr so schwer werde, einer unschicklichen Verbindung zu entsagen. Ein hohes Carmin färbte Emiliens Wange, allein es war das Erröthen des Stolzes und sie würdigte keine Antwort zu geben. Montoni kam bald darauf herein; er sprach wenig und schien den Augenblick der Abreise ungeduldig zu wünschen.

Die Fenster dieses Zimmers stießen auf den Garten. Emilie sah im Vorübergehn den Ort, wo sie sich die Nacht zuvor von Valan-

court getrennt hatte, die Erinnerung drang schwer an ihr Herz und sie wandte sich schnell ab.

Endlich war das Gepäck in Ordnung gebracht; die Reisenden setzten sich in den Wagen, und Emilie würde das Schloß ohne Seufzer verlassen haben, wenn es nicht so nahe bei Valancourts Aufenthalt gelegen hätte.

| Sie blickte von einem kleinen Hügel zurück auf Thoulouse und auf die fernen Ebenen von Gasconien, hinter denen die zackigten Spitzen der Pyrenäen, von der Morgensonne beleuchtet, hervortraten. »Süße, anmuthige Berge« sagte sie zu sich selbst, »wie lange wird es dauern, bis ich euch wiedersehe, und was kann sich nicht alles in der Zwischenzeit zutragen! O wüßte ich in diesem Augenblicke gewiß, daß ich wieder zu euch zurückkehren, daß ich Valancourt noch als den meinigen finden würde, so wollte ich in Frieden ziehn. — Er wird euch noch sehen, euch noch sehen, wenn ich weit entfernt bin!«

Die Bäume, die den Rand des Weges überhiengen, und eine perspektivische Linie nach dem fernen Lande bildeten, drohten jezt die Aussicht zu verschließen; doch sah man noch die bläulichten Berge hinter dem dunkeln Laube hervorschimmern. Emilie lehnte sich aus dem Kutschenschlage, bis endlich die dichten Zweige sie vor ihrem Gesicht verschlossen.

Bald aber zog ein anderer Gegenstand ihre Aufmerksamkeit auf sich: Sie sah jemand mit tief in die Augen gezogenem Hut am Wege hinschleichen und sich bey dem Geräusch des Wagens plötzlich umdrehen: es war Valancourt! Er winkte mit der Hand, sprang schnell in den Weg, und reichte ihr einen Brief durchs Fenster. Er suchte, indem er vor ihr vorübergieng, die Verzweiflung, die auf seinem Gesichte lag, durch | ein Lächeln zu mildern, dessen Eindruck sie ewig nicht vergessen zu können glaubte. Sie lehnte sich aus dem Fenster und sah ihn auf einer kleinen Anhöhe an einem Baume stehn und den Wagen mit den Augen verfolgen. Er winkte mit der Hand, und sie sah wehmüthig nach ihm hin, bis die Entfernung seine Gestalt verdunkelte, und endlich eine neue Biegung des Wegs ihn ihrem Gesichte gänzlich entzog.

Nachdem sie still gehalten hatten, um den Signor Cavigni, der sie unterwegs erwartete, mitzunehmen, setzten sie ihre Reise durch Languedoc fort. Man hatte Emilien so wenig Achtung bezeigt, sie in einen zweiten Wagen mit Madame Montonis Cammerjungfer zu setzen, deren Gegenwart sie abhielt, Valancourts Brief zu öffnen, weil sie keinen Zeugen bei den Regungen ihres Herzens haben mochte; doch war ihr Verlangen, diese letzten Ergießungen seines Gefühls zu lesen, so groß, daß ihre zitternde Hand alle Augenblick im Begriff stand, das Siegel zu erbrechen.

Endlich erreichten sie das Dorf, wo sie nur still hielten, um Pferde zu wechseln, ohne auszusteigen; erst als sie Mittag machten, fand Emilie Gelegenheit den Brief zu lesen. So wenig sie auch jemals an Valancourts aufrichtiger Liebe gezweifelt hatte, belebte doch die neue Versicherung derselben ihren Muth; sie benetzte seinen Brief mit zärtlichen Thränen, und steckte ihn zu sich, um in traurigen Stunden ihre Zuflucht dazu zu nehmen, und dachte nun mit weniger bitterm | Schmerz an ihn. Unter andern Bitten, die sie besonders rührten, weil sie seine Zärtlichkeit ausdrückten, und das Gefühl der Trennung für den Augenblick aufzuheben schienen, war auch die, stets bei Sonnenuntergang an ihn zu denken.

»Unsre Gedanken werden sich dann begegnen«, schrieb er, »ich werde immer den Untergang der Sonne beobachten und mich des Gedankens freuen, daß ihre Augen auf einem Gegenstande mit mir verweilen, und unsre Seelen sich unterreden. Sie wissen nicht Emilie, welchen Trost ich mir von diesen Augenblicken verspreche!«

Es wäre wohl überflüssig zu beschreiben, mit welcher Bewegung Emilie an diesem Abend den Untergang der Sonne beobachtete, die sie über eine lange Fläche hin ununterbrochen sinken und sich nach der Provinz, die Valancourt bewohnte, neigen sah. Nach dieser Stunde fühlte sie sich weit gefaßter und ruhiger, als sie seit ihrer Tante Heirath mit Montoni gewesen war.

Sie fuhren einige Tagereisen durch die Provinz Languedoc fort, und kamen dann in Dauphine an, wo sie, während der Weg sich zwischen den Gebürgen dieser romantischen Provinz hinwand,

ihren Wagen verließen und zu Fuße die Alpen hinan kletterten. Hier thaten sich Scenen vor ihnen auf, deren Erhabenheit die Sprache mit keinen Farben zu schildern vermag.

| Diese neuen wunderbaren Bilder fesselten Emiliens Aufmerksamkeit so sehr, daß sie oft Valancourts Bild sogar verdrängten. Sie erinnerte sich, wie sie einst die Aussichten zwischen den Pyrenäen mit ihm bewundert hatte, und sich nichts größeres auf Erden denken konnte. Wie oft wünschte sie, die neuen Empfindungen, welche dieser Anblick in ihr erweckte, ihm mittheilen zu können. Oft bemühte sie sich, seine Gedanken zu errathen, und dachte sich ihn als gegenwärtig. Sie schien gleichsam in eine andre Welt empor gestiegen zu seyn, und jeden kleinlichen Gedanken, jede kleinliche Empfindung in der untern zurückgelassen zu haben; nur Eindrücke von Größe und Erhabenheit ergötzten jetzt ihre Seele, und hoben die Regungen ihres Herzens empor.

Mit welchen erhabnen, durch Zärtlichkeit gesänftigten Empfindungen begegnete sie jetzt Valancourt in Gedanken, als sie zwischen den Alpen hinwandelnd, die glänzende Scheibe zwischen ihren Gipfeln sinken, die letzten Farben auf ihren beschneiten Spitzen ersterben und eine feierliche Dunkelheit sich über die Scene schleichen sah. Als nun endlich der letzte Schimmer erstorben war, wandte sie mit einer Wehmuth, wie man nach der Abreise eines geliebten Freundes empfindet, ihre Augen von Westen ab, das Gefühl der Einsamkeit wurde durch die immer zunehmende Finsterniß, und die leisen Töne, die man nur hört, wenn die Dunkelheit die Aufmerksamkeit schärft und die allgemeine Stille fühlbarer macht; durch das in den Lüftchen zitternde Laub, durch den letzten Seufzer des Zephyrs, der | nach Sonnenuntergang noch verweilt, oder durch das Murmeln des feinen Stroms unterbrochen.

In den ersten Tagen dieser Reise zwischen den Alpen zeigte die Gegend nur eine wunderbare Mischung von Einsamkeit und Bewohnung, von Anbau und Oede. Am Saume schrecklicher Abgründe, und in den Spalten der Klippen, unter welchen oft die Wolken schwammen, sah man Dörfer, Thürme und Clusterspitzen,

während grüne Weiden und Weinberge ihre Farben am Fuße senkrechter Marmor- oder Granitfelsen ausbreiteten, deren Spitzen mit Alpenkräutern bewachsen, oder in dicke Mauern gespalten, über einander aufstiegen, bis sie sich in dem mit Schnee bedecktem Berge verloren, aus welchem der Strom stürzte, der sich brausend durch das Thal ergoß.

Der Schnee war noch nicht von der Spitze des Berges Cenis geschmolzen; allein Emilie sah schon, wenn sie auf den klaren See und das von zerrissenen Klippen umgebne Thal hinblickte, die Zeit voraus, wo es in grüner Pracht bestehen, und mit den Schäfern, die ihre Heerden von Piemont zur Weide auf diese blumigten Hügeln herbei trieben, eine arkadische Landschaft bilden würde.

So wie sie nach Italien herunter kamen, wurden die Abgründe immer furchtbarer, und die Aussichten, über welche die abwechselnde Beleuchtung alle Pracht des reichsten Colorits warf, immer wilder und majestätischer.

Emilie betrachtete mit Entzücken die beschneyten Spitzen der Gebürge, die mit dem fortrückenden Tage ein immer verändertes Ansehn gewannen, wie sie erst vom Morgen geröthet, dann im Mittagsglanze glühend und endlich in den Abendpurpur getaucht, da standen. Daß Menschen hier wohnten, konnte man nur aus der einfachen Hütte des Schäfers und Jägers, oder aus der rauhen Fichtenbrücke schließen, die über den Strom geworfen war, um dem leztern in seiner Jagd nach der wilden Gemse über Klippen behülflich zu seyn, auf die nur der Wolf oder jene sich wagen zu können schienen.

Emilie sah oft, indem sie zwischen den Wolken hinfuhr, mit stiller Ehrfurcht ihre wogenden Nebel herabrollen; oft schlossen sie die Gegend ganz und ließen nur eine Welt von Chaos sehn; dann wieder öffneten sie sich, und ließen stellenweis einen Blick auf die Landschaft, auf den Strom, der in furchtbarem Gebrause die Felsenklüfte unaufhaltsam hinab donnerte, auf die weisen Schneeklippen, oder auf die dunkeln Spitzen der Fichtenwälder, die sich quer über die Berge hinzogen, zu. Aber wer beschreibt

ihr Entzücken, als sie durch eine See von Dünsten hin, den ersten Blick auf Italien warf! als sie vom Saume einer der schrecklichen Klippen, die am Berge Cenis hängen, und den Eingang in dieses bezaubernde Land verschließen, auf die tiefer liegenden Wolken herab schaute, und so wie sie zerflossen, die grünen Thäler von Piemont zu ihren Füßen sahe, über welche hinaus man in | weiter Entfernung jenseits des Lombardischen Gebiets die Thürme von Turin dunkel erblickte!

Die einsame Größe der Gegenstände, die sie zunächst umgaben; die sich über ihr thürmende Bergkette, die tiefen Abgründe unter ihr, das schwarze Wehen der Fichten und Eichenwäldchen, die den Fuß der Klüfte einfaßten, oder in ihren Spalten hiengen; die schnurgeraden Ströme, welche die Klippen herabstürzten, und oft Dunstwolken, oft langen Eisschollen glichen, alle diese großen Gegenstände wurden durch die stille Schönheit der unten liegenden italiänischen Landschaft, die sich bis zum weitesten Gesichtskreis erstreckte, wo ein schmelzendes Blau Himmel und Erde zu vereinigen schien, in ein noch höheres Licht gesetzt.

Madame Montoni schauderte nur, als sie Abgründe herab sah, an deren Rande die Säntenträger leicht und schnellfüßig, wie die Gemse hinliefen. Emilie schauderte auch zurück, aber in ihre Furcht mischten sich Regungen des Entzückens, der Bewunderung, des Staunens und der Ehrfurcht, die sie noch nie zuvor gefühlt hatte.

Die Träger erreichten indeß einen Ort, wo sie Halt machen mußten; die Reisenden setzten sich auf eine Felsenklippe nieder, und Montoni erneuerte mit Cavigni einen Streit über Hannibals Durchgang durch die Alpen. Montoni behauptete, daß er über den Berg Cenis, und Cavigni, daß er über den Berg St. Bern|ard passirt sey. Dieses Gespräch brachte Emilien alles Ungemach, das er auf diesem kühnen, gefahrvollen Abenteuer litt, ins Gedächtnis zurück. Sie sah seine zahlreichen Armeen sich zwischen den engen Pässen und über die furchtbaren Klippen der Berge hinziehn, die des Nachts von seinem Feuer, oder von den Fackeln, die er vor

sich her tragen ließ, wenn er seinen unermüdeten Marsch verfolgte, erleuchtet wurden. Mit dem Auge der Phantasie sah sie die Waffen durch die Dunkelheit der Nacht schimmern; sah Helme und Speere glänzen, und Fahnen dunkel durch die Dämmerung wehn, während ein Trompetenstoß durch die engen Pässe schallte, und durch ein Geklirr von Waffen beantwortet ward. Sie sah mit Grausen die Bewohner der Berge von den hohen Klippen herab mit zerbrochnen Felsstücken nach den Truppen unten werfen, sah Soldaten und Elephanten die tiefen Abgründe herabstürzen, und indem sie die hinter ihnen brechenden Felsen krachen hörte, machten die Schrecken der Phantasie denen der Wirklichkeit Platz, und sie schauderte, sich selbst auf der schwindelnden Höhe zu finden, von welcher sie andre in der Einbildungskraft herabstürzen sah.

Madame Montoni dachte sich indessen im Geiste die glänzenden Palläste und festen Schlösser, die sie zu Venedig und zwischen den Appeninischen Gebürgen in Besitz zu nehmen glaubte, und fühlte sich in der That nicht viel weniger als eine Fürstin zu seyn. Sie mahlte sich die glänzende Rolle, die sie zu spielen dach|te, völlig aus, beschloß Concerte zu geben, so wenig Ohr, oder Geschmack für Musik sie auch hatte; Conversationen, so wenig Talente sie auch zur Unterhaltung besaß — mit einem Worte, sie wollte durch die Lebhaftigkeit und Pracht ihres Hauses den ganzen Adel von Venedig auszustecken suchen. Nur wurden diese süßen Träumereien ein wenig verdunkelt, wenn sie sich erinnerte, daß ihr Gemahl, der Signor, wenn er gleich den Vortheil, der sich zuweilen aus solchen Gesellschaften ziehen läßt, nicht verschmähte, doch stets eine Abneigung für alles leere Gepränge gezeigt hatte. Doch hoffte sie, daß es vielleicht seinem Stolze schmeicheln würde, vor seinen Freunden in seiner Vaterstadt den Reichthum zur Schau zu legen, den er in Frankreich nicht zu achten schien.

So wie die Reisenden weiter herab kamen, veränderte sich allmählig das Reich des Winters in das schönere und erquickendere des Frühlings: der Himmel nahm die heitere Farbe an, die dem italiänischen Klima eigen ist, junges Gras, wohlriechende Kräuter

und Blumen sahen fröhlich zwischen den Felsen hervor, faßten oft ihren rauhen Rand ein, oder hiengen in kleinen Gebüschcn aus ihren gespaltncn Seiten. Noch tiefer sahen sie hie und da die Orange mit ihren gelben Blüten zwischen dem dunkeln Grün der Blätter hervorschimmern, und sich mit den Purpurblüthen des Granatapfels vermischen, die sich zu den Felsen hinanschlangen, während tiefer noch die Fluren von Piemont sich ausbreiteten, wo frühe Heerden in den reichen Kräutern des Frühlings weideten.

| Der Fluß Doria, der auf der Mitte des Berges Cenis entspringend, viele Meilen weit von den Bergen, die den Rand einfassen, herabstürzt, gewann jetzt ein minder wildes, wenn gleich nicht minder romantisches Ansehn, wie er sich den grünen Thälern von Piemont näherte, in welche die Reisenden mit der Abendsonne herabstiegen. Emilie sah sich hier noch einmal wieder in der ruhigen Schönheit einer ländlichen Gegend, unter Schaafen und Viehheerden, und Hügeln, die mit Wäldern vom lebhaftesten Grün und mit schönen Gesträuchen bewachsen waren. Die grünen Wiesen prangten jetzt im bunten Schmucke früher Blumen, und Emilie wünschte beinahe eine Piemontesische Bäuerin zu seyn, um eine von den anmuthigen, mit Laub bedeckten Hütten zu bewohnen, die sie unter den Klippen hervorschimmern sah, und ihre sorgenfreien Stunden in diesen romantischen Gegenden zu verleben. Mit ängstlicher Besorgniß sah sie auf die Stunden, auf die Monate hin, die sie unter Montonis Herrschaft hinbringen sollte, während sie sich der abgeschiednen Stunden mit Schmerz und Kummer erinnerte.

Oft währte sie in der Gegend vor ihr Valancourts Gestalt zu erblicken; sie sah ihn auf einer Bergspitze, wie er mit Bewunderung und Ehrfurcht die umliegende Scene anstaunte; oder wie er tiefsinnig unten im Thale hinwandelte; oft still stand, um auf die Gegend zurückzusehn und dann wieder in glühender Begeisterung seinen Weg nach einer überhangenden Klippe verfolgte. Wenn sie dann wieder dachte, daß Zeit und | Entfernung sie immer weiter trennen, daß jeder Schritt sie weiter von ihm hinwegführen sollte, so sank ihr der Muth, und die umliegende Landschaft freute sie nicht mehr.

Nachdem die Reisenden Novalesa passirt hatten, erreichten sie mit Abendwerden die kleine alte Stadt Susa, welche vormals diesen Paß von den Alpen in das Piemontesische Gebiet beschützte. Die Anhöhen, welche ihn bestrichen, machten alle andern Befestigungen überflüssig, die Stadt selbst aber war mit Mauern und Wachthürmen umgeben, und gewährte, mit den von Mondschein beleuchteten romantischen Anhöhen rings umher, einen sehr reizenden Anblick.

Sie blieben hier des Nachts in einem Gasthofe, wo sie freilich wenig Bequemlichkeit fanden; allein sie brachten den Hunger mit, der die gröbste Kost mit Wohlschmack würzt, und die Müdigkeit, die auch auf dem härtesten Lager uns Ruhe sichert. Emilie hörte hier zuerst italienische Musik, auf italiänischem Gebiet. Als sie nach Tische in einem kleinen Fenster saß, das aufs Feld gieng, die Wirkung des Mondlichts auf der zackigten Oberfläche der Berge beobachtete, und sich erinnerte, daß sie auch einst in einer solchen Nacht mit ihrem Vater und Valancourt hier gesessen und auf der Spitze der Pyrenäen geruht hatte, hörte sie unten eine Violine, deren sanfter Ausdruck so ganz mit den zärtlichen Regungen ihres Herzens harmonirte, daß sie sich überrascht und entzückt fühlte. Cavigni, der ans | Fenster kam, lächelte über ihre Verwunderung. »Dies ist hier nichts seltenes«, sagte er, »Sie können eine solche Musik in jedem Wirthshause hören. Wahrscheinlich ists einer von unsers Wirths Söhnen.« Emilie konnte sich kaum denken, daß ein anderer als ein gelernter Musikus so spielen könne, und die süße klagende Melodie wiegte sie in eine Träumerei, aus der sie sich ungerne durch Cavignis Scherz und durch Montonis Stimme aufschrecken ließ. Dieser befahl dem Bedienten, die Pferde morgen bei guter Zeit fertig zu halten, weil er in Turin Mittag zu halten dächte.

Madame Montoni freute sich herzlich, einmal wieder auf ebner Erde zu seyn; sie beschrieb umständlich, wie viel Schrecken sie unterwegs ausgestanden hätte, indem sie gänzlich vergaß, daß sie mit Leuten sprach, die ihre Gefahr getheilt hatten, und endigte mit der Hoffnung, daß sie bald diese abscheulichen Berge, die sie

um keinen Preis mehr passiren möchte, aus dem Gesicht verliehren würde. Sie klagte über Müdigkeit und legte sich frühzeitig zur Ruhe. Emilie zog sich in ihr Zimmer zurück, wo sie von Annetten hörte, daß Cavigni sich in seiner Vermuthung wegen des Violinpielers nicht geirrt hätte; es war der Sohn eines Bauern, der nicht weit von ihnen im Thale wohnte. »Er geht zum Carnival nach Venedig«, setzte das geschwätzige Kammermädgen hinzu, »denn man hat ihm gesagt, daß er eine glückliche Hand zum Spielen hätte, und sich, da eben das Carnival angeht, viel Geld verdienen würde: allein ich muß sagen, daß ich für meine | Person lieber zwischen diesen anmuthigen Hügeln und Wäldern, als in einer großen Stadt leben möchte. Zu Venedig werden wir leider auch weder Wälder, noch Berge, noch Thäler gewahr werden, denn es soll ja mitten in einem Sumpfe stehn.«

Emilie gab der geschwätzigen Annette Recht, daß dieser junge Mann keinen guten Tausch träfe, und konnte sich nicht enthalten, im Stillen zu beklagen, daß er von diesen schönen Scenen der Unschuld weg in die verführerischen jener wollüstigen Stadt gelockt werden sollte.

|

Zweites Kapitel

Des folgenden Morgens in aller Frühe machten sich die Reisenden auf den Weg nach Turin. Die reiche Ebne, die sich von dem Fuße der Alpen hin nach dieser prächtigen Stadt erstreckt, war damals nicht wie jetzt, von einer viele Meilen langen Allee beschattet; allein Pflanzungen von Oliven, Maulbeeren und Palmen, mit Weinbergen bekränzt, mischten sich in die ländliche Gegend, durch welche der schnelle Po, nachdem er von den Bergen herabgestiegen war, hinfloß um sich mit dem demüthigen Doria zu Turin zu vereinigen. So wie sie sich dieser Stadt nahten, erschienen ihnen die Alpen, die sie in einiger Entfernung sahen, in all ihrer schauerlichen Erhabenheit — in langer Reihe stieg Kette über Kette auf; die

höhern Spitzen von den über ihnen schwebenden Wolken verdunkelt; bald verborgen und dann wieder hoch über sie empor ragend, während die untern Stufen, in phantastische Formen gebrochen in blaue und purpurne Farben getaucht waren, die, so wie sie Licht und Schatten wechselten, dem Auge neue Szenen zu öffnen schienen. Nach Osten streckten sich die Lombardischen Plainen mit den Thürmen von Turin, die in einiger Entfernung aufstiegen, und jenseits die Appeninen, die den Horizont begränzten.

Die ganze Pracht dieser Stadt, ihre Vistas von Kirchen und Pallästen, die vom Markusplatz ausliefen und jede auf eine ferne Landschaft der Alpen oder Appeninen stießen, übertrafen nicht nur alles, was Emilie je in Frankreich gesehen, sondern was sie sich je geträumt hatte.

Montoni, der oft zu Turin gewesen war, und sich wenig um Ausichten, welcher Art sie auch seyn mochten, bekümmerte, fand nicht für gut, seiner Frauen Bitte einige Palläste mit ihr zu besehn, zu erfüllen; er ließ nur so lange halten, bis sie die nothwendigen Erfrischungen bekommen konnten, und machte sich dann mit möglichster Eile nach Venedig auf den Weg. Sein Betragen auf dieser Reise war ernsthaft, ja beinahe stolz; vorzüglich war er gegen Madame Montoni zurückhaltend; allein es war nicht sowohl die Zurückhaltung der Hochachtung, als des Stolzes und Misvergnügens. Emilien schien er wenig zu bemerken; mit Cavigni sprach er gewöhnlich über politische und militärische Gegenstände, denen die Zerrüttung ihres Landes damals besonderes Interesse gab. Emilie bemerkte, daß, so oft er irgend einer kühnen That erwähnte, seine Augen ihren gewohnten düstern Blick verloren und für einen Augenblick von Feuer glänzten; doch behielten sie immer eine gewisse schleichende List und es schien ihr oft, daß sie mehr Bosheit als Tapferkeit verriethen, die übrigens mit seiner hohen, rittermäßigen Gestalt, woran er Cavigni, bei all seinem lebhaften, galanten Wesen weit übertraf, recht gut harmonirt haben würde.

Als sie in das Mailändische Gebieth kamen, vertauschten die Herren ihre französischen Hüte mit der roth gestickten italiäni-

schen Mütze und Emilie bemerkte mit einiger Verwunderung, daß Montoni eine Offiziersfeder aufsteckte, da Cavigni nur seine gewöhnliche beibehielt, doch vermuthete sie, daß Montoni dieses soldatische Zeichen nur aus Klugheit wählte, um desto sicherer durch ein mit Truppen überschwemmtes Land zu passiren.

Auf den schönen Fluren dieses Landes sah man häufig Spuren der Verwüstung des Kriegs. Oft bedeckten das angebaute Land Spuren der Fußtritte eines muthwilligen Verderbers, die Weintrauben waren von den Zweigen, die sie trugen, heruntergerissen; die Oliven auf der Erde zertrampelt, und selbst die Maulbeerwäldchen umgehauen, um das feindliche Feuer anzuzünden, das die Dörfchen und Hütten der Einwohner zerstörte. Emilie wandte mit einem Seufzer ihre Augen ab von diesen traurigen Zeichen der Zwietracht nach den nördlichen Alpen, deren schauerliche Einsamkeit dem verfolgten Menschen einen sichern Zufluchtsort anzuweisen schien.

Die Reisenden sahen oft Haufen von Soldaten sich in einiger Entfernung bewegen und empfanden in | den kleinen Wirthshäusern unterwegs die Kärglichkeit der Lebensmittel und andre Unannehmlichkeiten, die ein innerer Krieg zur Folge zu haben pflegt; doch hatten sie nie Ursache, für ihre persönliche Sicherheit unmittelbar zu fürchten, und erreichten so ziemlich ungestört Mailand, wo sie nicht einmal verweilten, um die Größe der Stadt, oder den prächtigen Dom, der eben damals gebaut wurde, zu besehen.

Jenseits Mailand zeigte die Gegend Spuren größerer Verwüstungen, und wenn gleich jetzt alles ruhig schien, so glich doch diese Ruhe der Ruhe des Todes über Züge ausgebreitet, auf denen man noch den Eindruck krampfhafter Verzuckungen erblickt.

Erst nachdem sie die östlichen Gränzen des Mailändischen Gebiets zurückgelegt hatten, sahen sie Truppen und glaubten in der Abenddämmerung eine Armee zu unterscheiden, die sich längst den fernen Ebenen hinzog, und deren Speere und andre Waffen die letzten Strahlen der Sonne auffiengen. So wie die Colonnen durch einen Theil des Weges, den zwei Hügel verengten, heran

rückten, unterschied man zwei von den Anführern zu Pferde auf einer kleinen Anhöhe, wo sie das Signal zum Marsch zu geben schienen, während verschiedene Offiziere an der Linie hinritten, um sie in Ordnung zu halten; indeß andre, die sich von dem Vortrupp absonderten, nachlässig in einiger Entfernung neben dem rechten Flügel der Armee hinritten.

| Als sie so nahe kamen, daß Montoni ihre Federn, ihre Fahnen und die Uniform der ihnen folgenden Haufen unterscheiden konnte, glaubte er die kleine Armee des berühmten Kapitäns Utaldo zu erkennen, der ihm so wie einige der andern Anführer persönlich bekannt war. Er ließ den Wagen an der Seite des Weges halten, um ihre Ankunft zu erwarten und sie zu begrüßen. Eine schwache Melodie kriegerischer Musik schlich jetzt heran, und so wie sie sich mit dem Vorrücken der Truppen verstärkte, glaubte Emilie Pauken und Trompeten nebst dem Geräusch der Zimbeln und Waffen, die eine kleine Parthey in den Marsch schlug, zu unterscheiden.

Da Montoni jetzt gewiß war, daß es die Truppen des siegreichen Utaldo seyn müßten, lehnte er sich aus dem Kutschenschlage und begrüßte den General, indem er seine Mütze in die Luft schwenkte, der General erwiderte dies Compliment dadurch, daß er seinen Speer aufhob und wieder senkte, und einige von seinen Offizieren, die in einiger Entfernung von den Truppen ritten, kamen an den Wagen und grüßten Montoni als einen alten Bekannten. Da der Capitain selbst bald nachher erschien, machten die Soldaten Halt, indeß er mit Montoni sprach, den er zu sehn sehr erfreut schien.

Emilie verstand aus dem was er sagte, daß dies eine siegende Armee war, die in ihr Fürstenthum wieder zurückkehrte. Die zahlreichen Wagen, die sie begleiteten, enthielten die reiche Beute des Feindes, ihre eignen verwundeten Soldaten und die Gefangnen, die sie in der Schlacht gemacht hatten; diese sollten ausgelöst werden, sobald der Frieden, der damals zwischen den benachbarten Staaten im Werke war, bestätigt seyn würde. Den folgenden Tag sollten sich die Anführer trennen und jeder mit seinem Antheil

an der Beute nach seinem Schlosse wieder zurückkehren. Dieser Abend wurde daher durch ein ausserordentliches allgemeines Fest zum Andenken des Siegs, den sie mit einander erfochten hatten, und zum Abschied für die Befehlshaber, die sich von einander zu trennen im Begriff standen, gefeiert.

Emilie betrachtete, als diese Offiziere mit Montoni sprachen, mit einer gewissen Bewunderung ihr hohes kriegerisches Ansehn, gemischt mit dem Stolze, wodurch der Adel jener Tage sich auszeichnete, und erhöht durch die Zierlichkeit ihrer Kleidung, durch die Federn, die auf ihren Mützen wehten, durch den Harnisch, persischen Säbel und alten spanischen Mantel. Utaldo sagte Montoni, daß seine Armee im Begriff sey, ihr Lager für die Nacht nahe bey einem Dorfe, das nur wenige Meilen entfernt war, zu beziehen, und lud ihn ein, umzukehren um an ihrer Festlichkeit Theil zu nehmen, indem er versicherte, daß auch die Damen alle mögliche Bequemlichkeit finden sollten. Allein Montoni entschuldigte sich, weil es sein Vorsatz sey, noch heute bis Verona zu gehn. Nach einem kleinen Gespräch über das Verhältniß dieser Stadt und | den Zustand des Landes trennten sie sich für die Nacht.

Die Reisenden setzten ihren Weg ohne Störung fort, allein die Sonne war schon einige Stunden untergegangen, ehe sie Verona erreichten, dessen schöne Lage Emilie erst am folgenden Morgen sah, als sie diese anmuthige Stadt frühzeitig verließen und sich nach Padua auf den Weg machten, wo sie sich auf dem Brenta nach Venedig einschifften. Hier war die Scene durchaus verändert. Man erblickte keine Spur mehr vom Kriege, die das Mailändische Gebiet entstellten hatten, im Gegentheil war alles hier Schönheit und Friede. Die grünen Ufer des Brenta zeigten nur eine ununterbrochen schöne, lebhaft und prächtige Landschaft. Emilie sah mit staunender Bewunderung auf die Villas des venetianischen Adels mit ihren kühlen Porticos und Säulengängen, über welche Pappeln und Cypressen von ungewöhnlicher Höhe und lebhaftem Grün hiengen; auf die reichen Orangerien, deren Blüthe die Luft mit Wohlgeruch erfüllte; auf die grünen Weiden, die ihre leichten

Zweige in den Fluß tauchten und die fröhlichen Gesellschaften, deren Musik von Zeit zu Zeit auf dem Lüftchen herbei getragen ward, vor der Sonne schützten. Das Carnival schien sich in der That von Venedig aus längst der ganzen Linie dieser bezaubernden Ufer zu erstrecken — der Fluß schimmerte von Kähnen, die nach dieser Stadt hinfuhren und die darin sitzenden Personen stellten durch die buntschäckige Verschiedenheit ihrer Kleidungen eine vollständige | Masquerade dar. Später gegen Abend sah man oft Gruppen von Tänzern zwischen den Bäumen.

Cavigni benachrichtigte indeß Emilien von den Namen der Besitzer der Villas, vor welchen sie vorüber fuhren und setzte leichte Skizzen von ihrem Charakter hinzu, die mehr dazu dienten, sie zu amüsiren, als zu unterrichten, da es ihm nur darum zu thun war, seinen eignen Witz leuchten zu lassen, nicht aber der Wahrheit treu zu bleiben. Emilie fand oft Vergnügen an seinen lebhaften Einfällen; Madame Montoni aber schien nicht wie vormals, Unterhaltung daran zu finden; sie war oft ernsthaft und Montoni behielt seine gewöhnliche Zurückhaltung bei.

Nichts übertraf Emiliens Verwunderung, als sie zuerst Venedig erblickte, dessen Inseln, Palläste und Thürme sich aus der See erhoben, deren klare Oberfläche das zitternde Gemälde in all seinen Farben zurück warf. Die im Westen sinkende Sonne färbte die Wellen und hohen Berge von Frioli, welche die nördlichen Ufer des adriatischen Meeres einfaßten, mit einem Saffranglanz während das reiche Licht und der Schatten des Abends auf die marmornen Porticos und Säulenreihen des Markusplatzes fielen. So wie sie weiter glitten, trat die Pracht dieser Stadt deutlicher hervor; — ihre mit luftigen und zugleich majestätischen Gebäuden gekrönten Terrassen, in Abendglanz der untergehenden Sonne getaucht, schienen vielmehr durch den Stab eines Zauberers aus dem Ocean her|vorgerufen als von menschlichen Händen erbauet zu seyn.

Bald sank die Sonne in die Unterwelt — die Schatten der Erdschlichen allmählig über die Wellen und dann auf die sich thürmenden Seiten der Berge von Frioli, bis sie endlich auch die letzten

Schatten, die noch auf ihren Spitzen zögerten, verschlangen und den melancholischen Purpur des Abends gleich einem dünnen Schleier über sie warfen. Wie tief, wie schön war die Ruhe, welche die Scene einwiegte, die ganze Natur schien zu schlummern — nur die feinsten Gefühle der Seele waren noch wach! Emiliens Augen füllten sich mit Thränen der Bewunderung und erhabnen Ehrfurcht, als sie über die schlafende Welt hin auf den weiten Himmel blickte, und die feierliche Musik anhörte, die sich von fern her über das Wasser schlich. Sie horchte mit stummem Entzücken, und keine Frage, kein Laut ihrer Gefährten störte den Zauber. Die Töne schienen in der Luft zu wachsen: denn die Barke glitt so sanft hin, daß man kaum eine Bewegung merkte, und die Feenstadt schien zur Begrüßung der Fremden heran zu nahen. Sie unterschied nun eine weibliche, von einigen Instrumenten begleitete Stimme, die eine sanfte und klagende Arie sang; der feine Ausdruck, der oft mit der leidenschaftlichen Zärtlichkeit der Liebe zu flehen und dann wieder im hoffnungslosen Schmerz zu ersterben schien, verrieth ein mehr als erdichtetes Gefühl. Ach! dachte Emilie, indem sie mit einem Seufzer sich Valancourts An|denken zurückrief — diese Melodie kommt vom Herzen.

Sie sah sich mit ängstlichem Forschen um — die tiefe Dämmerung, die auf die Gegend gesunken war, ließ dem Auge nur unvollkommne Bilder zu, doch glaubte sie in einiger Entfernung auf der See eine Gondel wahrzunehmen. Ein Chor von Stimmen und Instrumenten scholl jetzt durch die Luft — so süß, so feierlich! es glich einer Hymne von Engeln, die durch das Schweigen der Nacht herabstieg! jetzt verstummte sie, und die aufgeregte Phantasie glaubte beinahe das heilige Chor wieder zum Himmel empor steigen zu sehn; dann schwoll sie aufs neue mit dem Lüftchen, zitterte ein Weilchen und erstarb wieder.

Die tiefe Stille, die nun folgte, war ebenso ausdrucksvoll als die Melodie, die eben geendigt hatte; sie dauerte einige Minuten lang ununterbrochen fort, bis ein allgemeiner Seufzer die Gesellschaft aus ihrer Bezaubrung zu erwecken schien. Emilie hieng noch lange

der süßen Schwermuth, die sich ihrer Lebensgeister bemächtigt hatte, nach, endlich aber zog das lebhaftes Gewühl, das sie wahrnahm, als die Barke sich dem St. Markusplatze nahte, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Der aufsteigende Mond, der ein schattigtes Licht auf die Terrassen warf und die Porticos und prächtigen Arkaden, die sie krönten, beleuchtete, ließ sie die vermischten Gruppen von Menschen sehn, deren leichte Schritte, sanftes Zittern und noch sanftere Stimmen durch die Säulenreihen wieder hallten.

| Die Musik, die sie vorhin gehört hatten, kam jetzt in einer Gondel an ihrer Barke vorbei. Beinahe alle Gondeln, die man auf der vom Monde beleuchteten See erblickte, führten Musik, die durch die Wellen, auf welchen sie schwebte, und durch das abgemeßne Schlagen der Ruder in den funkelnden Strom, doppelten Zauber erhielt. Emilie staunte und horchte, und glaubte sich in einer Feenwelt, auch Madame Montoni schien Gefallen daran zu finden. Montoni wünschte sich Glück zu seiner Rückkehr nach Venedig, das er die erste Stadt in der Welt nannte, und Cavigni war muntrer und beseelter als je.

Die Barke ruderte nach dem großen Kanale hin, an welchem Montonis Haus lag. Und hier entfalteten sich vor Emilien neue Formen von Schönheit und Größe, wie noch nie ihre Phantasie sich gemahlt hatte, in den Pallästen Sansovina und Palladio. Die Luft trug nur süße Töne, die von jedem Ufer des Kanals und von den Gondeln auf seiner Fläche wiederhallten, während man Gruppen von Masken auf den vom Monde beleuchteten Terrassen tanzen, und die romantische Erzählung von einem Feenlande beinahe wirklichen sah.

Die Barke hielt vor dem gewölbten Eingange eines großen Hauses still, wo die Gesellschaft sogleich ans Land stieg. Sie kamen aus dem Portico durch einen schönen Vorsaal auf eine Marmortreppe, die in einen Saal führte, der mit einer Pracht, über welche | Emilie erstaunte, ausgeschmückt war. Die Wände und Decke waren mit historischen und allegorischen Gemälden in Fresco geziert; silberne Kronleuchter die an Ketten von demselben Metall herab-

hiengen, erleuchteten das Zimmer, dessen Fußboden mit indischen, mit mannigfaltigen Farben und Sinnbildern bemalten Teppichen belegt war. Die Vorhänge und Überzüge waren von blaßgrüner Seide mit goldnen Franzen besetzt und mit Gold und grüner Seide gestickt. Die Fenster des Balcons stießen auf den großen Canal, von wo ein Gewühl von Stimmen und musikalischen Instrumenten mit dem Lüftchen aufstieg, das dem Zimmer Kühlung gab. Bei einem Manne von Montonis finsternem Temperament befremdete Emiliens die prachtvolle Einrichtung seines Hauses, und sie wunderte sich, wie das Gerücht hätte entstehen können, daß er in schlechten Umständen sey. Ach! sagte sie zu sich selbst, wie sehr würde es Valancourt beruhigen, wenn er nur dies Haus sehn könnte! Er würde sich dann überzeugen, wie grundlos jene Nachricht war.

Madame Montoni schien die Miene einer Prinzessin anzunehmen; Montoni aber war unruhig und misvergnügt, und beobachtete nicht einmal die Höflichkeit, sie in ihrem Hause zu bewillkommen.

Bald nach seiner Ankunft bestellte er seine Gondel, und gieng mit Cavigni aus, um das Gewühl des Abends anzusehn. Madame wurde nun ernsthaft und nachdenkend. Emilie, von allem, was sie sah, bezau|bert, suchte sie aufzuheitern, allein keine Betrachtung konnte bei Madame Montoni Eigensinn und üble Laune besiegen, und ihre Antworten verriethen soviel von beiden, daß Emilie den Versuch, sie zu erheitern, aufgab und sich in ein Fenster stellte, um sich an der für sie so neuen und zaubernden Scene aussen zu ergötzen.

Der erste Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine Gruppe von Tänzern auf der Terrasse unten, die von einer Zitter und einigen andern Instrumenten angeführt wurden. Das Mädchen, das die Zitter spielte, und ein andres, das eine kleine Trommel schlug, hüpfen mit tanzendem Schritt und mit einer leichten Anmuth und Fröhlichkeit, welche die Gottheit des Verdresses selbst in ihrer übelsten Laune hätte bezwingen müssen. Nach diesen trat eine Gruppe phantastischer Figuren auf, zum Theil als Gondelfahrer, zum Theil als Minnesänger gekleidet, indeß

andre aller Beschreibung Hohn zu sprechen schienen. Sie sangen in abwechselnden Chören, ihre Stimmen von einigen wenigen sanften Instrumenten begleitet. In einer kleinen Entfernung vom Portico standen sie still und Emilie unterschied Verse aus dem Ariost. Sie sangen von dem Kriege der Mauren gegen Carl den großen und dann von Orlandos Weh — bald aber wechselte das Zeitmaas und Petrarchs melancholische Süßigkeit durchdrang die Seele der Zuhörer. Die Zauberkraft seines Schmerzes wurde durch alles unterstützt, was italiänische Musik und italiänischer | Ausdruck, durch die Schönheit eines venetianischen Mondlichts unterstützt, vermögen.

Emilie fühlte sich von der schwermüthigen Schwärmerei fortgerissen; ihre Thränen flossen still, während ihre Phantasie sie weit hinweg nach Frankreich und zu Valancourt trug. Jedes neue Sonnet, mehr noch als das vorhergehende voll süßer Schwermuth, schien den Zauber der Melancholie zu fesseln; mit äusserstem Leidwesen sah sie den Musikus fortgehen und ihre Aufmerksamkeit folgte seiner Melodie, bis das letzte schwache Wirbeln in der Luft erstarb. Sie blieb dann in die nachdenkende Ruhe versunken, welche eine sanfte Musik in der Seele zurückläßt, ein ähnlicher Zustand, als worin uns der Anblick einer schönen Landschaft bei Mondschein, oder die Erinnerung an Scenen versetzt, die durch die Zärtlichkeit von auf immer verlorenen Freunden oder durch einen Schmerz, den die Zeit zu sanfter Wehmuth herabgestimmt hat, uns merkwürdig geworden sind.

Bald erregten andre Töne ihre Aufmerksamkeit: es war die feierliche Harmonie von Hörnern, die aus der Ferne herdrangen; und da sie die Gondeln sich längst den Terrassen reihen sah, warf sie ihren Schleier über, und unterschied in der fernen Perspektive des Kanals etwas gleich einer Prozession, das auf der leichten Oberfläche des Wassers schwebte. So wie es heran nahte, mischten sich süß die Hörner und andern Instrumente, und bald darauf schienen die fabelhaften Gottheiten | der Stadt aus dem Ocean hervor zu steigen. Neptun, mit Venedig, als seiner Königin zur Seite, kam

von Tritonen und Seenymphen umgeben, auf den Wellen einher geschwebt. Die phantastische Pracht dieses Schauspiels mit der Größe der umliegenden Palläste zusammengenommen, glich dem Traumgesicht eines plötzlich verkörperten Dichters, und die Bilder der Phantasie, die es in Emiliens Seele weckte, verweilten noch lange, nachdem schon der Zug vorüber war, daselbst. Sie hieng dem Gedanken, worin wohl die Beschäftigungen und Vergnügungen einer Seennymphe bestehn möchten, so lange nach, bis sie beinahe wünschte, ihre sterbliche Hülle abwerfen und sich in die grünen Wellen stürzen zu können.

Wie süß müßte es seyn, sagte sie zu sich selbst, zwischen den korallinen Lauben und den krystallinen Hölen des Oceans mit meinen Schwesternymphen zu leben und dem Gebrauß des Wassers über mir, dem sanften Plätschern der Tritonen zuzuhören! und dann nach Sonnenuntergang auf der Oberfläche der Wellen rings um wilde Felsen und längst entlegnen Ufern zu schweben, wohin vielleicht ein einsamer Wanderer, um sich satt zu weinen, eilte! Wie wollte ich durch meine süßen Töne seinen Kummer besänftigen und ihm aus einer Muschelschale die saftigen Früchte darbieten, die um Neptuns Pallast hängen.

Sie wurde von ihrer Träumerei zu einem blos irrdischen Abendessen abgerufen und konnte sich nicht enthalten über die Phantasien, denen sie nachgehangen hatte, zu lächeln; sie war überzeugt, daß Madame Montoni, wenn sie etwas davon geahndet hätte, gewiß ihr äußerstes Mißfallen darüber würde bezeugt haben.

Ihre Tante blieb noch lange nach Tisch auf, aber Montoni kam nicht wieder und sie mußte sich endlich zur Ruhe begeben. Wenn Emilie die Pracht des Saals bewundert hatte, so bemerkte sie mit nicht minderer Befremdung das wüste Ansehn der nur halb möblirten Zimmer, durch die sie auf dem Wege nach dem ihrigen kam — diese langen Reihen prächtiger Gemächer schienen nach ihrem öden Ansehn zu urtheilen, seit vielen Jahren nicht bewohnt worden zu seyn; an den Wänden von einigen hiengen verblichene Ueberreste von Tapeten; an andern die in Fresco gemahlt waren,

hatte die Feuchtigkeit sowohl Farbe als Zeichnung verwischt. Endlich erreichte sie ihr Schlafzimmer, das hoch, geräumig und wüste wie die übrigen mit hohen Fenstern versehen war, die eine Aussicht auf das Adriatische Meer gewährten. Es rief finstre Bilder in ihr hervor, allein die Aussicht auf das Meer rief die luftigen Träume, womit sich ihre Phantasie vorhin beschäftigt hatte, wieder zurück, bis sie in leichten Schlummer sank.

Drittes Kapitel

Schon seit mehrern Stunden hatte die Morgendämmerung das Adriatische Meer geröthet, ehe Montoni und sein Gefährte zurückkamen. Die bunten Gruppen, welche die ganze Nacht durch unter den Säulen des Markusplatzes getanzt hatten verschwanden, gleich so manchen Luftgestalten vor dem Anbruch des Morgens. Montoni war an einem andern Orte versetzt gewesen; seine Seele war für leichte Freuden nicht sehr empfänglich, er fand nur Gefallen an den kräftigen Erschütterungen der Leidenschaften; die Mühseeligkeiten und Stürme des Lebens, an welchen die Glückseeligkeit andrer scheitert, erweckten und verstärkten alle Kräfte seiner Seele und gewährten ihm den höchsten Genuß, dessen seine Natur fähig war. Ohne einen Gegenstand, der ihn sehr beschäftigte, war ihm das Leben nicht vielmehr als ein Schlaf, und wenn er keine wirklichen Zwecke vor sich hatte, so setzte er künstliche an die Stelle bis die Gewohnheit ihre Natur veränderte, und sie aufhörten unwirklich zu seyn. Dahin gehörte die Gewohnheit des Spiels, die er anfangs nur, um sich von der Qual der Unthätigkeit zu befreien, angenommen, bald aber mit allem Feuer der Leidenschaft fortgesetzt hatte. Seit dieser Beschäftigung hatten er und Cavigni die Nacht unter einer Gesellschaft junger Leute hingebacht, die mehr Geld als Rang, und mehr Laster als beides besaßen. Montoni verachtete den größten Theil von ihnen mehr wegen ihrer geringern Talente, als wegen ihrer lasterhaften Neigungen, und gesellte sich nur zu ihnen,

um sie zum Werkzeuge seiner Absichten zu machen. Verschiedene junge Leute von vorzüglichem Geist befanden sich unter ihnen, die Montoni seiner engern Vertraulichkeit würdigte; doch behielt er auch gegen sie immer ein gewisses stolzes, zurückhaltendes Wesen, welches schwache Seelen in Unterwürfigkeit hält, stärkere aber zu Haß und Empfindlichkeit reizt. Er hatte folglich viele bittere Feinde; allein die Heftigkeit ihres Hasses bewies den Grad seiner Macht, und da Macht sein Hauptstreben war, so fühlte er sich durch einen solchen Haß mehr als durch die wärmste Achtung geschmeichelt. Er verachtete ein so gemäßigtes Gefühl als das der Achtung, und würde sich selbst verachtet haben, wenn er sich dadurch hätte geschmeichelt finden können.

Unter den wenigen, die er auszeichnete, befanden sich die Signors Bertolini, Orsino und Verezzi. Der erste war ein Mann von lebhaftem Temperament, starken Leidenschaften, zerstreut und gränzenlos ausschweifend, aber edel, brav und arglos. Orsino war zurückhaltend und stolz, liebte Macht mehr als Pracht, war grausam und argwöhnisch von Temperament, schnell empfänglich für erlittenes Unrecht, und unver|söhnlich in seiner Rache; listig und unergründlich in seinen Anschlägen, geduldig und unermüdet in der Ausführung seiner Pläne. Er hatte sein Gesicht und seine Leidenschaften, die blos in Stolz, Rache und Geitz bestanden, vollkommen in seiner Gewalt, und um diese zu befriedigen, ließ er sich durch keine Rücksichten, durch keine Hindernisse von der Ausführung seiner tief angelegten List zurückhalten. Dieser Mensch war Montonis vorzüglicher Liebling. Verezzi besaß einige Talente, eine feurige Einbildungskraft und war der Sklave abwechselnder Leidenschaften. Er war lebhaft, wollüstig und kühn; besaß aber weder Beharrlichkeit noch wahren Muth und war bei allem was er unternahm erbärmlich selbstsüchtig. Feurig in seinen Hofnungen des Erfolgs, war er stets bereit, sowohl für sich als für andre Pläne zu entwerfen, und sie wieder aufzugeben, wenn er sie kaum zur Hälfte ausgeführt hatte. Stolz und ungestümm lehnte er sich gegen alle Subordination auf, doch konnten diejenigen, die mit seinem

Character bekannt waren, und die jedesmalige Richtung seiner Leidenschaften beobachteten, ihn lenken wie ein Kind.

Dies waren die Freunde, die Montoni den Tag nach seiner Ankunft in Venedig in seiner Familie und an seinem Tische einführte. Noch ein venetianischer Edelmann, Graf Morana, und eine gewisse Signora Livona, waren von der Gesellschaft. Montoni machte die letztere seiner Frau als eine Dame von auszeichnenden Vorzügen bekannt, und behielt sie zu Mittag, als sie des Morgens zu einem Besuche kam, um Madame Montoni in Venedig zu bewillkommen.

Madame Montoni nahm die Höflichkeit der Herren mit sehr übler Laune auf. Sie mißfielen ihr, weil sie Freunde ihres Mannes waren; sie haßte sie, weil sie glaubte, daß sie an seinem langen Ausbleiben den Tag zuvor Schuld gewesen wären, und beneidete sie, weil sie, ihres eignen geringen Einflusses auf ihn sich bewußt, glaubte, daß er diese Gesellschaft der ihrigen vorzöge. Der Rang des Grafen Morano verschaffte ihm die Auszeichnung, die sie der übrigen Gesellschaft verweigerte. Die stolze Verachtung in ihrem Gesicht und Betragen und das Ueberladene ihres Anzugs, denn sie hatte die venetianische Kleidung noch nicht angenommen, stachen auffallend gegen die Schönheit, Bescheidenheit und Simplizität Emiliens ab, die mit mehr Aufmerksamkeit als Vergnügen die Gesellschaft um sich her bemerkte. Die Schönheit und das einnehmende Betragen der Signora Livona zwang ihr eine unwillkührliche Achtung ab, während ihre süße Stimme und ihre holde Freundlichkeit die angenehmen Empfindungen, die so lange geschlummert hatten, wieder bei ihr erweckten.

In der Abendkühle schiffte sich die Gesellschaft in Montonis Gondel ein und ruderte auf die See aus. Der rothe Schimmer der untergehenden Sonne färbte noch die Wellen und zögerte im Westen, wo der melancholische Strahl langsam zu erlöschen schien, während das dunkle Blau des obern Himmels von Sternen funkelte. Emilie saß in nachdenkende süße Gefühle gewiegt da. Die Glätte des Wassers, auf welchem sie hinglitt, die Bilder, die es

zurückwarf, ein neuer Himmel und unter den Wellen, zitternde Sterne, mit schattigten Umrissen von Thürmen und Porticos, vereinten sich mit der nur durch die vorüberrauschende Fluthen oder die Töne ferner Musik unterbrochnen Stille der Stunde, diese Gefühle zur Begeisterung zu erheben. So wie sie auf den abgemessenen Schall der Ruder, und auf das ferne Wirbeln, das mit dem Lüftchen herbei kam, hörte, kehrte in ihr besänftigtes Herz St. Auberts und Valancourts Andenken zurück, und Thränen schlichen sich in ihre Augen. Die Strahlen des Mondes, die sich mit den tiefern Schatten verstärkten, warfen bald einen Silberglanz auf ihr Gesicht, das zum Theil von einem dünnen schwarzen Schleier beschattet wurde, und theilten ihm eine unnachahmliche Sanftheit mit. Es war der Umriß einer Madonna mit der Fühlbarkeit einer Magdalene vereint, und das nachdenkende, aufgeschlagne Auge, mit der Thräne die auf ihrer Wange schimmerte, machte den Ausdruck desselben noch rührender.

Der letzte Laut der fernen Musik erstarb jetzt in der Luft: denn die Gondel war tief in See gegangen und die Gesellschaft beschloß, selbst Musik zu machen. Der Graf Morano, der zunächst bei Emilian saß, und sie eine Weile stillschweigend betrachtet hatte, ergriff eine Laute und berührte die Saiten mit dem Finger | der Harmonie selbst, während seine schöne Tenorstimme sie mit einem Rondeau voll klagender Zärtlichkeit begleitete. Nachdem er ausgesungen hatte, gab er Emilian die Laute, die um sich kein geziertes Ansehn zu geben sogleich zu spielen anfieng. Sie sang eine melancholische kleine Arie; eins von den Volksliedern ihrer Provinz mit einer Simplizität und Rührung, die es bezaubernd machten. Allein die wohlbekannt Melodie rief ihrer Phantasie die Auftritte und die Personen, unter welchen sie es so oft gehört hatte, so lebhaft zurück, daß ihre Lebensgeister unterlagen — ihre Stimme bebte und verschwand und mit zitternder Hand berührte sie die Saiten der Laute, bis sie beschämt, eine solche Bewegung verrathen zu haben, plötzlich zu einem so fröhlichen, leichten Gesang übergieng, daß man beinahe die hüpfenden Schritte des Tanzes vor sich sah. *Bravissimo*

erscholl sogleich von den Lippen ihrer entzückten Zuhörer und sie mußte die Arie wiederholen. Bei den Lobsprüchen, die sie erhielt, blieb der Graf gewiß nicht zurück, und sie dauerten noch fort, als Emilie der Signora Livona das Instrument hingab.

Der Graf, Emilie, Cavigni und die Signora sangen nachher Arien, von ein paar Lauten und einigen andern Instrumenten begleitet. Zuweilen verstummten die Instrumente gänzlich, und die Stimmen fielen aus der vollen Höhe in einen tiefen Ton, dann, nach einer langen Pause, stiegen sie allmählig wieder, die Instrumente huben eins nach dem andern wieder an, | bis endlich die Laute und der volle Chor aufs neue gen Himmel stieg.

Indeß überlegte Montoni, der dieser Harmonie müde war, wie er sich auf die beste Art von seiner Gesellschaft losmachen, oder sich mit einigen, die zum Spiel geneigt waren, zu einem Casino verfügen könnte. Bei einer Pause der Musik schlug er vor, ans Land zu gehn; ein Vorschlag, den Orsino bereitwillig unterstützte, dem aber der Graf und die andern Herren ebenso warm widersprachen.

Montoni aber dachte noch immer auf eine Entschuldigung gegen den Grafen, der einzige, bei dem er es der Mühe werth hielt, bis die Gondelfahrer eines ledigen Bootes, das nach Venedig zurückfuhr, seinen Leuten zuriefen. Ohne sich nun länger den Kopf wegen einer Entschuldigung zu zerbrechen, ergriff er diese Gelegenheit, empfahl die Damen dem Schutz seiner Freunde und gieng mit Orsino davon. Zum erstenmal sah Emilie ihn ungeru fortgehn; sie betrachtete seine Gegenwart als einen Schutz, ob sie gleich nicht wußte, was sie fürchten sollte. Er stieg bei dem St. Markusplatze ans Land, und eilte in ein Casino, wo er sich bald unter einem Haufen Spieler verlor.

Der Graf hatte während dessen heimlich einen Bedienten in Montonis Boote fortgeschickt, um seine eigne Gondel und Musik zu holen. Ohne seine Absicht zu wissen, hörte Emilie den Gesang der Gondelfahrer, | die auf dem Verdeck saßen, heran nahen und sah den zitternden Glanz des Mondlichts von ihren Rudern unterbrochen. Gleich darauf vernahm sie Instrumente und dann eine

volle Symphonie, die Boote begegneten einander und die Gondelfahrer riefen sich ihren Grus zu. Der Graf erklärte ihnen jezt die Ursache, und sie stiegen in seine Gondel die mit allem, was nur der Geschmack erfinden kann, verschönert war.

Während sie ein Mahl von Früchten und Eis verzehrten, spielte die ganze Bande, die in einiger Entfernung in dem andern Boote folgte, die süßeste und bezauberndste Melodie; der Graf, der sich wieder neben Emilien gesetzt hatte, widmete ihr die feinste Aufmerksamkeit und sagte ihr zuweilen mit leiser, aber leidenschaftlicher Stimme Complimente, die sie nicht mißdeuten konnte. Um sie zu vermeiden, unterhielt sie sich mit Signora Livona und nahm gegen den Grafen eine bescheidene Zurückhaltung an, die aber, bei aller Würde, doch zu sanft war, um ihn zurückzuweisen. Er sah, er hörte, er sprach nur mit Emilien, während Cavigni ihn von Zeit zu Zeit mit Unwillen und Emilien mit Unruhe betrachtete. Sie wünschte nichts sehnlicher als wieder nach Venedig zu kommen, allein es war beinahe Mitternacht, ehe die Gondeln den St. Markusplatz erreichten, wo die Stimme der Frölichkeit und des Gesangs laut ertönte. Man hörte schon in der Ferne ein Gewühl vermischter Töne, und hätte nicht ein helles Mondlicht die Stadt mit ihren Terrassen und Thürmen gezeigt, so würde ein Fremder | beinahe die fabelhaften Märchen von Neptuns Hofe für wahr gehalten und geglaubt haben, daß dieses Geräusch unter den Wellen hervorgienge.

Sie stiegen am St. Markusplatze ans Land, wo die Lebhaftigkeit unter den Colonnaden, und die Schönheit der Nacht Madame Montoni bewegten, des Grafen Bitte, noch eine Promenade zu machen und sich dann nebst der übrigen Gesellschaft ein Abendessen auf seinem Casino gefallen zu lassen, zu gewähren. Hätte irgend etwas Emiliens Unmuth zerstreuen können, so wäre es gewiß die Größe, Lebhaftigkeit und Neuheit der umliegenden, mit Palladios Pallästen geschmückten und durch Gesellschaften in Masken belebten Scene gewesen.

Endlich verfügten sie sich nach seinem äusserst geschmackvoll eingerichteten Casino, wo sie eine prächtige Mahlzeit bereit fanden.

Hier aber machte Emiliens Zurückhaltung den Grafen aufmerksam, wie nothwendig es für seinen Vortheil sey, Madame Montonis Gunst zu gewinnen, welches bei der Herablassung, womit sie ihn bereits beglückt hatte, ihm kein schweres Unternehmen schien: Er trug also einen Theil seiner Aufmerksamkeit von Emilien auf ihre Tante über, die sich durch diese Auszeichnung zu sehr geschmeichelt fühlte, um ihr Entzücken verbergen zu können. Ehe noch die Gesellschaft aus einander gieng, hatte er Madame Montoni ganz für sich gewonnen. So oft er sie anredete, erheiterte sich ihr unholdes Gesicht in Lächeln, | und sie fand alles was er sagte, vortrefflich. Er lud sie nebst der übrigen Gesellschaft ein, den folgenden Abend in seiner Loge in der Oper Caffee zu trinken, und Emilie dachte, wie sie ihre Tante den Vorschlag annehmen hörte, ängstlich auf einen Vorwand, sich davon loszumachen.

Es war sehr spät, ehe die Gondel bestellt wurde, und Emilie erstaunte, als sie beim Fortgehn aus dem Casino die helle Sonne aus dem Adriatischen Meere hervorgehn, und den Markusplatz noch voll Menschen sah. Der Schlaf hatte schon lange schwer auf ihren Augen gelegen, jetzt aber erfrischte sie das kühle Seelüftchen und sie würde ungern den Ort verlassen haben, wenn nicht der Graf, der sich das Recht, sie nach Hause zu begleiten, nicht nehmen ließ, gegenwärtig gewesen wäre. Sie erfuhren hier, daß Montoni noch nicht zurückgekommen war, und seine Frau, die sich äusserst mißvergnügt in ihr Zimmer begab, erlöste endlich Emilien von der Beschwerde, länger um sie zu seyn.

Montoni kam spät des Morgens in sehr übler Laune nach Hause, weil er starken Verlust im Spiel gehabt hatte, und hielt, ehe er sich zur Ruhe legte, eine geheime Unterredung mit Cavigni, dessen Miene den folgenden Tag zu sagen schien, daß der Inhalt nicht angenehm gewesen war.

Madame Montoni, die den Tag über ein mürrisches Stillschweigen gegen ihren Mann beobachtet hat|te, erhielt gegen Abend Besuche von einigen venetianischen Damen, deren angenehmes Wesen Emilien besonders gefiel. Sie betrugten sich gegen die Fremden mit

einer ungezwungenen und zuvorkommenden Artigkeit, als wären sie schon viele Jahre vertraute Freunde gewesen, und ihre Unterhaltung war abwechselnd zärtlich, empfindsam und lebhaft. So wenig Geschmack auch Madame für solche Unterhaltung hatte, und so sehr auch ihr grobes, selbstsüchtiges Betragen gegen die ausnehmende Feinheit dieser Damen abstach, konnte sie doch nicht ganz unempfindlich gegen den Zauber ihres Umgangs bleiben.

Während einer Pause des Gesprächs ergriff eine gewisse Signora Herminia die Laute, und sang und spielte so ungezwungen als wäre sie allein gewesen. Ihre Stimme hatte eine seltne Fülle und Ausdruck, doch schien sie sich ihrer Vorzüge wenig bewußt zu seyn, und war weit entfernt, sie zur Schau zu legen. Sie sang aus Frölichkeit ihres Herzens, indem sie mit halb zurückgeworfnem Schleier, voll Grazie die Laute hielt und unter Zweigen und Blüten von Pflanzen, die in Töpfen auf dem Fenster standen, da saß. Emilie zog sich ein wenig von der Gesellschaft zurück, um ihre Figur nebst der Scene im kleinen um sie her, zu zeichnen und brachte ein interessantes Gemälde aufs Papier, das vielleicht wohl die Kritik nicht ausgehalten haben würde, aber doch Geist und Geschmack genug enthielt, um Phantasie und Herz zu beschäftigen. Nachdem sie es vollendet hatte, überreichte sie es dem schönen | Original. Die Signora fand sich sehr angenehm überrascht und versicherte Emilien mit einem süßen Lächeln, daß sie es als ein Pfand ihrer Freundschaft aufbewahren würde.

Cavigni gesellte sich gegen Abend zu den Damen; Montoni aber war anderwärts versetzt. Sie schifften sich in der Gondel nach dem St. Markusplatze ein, wo sie die nämliche frohe Gesellschaft als Abends zuvor fanden. Das kühle Lüftchen, die spiegelglatte See, das sanfte Rauschen der Wellen und das süßere Murmeln der fernen Musik — die hohen Porticos und Arkaden, und die glücklichen Gruppen, die unter ihnen hin schlenderten, bezauberten Emilien doppelt, da sie durch keine lästige Aufmerksamkeit des Grafen Morano mehr gequält wurde. Als sie aber die vom Monde beleuchtete See, die Mauern des St. Markusplatzes bespülen und einen

Augenblick darauf verweilen sah, als sie den süßen, melancholischen Gesang eines Gondelfahrers hörte, der unten in seinem Boot saß, und auf seinen Herrn wartete, kehrte ihr weich gewordenes Herz zu dem Andenken an ihre Heimat, an ihre Freunde und an alles, was ihr in ihrem Vaterlande theuer war, zurück.

Nachdem sie eine Weile auf und ab gegangen waren, setzten sie sich vor der Thür eines Casinos nieder, wo, während Cavigni sie mit Erfrischungen bediente, der Graf Morano sich zu ihnen gesellte. Er suchte Emilien mit einem Blick voll ungeduldigen Verlangens, | allein sie erinnerte sich an sein Betragen vom gestrigen Abend und nahm wieder eine furchtsame Zurückhaltung an, ausser wenn sie mit der Signora Herminia und andern Damen von ihrer Gesellschaft sprach.

Es war beinahe Mitternacht, ehe sie sich nach der Oper begaben, wo Emilie nicht so gefesselt wurde, daß sie nicht, wenn sie an die eben verlaßne Scene zurückdachte, hätte fühlen sollen, wie unendlich weit aller Schimmer der Kunst der Erhabenheit der Natur nachsteht. Ihr Herz fühlte sich jetzt nicht gerührt; Thränen der Bewundrung traten ihr jetzt nicht in die Augen, als zuvor, da sie die weite Fläche des Oceans — die Größe des Himmels sah und dem Braußen des Wassers, der schwachen Musik zuhörte, die sich in sein Getöse mischten. Sobald sie an diese Gegenstände dachte, schien ihr die Scene, die sie vor sich sah, höchst unbedeutend.

Verschiedne Wochen verstrichen unter gewöhnlichen Besuchen, ohne daß etwas merkwürdiges vorfiel. Emilie fand Unterhaltung an den Sitten und Gegenständen um sie her, die so ganz von dem, was sie in Frankreich gesehn hatte, abwichen; nur störte es ihr Vergnügen, daß der Graf Morano sich allenthalben, wo sie war, mit einzuschleichen wußte. Sein Betragen, seine Figur und Eigenschaften, die man allgemein bewunderte, würden vielleicht auch bei Emilien ihren Eindruck nicht verfehlt haben, wäre nicht ihr Herz schon vorher von Valancourt eingenommen gewesen, und hätte der Graf | sie nicht durch eine unablässige Aufmerksamkeit gequält, wobei sie von Zeit zu Zeit Züge in seinem Character bemerkte, die seine andern guten Seiten verdunkelten.

Nicht lange nach seiner Ankunft zu Venedig erhielt Montoni ein Packet von Herrn Quesnel, worin dieser ihm den Tod des Onkels seiner Frau meldete, der auf seiner Villa am Brento gestorben war, und ihm zugleich schrieb, daß er eilen würde, von diesem Gute und andern ihm zugefallnen Vermächtnissen Besitz zu nehmen. Dieser Onkel war ein Bruder von Madame Quesnels verstorbnr Mutter; Montoni war von väterlicher Seite mit ihr verwandt, und so wenig Ansprüche oder Hofnung er sich auch auf diese Besitzungen zu machen hatte, konnte er doch kaum den Neid verbergen, den Herrn Quesnels Brief bei ihm erregte.

Emilie hatte mit Betrübniß bemerkt, daß Montoni, seit sie Frankreich verließen, sich nicht einmal die Mühe gegeben hatte, nur den Schein einer gewissen Freundlichkeit gegen sie anzunehmen, und daß er jetzt, statt daß er sie bisher nur vernachlässigt hatte, wirklich unartig und mürrisch gegen sie geworden war. Sie hatte sich nie eingebildet, daß ihrer Tante Schwächen, Montonis scharfem Blick entgehn, oder daß ihr Geist und Körper seine Aufmerksamkeit auf sich ziehn könnten. Sie wunderte sich deswegen mit Recht über seine Wahl, allein nachdem sie einmal getroffen war, traute sie ihm doch nicht zu, daß er seine Verachtung | gegen seine Frau so öffentlich an den Tag legen würde. Montoni aber, den der vermeinte Reichthum der Madame Cheron angelockt hatte, sah sich jetzt, da er sie in der That weit ärmer fand, in seinen Erwartungen schmerzlich getäuscht, und war höchst aufgebracht über den Betrug, den sie ihm gespielt hatte. Er sah sich in einer Sache betrogen, wo er zu betrügen geglaubt hatte, und was noch das ärgste war, von einer Frau überlistet, deren Verstand er verachtete, und der er seinen Stolz und seine Freiheit aufgeopfert hatte, ohne sich dadurch von dem Verderben, das über seinem Haupt schwebte, zu retten. Madame Montoni war so klug gewesen den größten Theil ihres wirklichen Vermögens für sich selbst zu sichern, den Ueberrest, der weder ihres Mannes Erwartungen, noch seinen Bedürfnissen angemessen war, hatte er zu Gelde gemacht und mit nach Venedig gebracht, um die Welt noch ein wenig länger zu

täuschen und einen letzten Versuch zu machen, sein verlornes Vermögen wieder zu gewinnen.

Die Winke, die man Valancourt wegen Montonis Character und Vermögensumständen gegeben hatte, waren nur zu wahr; allein es mußte jetzt von Zeit und Gelegenheit abhängen, sowohl das Gesagte, als das Verschwiegene zu enthüllen, und auch wir wollen es der Zeit und Gelegenheit überlassen.

Es lag nicht in Madame Montonis Natur, ein Unrecht mit Sanftmuth zu verschmerzen, oder es mit | Würde zu ahnden; ihr übertriebner Stolz zeigte sich in aller Heftigkeit und Erbitterung eines kleinen, oder wenigstens ungeordneten Geistes. Sie mochte sich selbst nicht gestehn, daß sie die Verachtung gewissermaßen durch ihre Falschheit gereizt hatte, sondern blieb hartnäckig auf dem Glauben, daß sie allein zu beklagen, und Montoni allein zu tadeln sey. Da ihre Seele von Natur wenig Gefühl für moralische Pflichten hatte, so fühlte sie selten die Kraft derselben, ausser wenn sie zufällig gegen sie selbst verletzt wurden: ihre Eitelkeit hatte bereits durch die Entdeckung, daß Montoni sie verachte, einen großen Stoß erlitten, und es fehlte nur noch die Entdeckung seiner wahren Umstände, um ihr den letzten Stoß zu geben. Die mangelhafte Einrichtung seines Hauses zu Venedig hätte ihr wohl einen Theil der Wahrheit verrathen können, wenn sie nicht so geneigt gewesen wäre, zu glauben, was sie wünschte. Madame Montoni hielt sich noch immer für nicht viel weniger als eine Prinzessin die einen Pallast zu Venedig, und ein Schloß in den Appeninischen Gebürgen besaß. Allerdings sprach Montoni zuweilen davon, daß er auf einige Wochen nach dem Schlosse Udolpho gehn wollte, um seine Beschaffenheit zu untersuchen, und einige Zinsen zu heben. Nach seinen Reden war er seit zwei Jahren nicht da gewesen und hatte es in dieser Zeit nur durch einen alten Bedienten, den er seinen Verwalter nannte, bewohnen lassen.

Emilie hörte mit Vergnügen von dieser Reise reden, von der sie nicht nur neue Bereicherung ihrer | Ideen, sondern vorzüglich Befreiung von des Grafen Morano unablässiger Verfolgung

erwartete. Auch glaubte sie auf dem Lande Musse genug zu haben, um ungestört an Valancourt zu denken und der Schwermuth nachzuhängen, welche sein Bild und die Erinnerung an die Scenen zu La Vallée, mit denen sich stets das gesegnete Andenken ihrer Eltern verband, in ihr erweckte. Diese idealischen Bilder waren ihr theurer und ihrem Herzen süßer, als aller Glanz frölicher Gesellschaften; sie waren eine Art von Talisman, der das Gift gegenwärtiger Uebel verscheuchte und ihre Hofnung auf glücklichere Tage aufrecht hielt; sie erschienen ihr gleich einer schönen Landschaft, die von einem Sonnenstrahle erhellt, zwischen einer langen Reihe dunkler und rauher Felsen hervorsieht.

Graf Morano begnügte sich indessen nicht länger mit stummer Aufmerksamkeit; er erklärte seine Leidenschaft für Emilien und machte seinen Antrag bei Montoni, der ihn aufmunterte, ohngeachtet Emilie ihn verwarf. Mit Montoni zum Freunde, und einem reichen Maas von Eitelkeit um sich zu täuschen, versehen, ließ er den Muth nicht sinken. Emilie fühlte sich durch seine Beharrlichkeit befremdet und beleidigt, da sie ihm ihre Gesinnungen mit einer Freimütigkeit, die kein Misverständniß zuließ, entdeckt hatte.

Er brachte nun den größten Theil seiner Zeit bei Montoni zu, als beinahe täglich dort, und begleitete Madame und Emilien, wohin sie auch giengen — und | alles dies trotz Emiliens sich stets gleicher Zurückhaltung. Ihre Tante schien diese Heirath eben so sehnlich als Montoni zu wünschen und wollte ihr nie gestatten, aus einer Gesellschaft, wo sie den Grafen zu finden erwartete, wegzubleiben.

Montoni sprach jetzt nichts mehr von seiner Reise, wovon Emilie mit Ungeduld zu hören verlangte; auch war er selten zu Hause, ausser wenn der Graf, oder Signor Orsino dort waren, denn zwischen ihm und Cavigni schien eine gewisse Kälte obzuwalten, ohngeachtet er ihn noch immer im Hause behielt. Mit Orsino schloß er sich oft stundenlang ein, und der Gegenstand ihrer Unterhaltung schien sehr wichtig zu seyn, weil Montoni ihr oft seine Lieblingsleidenschaft fürs Spiel aufopferte, und den ganzen Abend zu Hause blieb. Ueberhaupt beobachtete jetzt Orsino bei seinen Besuchen

eine gewisse Heimlichkeit, die er vorher nicht gehabt hatte, und die Emilien nicht nur befremdete sondern auch beunruhigte, denn sie hatte zu ihrem großen Misvergnügen viele Züge seines Characters entdeckt, die er am meisten beflissen schien zu verbergen. Montoni war nach diesen Besuchen oft noch nachdenkender als gewöhnlich — oft zog ihn das tiefe Arbeiten seiner Seele gänzlich von dem ab, was ihn umgab, und warf einen Schatten auf sein Gesicht, der es beinahe fürchterlich machte — zu andern Zeiten schienen seine Augen beinahe zu flammen und alle Kräfte seiner Seele zu einem großen Unternehmen in Thätigkeit gerufen zu seyn. Emilie beobachtete diese geschriebnen Zeichen | seiner Gedanken mit tiefer Theilname und nicht ohne einen gewissen Grad von Furcht, wenn sie bedachte, daß sie gänzlich in seiner Macht war. Doch enthielt sie sich, ihrer Furcht oder ihrer Bemerkungen gegen Madame Montoni zu erwähnen, die damals an ihrem Manne nichts als seine gewöhnliche üble Laune wahrnahm.

Ein zweiter Brief von Herrn Quesnel verkündigte ihnen, daß er und seine Frau auf der Villa Miarenti angelangt wären: er pries sein gutes Glück bei der Angelegenheit, die ihn nach Italien geführt hatte, und lud Montoni mit seiner Frau und Nichte sehr dringend auf sein neues Gut ein.

Emilie erhielt um dieselbe Zeit einen für sie weit interessanteren Brief, der auf eine Weile jeden Schmerz ihres Herzens besänftigte. Valancourt hatte in der Hofnung, daß sie noch zu Venedig seyn würde, der Post einen Brief anzuvertrauen gewagt, worin er ihr von seinem Leben und von seiner unablässigen zärtlichen Liebe schrieb. Er hatte sich einige Zeit nach ihrer Abreise in Thoulouse aufgehalten, um das schwermüthige Vergnügen zu genießen, die Gegend zu durchwandeln, wo er sie zu sehn gewohnt war, und gieng von da nach seines Bruders Schlosse in der Nachbarschaft von La Vallée. »Wenn mein Dienst mich nicht zu meinem Regiment rief«, setzte er hinzu, »so weiß ich nicht, ob ich Entschlossenheit genug haben würde, die Nähe eines Ortes zu verlassen, der mir durch die Er|innerung an Sie so theuer geworden ist. Bloss die

Nachbarschaft von La Vallée konnte mich so lange zu Estuviere halten: ich ritt oft früh Morgens dahin, um mit Musse den Tag über in Gegenden zu wandeln, die einst Ihre Heimath waren, wo ich Sie zu sehn, mit Ihnen zu sprechen gewohnt war. Ich habe meine Bekanntschaft mit der guten alten Therese erneuert, die sich freute mich zu sehn, um mir von Ihnen zu erzählen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr dieser Umstand mich zu ihr hingezogen hat, mit welcher Begierde ich sie von ihrem Lieblingsgegenstand reden hörte. Mein einziger Bewegungsgrund, der alten Therese Bekanntschaft zu suchen, war allerdings, Zutritt in dem Hause und Garten zu erhalten, den meine Emilie so kürzlich bewohnt hatte. Hier gehe ich dann und sehe Ihr Bild unter jedem Schatten — vor allem aber sitze ich gerne unter den breiten Zweigen Ihres Lieblingsbaumes, wo wir einst — ach Emilie! — zusammen saßen — wo ich zuerst Ihnen zu sagen wagte, daß ich sie liebte. O Emilie, die Erinnerung an diese Augenblicke überwältigt mich — ich sitze verloren in Träumen — ich bemühe mich, sie durch den Nebel meiner Thränen in dem ganzen Himmel des Friedens und der Unschuld zu sehn, worin Sie mir damals erschienen — wieder die Töne der Stimme zu hören, die damals mein Herz mit Zärtlichkeit und Hoffnung durchbebten — ich lehne mich an die Mauer der Terasse, wo wir zusammen dem Strome der Garonne unter uns zusah, während ich Ihnen die wilde Gegend beschrieb, wo sie entspringt, und immer nur an Sie | dabei dachte. O Emilie, sind diese Augenblicke auf immer dahin! werden sie nie wieder kehren!«

An einer andern Stelle schrieb er: »ich habe so eben einen Umstand gehört, der meinen ganzen geträumten Himmel auf einmal zerstört und es mir gleichgültig macht zu meinem Regiment zurückzukehren, da ich doch nicht länger unter den geliebten Schatten wandeln kann, wo ich Sie in Gedanken zu treffen gewohnt war. — La Vallée ist verpachtet. Nachdem was mir Therese diesen Morgen gesagt hat, habe ich Ursache zu glauben, daß es ohne Ihr Wissen geschehn ist, und eile deswegen, Ihnen Nachricht davon zu geben. Die gute Alte vergoß Thränen, als sie erzählte, daß sie ihres

lieben Fräuleins Dienst und das Schloß verlassen sollte, wo sie so viel glückliche Jahre verlebt hatte — und das alles, setzte sie hinzu, ohne nur einen Brief von meinem Fräulein erhalten zu haben, der die Nachricht mildern könnte: allein das ist alles Herrn Quesnel's Werk und ich möchte wohl behaupten, daß sie nicht einmal weiß, was vorgeht.«

Am Ende seines Briefs, an dem er mehrere Tage geschrieben hatte, sagt er: »ich habe eine Auffoderung zu meinem Regiment erhalten, und gehe ohne Leidwesen dahin, da ich doch von den Gegenden verbannt bin, die meinem Herzen so lieb waren. Diesen Morgen ritt ich nach La Vallée und erfuhr, daß der neue Besitzer angekommen und Therese fort wäre. Er soll ein Mann von Stande seyn, das ist aber auch alles, | was ich habe erfahren können. Der Ort schien mir, als ich in den Gränzen umherstrich, weit trauriger als zuvor. Ich hätte wohl gewünscht, zugelassen zu werden, um noch einmal von Ihrem lieben Ahornbaum Abschied zu nehmen, nur noch einmal zu träumen, daß ich Sie unter seinem Schatten sitzen sähe — allein ich enthielt mich, die Neugierde fremder Menschen rege zu machen — die Fischerhütte im Walde stand mir indeß noch offen — ich gieng dahin und brachte eine Stunde, an die ich nicht ohne Bewegung zurückdenken kann, daselbst zu. O Emilie, gewiß sind wir nicht auf immer getrennt! gewiß werden wir noch für einander leben!«

Dieser Brief preßte Emilien manche Thräne aus — Thränen der Zärtlichkeit und des befriedigten Gefühls, da sie erfuhr, daß Valancourt noch lebe, und daß keine Zeit und Abwesenheit ihr Bild in seinem Herzen verlöscht hatten. Die Stellen in seinem Briefe, worin er die Zärtlichkeit der Gefühle beschrieb, die in ihm aufstiegen als er La Vallée besuchte, rührten sie vorzüglich, und es dauerte lange ehe sie ihre Gedanken so weit von Valancourt abziehn konnte, um seine Nachricht wegen La Vallée in ihrem ganzen Umfange zu fühlen. Es mußte sie befremden und verdrießen, daß Herr Quesnel dieses Gut verkaufte, ohne sie einmal zu Rathe zu ziehn; da dies bewies, daß er sich eine unumschränkte Gewalt über ihre Ange-

legenheiten anmaßte. Zwar hatte er ihr, ehe sie Frankreich verließ, den Vorschlag gethan, es in ihrer Abwesenheit zu verpachten, und sie konnte in ökonomischer Hinsicht | nichts dagegen einwenden, allein der Gedanke, ihres Vaters ehemaligen Aufenthalt der Laune und Willkühr von Fremden Preis zu geben, und sich selbst einer sichern Heimath zu berauben, im Fall unglückliche Umstände sie nach diesem Zufluchtsorte zurücktreiben sollten, machte, daß sie sich diesem Vorschlage durchaus widersetzte. Auch hatte ihr Vater in seiner letzten Stunde das Versprechen von ihr gefodert, La Vallée nicht zu veräußern, und sie fürchtete dieses Versprechen schon dadurch, wenn sie es an Fremde verpachtete, zu verletzen. Es war nur zu sichtlich, wie wenig Herr Quesnel auf diese Einwendungen geachtet, und wie sehr er alle andern Rücksichten Geldvortheilen aufgeopfert hatte. Es schien, daß er Montoni nicht einmal von seinem Schritt zu unterrichten gewürdigt hatte, denn sie sah keinen Grund, warum Montoni diesen Umstand vor ihr sollte verheelt haben. Auch ihres Vaters alte und treue Haushälterin gieng ihr nahe. »Arme Therese«, sagte sie, »du hast in deinem Dienste wenig erspart: denn du warst immer gut und mitleidig gegen die Armen und dachtest in der Familie zu sterben, wo du deine besten Jahre zubrachtest. Arme Therese, nun bist du in deinen alten Tagen aus dem Hause gestoßen, um dein Brod vor den Thüren zu suchen!«

Emilie weinte bitterlich bei diesem Gedanken und nahm sich vor mit Herrn Quesnel zu überlegen, was wohl für Theresen gethan werden könnte, und sich sehr deutlich gegen ihn zu äußern — allein sie fürchtete, daß | sein kaltes Herz nur für sich selbst fühlen konnte. Auch beschloß sie, Montoni zu fragen, ob er in seinem Briefe etwas von ihren Angelegenheiten erwähnt hätte, wozu er ihr bald Gelegenheit gab, indem er sie bitten ließ zu ihm in sein Zimmer zu kommen. Sie zweifelte nicht, daß er sie zu sprechen wünschte, um ihr den Inhalt von Herrn Quesnels Briefe mitzutheilen und erschien sogleich. Sie fand ihn allein.

»Ich habe eben an Herrn Quesnel geschrieben«, sagte er, als Emilie hereintrat, »um ihm auf einen Brief, den ich vor wenig Tagen

von ihm erhielt, zu antworten, und wünschte mit Ihnen über einen Punkt desselben zu sprechen.«

»Auch ich hatte mit Ihnen hierüber zu sprechen gewünscht«, sagte Emilie.

»Allerdings muß die Sache für Sie wichtig seyn«, sagte Montoni, »und ich denke, Sie müssen sie in eben dem Lichte betrachten als ich, da sie sich auch in der That wohl nicht anders betrachten läßt. Ich traue Ihnen zu, daß Sie mit mir darin übereinkommen werden, daß jede, auf sogenannte Empfindung gegründete Einwendung gründlicheren Vortheilen nachstehn muß.«

»Dieses zugegeben«, erwiederte Emilie bescheiden, »sollte man doch nie die Pflichten der Menschlichkeit aus den Augen setzen. Allein ich fürchte, es ist jetzt zu spät, über die Sache zu Rathe zu gehn, und ich | muß beklagen, daß es nicht länger in meiner Macht steht, mich dagegen zu setzen.«

»Es ist zu spät«, sagte Montoni, »aber da es einmal so ist, so freut es mich wenigstens zu sehn, daß Sie sich ohne leeren Klagen nachzuhängen, der Vernunft und Nothwendigkeit ergeben. Ich schätze dieses Betragen um so mehr, da es eine Stärke der Seele verräth, die man selten bei Ihrem Geschlechte findet. Wenn sie zu reifern Jahren kommen, werden Sie sich mit Dankbarkeit an die Freunde erinnern, die Sie von den romanhaften Chimären der Empfindsamkeit heilen halfen und werden einsehn, daß dies nur die Spielzeuge der Kindheit sind, die man wegwerfen sollte, sobald man der Kinderstube entwächst. Ich habe meinen Brief noch nicht geendigt und Sie können selbst noch einige Zeilen hinzusetzen, um Ihrem Onkel Ihre Einwilligung zu melden. Sie werden ihn bald sehn, denn ich bin willens, nächster Tags mit Ihnen und Madame Montoni nach Miarenti zu reisen, wo Sie dann ausführlicher über die Sache reden können.«

Emilie schrieb auf die leere Seite des Briefs folgende Worte: Es würde jetzt fruchtlos seyn, mit Ihnen über die Sache, wovon Herr Montoni wie er sagt, Ihnen geschrieben hat, zu streiten. Ich hätte wenigstens gewünscht, daß man mit weniger Uebereilung

zu Werke gegangen seyn möchte, damit ich gelernt hätte, einige Vorurtheile, wie der Signor es nennt, die noch immer in meinem Herzen regieren, zu besiegen. Indessen ergebe ich mich, da es nun einmal nicht anders ist, und erspare was ich noch darüber zu sagen hätte, bis ich die Ehre haben werde, Sie selbst zu sehn. Nur wünschte ich, daß Sie je eher je lieber für die arme Therese sorgen möchten. Thun Sie es wenigstens aus Liebe zu Ihrer

gehorsamen Nichte

Emilie St. Aubert.

Montoni lächelte spöttisch über das, was Emilie geschrieben hatte, machte aber keine Einwendung dagegen. Sie begab sich in ihr Zimmer, wo sie sich niedersetzte, um einen Brief an Valancourt anzufangen, worin sie ihm die nähern Umstände ihrer Reise und ihrer Ankunft zu Venedig erzählte, und ihm die Gegenden jenseits der Alpen, die den tiefsten Eindruck auf sie gemacht hatten, ihre Empfindungen bei dem ersten Anblick von Italien; die Sitten und Charactere der Menschen, mit denen sie lebte, und einige Umstände von Montonis Betragen beschrieb. Nur vermied sie, des Grafen Morano und noch mehr seiner Erklärung zu erwähnen, denn sie wußte, wie sehr wahre Liebe zu Besorgnissen geneigt, wie ängstlich sie über alle Dinge ist, die nur den mindesten Bezug auf sie haben können — und vermied deswegen sorgfältig bei Valancourt nur den Gedanken an einen Nebenbuhler aufkommen zu lassen.

Am folgenden Tage aß der Graf Morano wieder bei Montoni: Er war ungewöhnlich belebt, und Emilie glaubte in seiner Anrede an sie eine gewisse triumphirende Freude zu bemerken, die sie noch nie an ihm wahr genommen hatte. Sie suchte ihn durch eine mehr als gewöhnliche Kälte zurückzuweisen, allein ihre kalte Höflichkeit schien ihn mehr aufzumuntern, als niederzuschlagen. Er schien ängstlich auf eine Gelegenheit zu warten, mit ihr allein zu sprechen und bath sie auch mehrmals darum; allein Emilie antwortete immer, daß sie nichts von ihm zu hören hätte, was er nicht vor der ganzen Gesellschaft sagen könnte.

Gegen Abend giengen Madame Montoni und ihre Gesellschaft nach der See, und als der Graf Emilien in seine Gondel führte, drückte er ihre Hand an seine Lippen und dankte ihr für die Güte, die sie ihm bewiesen hätte. Emilie, äusserst befremdet und aufgebracht, zog ihre Hand schnell zurück und glaubte, daß er spotten wollte. Als sie aber die Terrasse herunter kam und des Grafen Kahn unten warten sah, während die andre Gesellschaft sich schon in die Gondeln gesetzt hatte und fortruderte, beschloß sie, keine abge sonderte Unterhaltung zu bewilligen, wünschte ihm einen guten Abend und gieng nach dem Portico zurück. Der Graf folgte ihr, um ihr Vorstellungen zu machen, und sie um Gehör zu bitten; Montoni, der eben heraus kam, machte die Bitte überflüssig; ohne daß er zu sprechen würdigte, nahm er sie bei der Hand und führte sie in die Gondel. Emilie konnte nicht schweigen; sie bat Montoni mit leiser Stimme das Unschickliche ihrer Lage zu bedenken, und ihr diese Demüthigung zu ersparen; allein er blieb unbeweglich.

| »Diese Launen sind unerträglich«, sagte er, »und sollen nicht befriedigt werden. Ich sehe hier nichts unschickliches.«

In diesem Augenblick stieg Emiliens Misfallen an dem Grafen bis zum Abscheu. Daß er mit so beharrlicher Zudringlichkeit trotz allem was sie geäußert hatte, sie verfolgen und ihre Meinung von ihm für ganz unbedeutend zu halten schien, so lange Montoni seine Bewerbung unterstützte, verwandelte ihre Abneigung gegen ihn in Abscheu. Es gereichte ihr noch zu einem kleinen Trost, daß Montoni mit von der Gesellschaft war, der sich an eine Seite von ihr setzte, während Morano an der andern Platz nahm. Es entstand eine kleine Pause, indeß die Gondelfahrer ihre Ruder zurechte machten und Emilie zitterte, wenn sie an das Gespräch dachte, das auf diese Stille folgen würde. Endlich faßte sie Muth, es selbst zu unterbrechen, um Moranos süßen Reden und Montonis Vorwürfen auszuweichen. Der letzte gab auf eine allgemeine Bemerkung, die sie machte, eine kurze unhöfliche Antwort; Morano aber ließ sogleich eine allgemeine Bemerkung darauf folgen, die er am Ende zu einem besondern Complimente zu drehen wußte, ohne sich

dadurch niederschlagen zu lassen, daß Emilie es nicht einmal durch ein Lächeln zu bemerken würdigte.

»Mich hat sehnlich verlangt«, sagte er, »Ihnen meine Dankbarkeit für Ihre Güte zu sagen, allein ich muss auch dem Signor Montoni danken, daß er mir die Gelegenheit dazu verschafft hat.«

| Emilie sah den Grafen mit einem Blick des Erstaunens und Misvergnügens an.

»Warum«, fuhr er fort, »suchen Sie das Entzücken dieses Augenblicks durch diese grausame Kälte zu verbittern? Warum suchen sie mich aufs neue in Zweifel zu stürzen, indem sie ihr Gesicht zwingen, der Güte ihrer letzten Erklärung zu widersprechen. Sie können an der Aufrichtigkeit, an der Wärme meiner Leidenschaft nicht zweifeln; warum wollen Sie also noch länger, süße Emilie, Ihre Empfindungen vor mir verheelen?«

»Wenn ich sie je verheelt hätte, mein Herr«, sagte Emilie, die ihren Muth zusammenfaßte, »so wäre es gewiß unnöthig, es noch länger zu thun. Ich hatte gehofft, daß sie mich fernerhin nicht mehr in die Nothwendigkeit setzen würden, ihrer zu erwähnen; da sie aber nicht dazu geneigt scheinen, so erlauben Sie mir, Ihnen zum letztenmal zu sagen, daß Ihre Zudringlichkeit Ihnen sogar die Achtung geraubt hat, deren ich Sie bisher würdig geglaubt habe.«

»Erstaunlich!« rief Montoni! »das ist in der That beinahe mehr, als ich erwartet hätte, so hohe Begriffe ich auch immer von dem Eigensinn Ihres Geschlechts hatte. Nur bitte ich Sie, nicht zu vergessen, Fräulein Emilie, daß ich kein Liebhaber bin, wie Graf Morano, und daß ich mich nicht zum Spielzeug Ihrer müßigen Stunden mag brauchen lassen. Es ist hier von | einer Verbindung die Rede die jeder Familie Ehre machen würde; die Ihrige ist, wie Sie sich erinnern werden, nicht von Adel; Sie haben sich lange meinen Vorstellungen widersetzt, allein jetzt ist meine Ehre im Spiel und ich will nicht mit ihr scherzen lassen. Sie sollen jetzt durchaus bei der Erklärung bleiben, die Sie mir für den Grafen aufgetragen haben!«

»Ich muß Sie wohl unrecht verstehn«, sagte Emilie; »meine Ant-

worten über diese Sache sind immer dieselben gewesen; es ist Ihrer unwerth, mich eines Eigensinns zu beschuldigen. Wenn Sie sich herabgelassen haben, Aufträge von mir zu besorgen, so ist das eine Ehre, die ich nie verlangt habe. Ich selbst habe sowohl dem Grafen Morano als Ihnen stets standhaft erklärt, daß ich nie die Ehre, die er mir anbietet, annehmen kann, und wiederhole Ihnen jetzt diese Erklärung nochmals.«

Der Graf sah befremdet und forschend Montoni an, auf dessen Gesicht sich auch eine gewisse Befremdung, aber vermischt mit Unwillen zeigte.

»Hier ist Unverschämtheit mit Eigensinn vereinigt«, sagte er —
»Wollen Sie Ihre eignen Worte läugnen, Madam?«

»Eine solche Frage verdient keine Antwort«, sagte Emilie erröthend, »Sie werden sich besinnen und es bereuen, sie gethan zu haben.«

|»Reden Sie, was zur Sache gehört«, sagte Montoni mit steigender Heftigkeit. »Wollen Sie ihre eignen Worte läugnen? wollen Sie läugnen, daß Sie nur vor wenigen Stunden selbst eingestanden haben, daß es zu spät wäre, ihr Versprechen zurückzunehmen, und daß Sie des Grafen Hand annähmen!«

»Allerdings läugne ich das, denn ich habe nie etwas ähnliches gesagt!«

»Erstaunlich! Wollen Sie läugnen, was Sie an Ihren Onkel Herrn Quesnel geschrieben haben? so muß Ihre eigne Hand gegen Sie zeugen. Was sagen Sie nun?« fuhr er fort, da er Emiliens Still-schweigen und Verlegenheit sah.

»Ich sehe jetzt, daß Sie in einem großen Irrthum stehn, und daß ich Sie ebenfalls misverstanden hatte.«

»Keine weitere Falschheit, wenn ich bitten darf; seyn Sie offen und wahr, wenn es möglich ist.«

»Ich war es stets, mein Herr, und kann mir kein Verdienst daraus machen, weil ich nichts zu verheelen hatte.«

»Was ist das, Signor«, rief Morano vor Ungeduld zitternd.

»Halten Sie ihr Urtheil zurück, Graf«, erwiderte Montoni; »die

List eines weiblichen Herzens ist unergründlich. Nun Fräulein, Ihre Erklärung.«

| »Verzeihen Sie mir, wenn ich meine Erklärung zurückhalte, bis Sie geneigt scheinen, mir Ihr Vertrauen zu schenken, denn jetzt würde ich mich durch alles was ich sage, nur Beleidigungen aussetzen.«

»Ich beschwöre Sie, sich zu erklären«, sagte Morano.

»Gut gut, ich will Ihnen vertrauen«, hub Montoni wieder an, »lassen Sie uns nur die Erklärung hören.«

»So erlauben Sie mir, ihr durch eine Frage näher zu kommen.«

»Fragen Sie soviel Sie wollen« — sagte Montoni verächtlich —

»Was war denn der Inhalt Ihres Briefes an Herrn Quesnel?«

»Unstreitig der nämliche, als in Ihrer Nachschrift. Es war in der That sehr gut, mein Vertrauen zu fodern, ehe Sie diese Frage thaten!«

»Ich muß Sie bitten, sich deutlicher zu erklären, was eigentlich der Inhalt war.« —

»Was anders, als der edelmüthige Antrag des Grafen Morano.«

»Wenn das ist, so haben wir einander gänzlich misverstanden.«

| »So müßten wir uns auch bei dem vorhergehenden Gespräch misverstanden haben«, versetzte Montoni. »Ich muß Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß Sie in dieser Art von Misverständnissen sehr stark sind.«

Emilie suchte die Thränen zurückzuhalten, die ihr in die Augen traten und mit geziemender Festigkeit zu antworten: »Erlauben Sie mir entweder, mein Herr, mich ganz zu erklären, oder ganz still zu schweigen.«

»Wir bedürfen jetzt keine weitere Erklärung; sie ist schon vorhergegangen, wenn der Graf Morano noch eine nöthig glaubt, so werde ich ihm eine anständige geben. Sie haben seit unserm letzten Gespräch Ihre Gesinnung verändert, und wenn er so viel Geduld und Demuth haben kann, bis morgen zu warten, so wird er sie wahrscheinlich wieder verändert finden; da ich aber weder die Geduld noch die Demuth eines Liebhabers besitze, so bitte ich Sie, meinen Unwillen nicht zu reitzen.«

»Sie sind zu schnell, Montoni«, sagte der Graf, der mit äusserster Angst und Ungeduld dies Gespräch angehört hatte. — »Ich beschwöre Sie, Signora, mir eine Aufklärung zu geben.«

»Signor Montoni hatte Recht zu sagen, daß jetzt alle Erklärungen unnöthig sind; nach dem was vorgefallen ist, werde ich gewiß kein Wort mehr verlieren. Genug für Sie und mich, mein Herr, wenn ich meine | letzte wiederhole. Lassen Sie mich hoffen, daß dies das letztmal ist, wo ich es nöthig habe — ich kann nie die Ehre Ihrer Verbindung annehmen!«

»Reizende Emilie«, rief der Graf in höchster Bewegung, »lassen Sie keine Empfindlichkeit Sie ungerecht machen. Lassen Sie mich nicht für Montonis Beleidigungen büßen: — Widerrufen Sie! —«

»Beleidigung« unterbrach Montoni — »Graf, diese Sprache ist lächerlich, diese Unterwürfigkeit kindisch — sprechen Sie, wie es einem Manne geziemt; und nicht als der Sklave eines kleinen Tyrannen.«

»Sie bringen mich zur Verzweiflung, Signor; lassen Sie mich meine eigne Sache führen; Sie haben bereits bewiesen, wie ungeschickt Sie dazu sind.«

»Alle Gespräche über diese Sache, Signor«, sagte Emilie, »ist schlimmer als unnütz, weil es uns allen nur unangenehme Empfindungen machen kann; wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so setzen Sie es nicht weiter fort.«

»Es ist unmöglich Signora, so leicht den Gegenstand einer Leidenschaft aufzugeben, die das Entzücken und die Qual meines Lebens ist. Ich muß Sie stets lieben — Sie stets mit unablässiger Glut verfolgen, wenn Sie die Stärke und Standhaftigkeit meiner Leidenschaft fühlen könnten, so müßte Ihr Herz in Mitleid und Reue schmelzen.«

| »Ist das edel, Herr Graf? ist das männlich? Ist eine so hartnäckige Verfolgung, von der ich jetzt kein Mittel habe, mich zu befreien, wohl geschickt, die Achtung, die Sie wünschen, zu verdienen oder zu erwerben?«

Ein Schimmer von Mondlicht, der auf Moranos Gesicht fiel,

verrieth die gewaltsame Bewegung seiner Seele, und zeigte zugleich auf Montonis Zügen eine finstre Bosheit, die den Grafen aufbrachte.

»Bei Gott, das ist zu viel«, rief er plötzlich. »Montoni, Sie behandeln mich entsetzlich! Von Ihnen fodre ich jetzt eine Erklärung!«

»Von mir Signor! — Sie sollen Sie haben, wenn Ihr Scharfsinn in der That durch Leidenschaft so sehr verdunkelt ist, daß sie ihrer bedürfen. Und was Sie betrifft, mein Fräulein, Sie sollen erfahren, daß man mit einem Mann von Ehre nicht spielen darf, wenn Sie auch einen verliebten Knaben ungestraft wie eine Puppe behandeln!«

Diese Spötterei machte Moranos Stolz rege, und da seine Empfindlichkeit über Emiliens Kälte sich im Unwillen über Montonis Unverschämtheit verlor, so beschloß er, ihn zu demüthigen, indem er sie vertheidigte.

»Auch dies«, sagte er, zur Antwort auf Montonis letzte Worte — »auch dies soll nicht ungeahndet bleiben. Sie sollen lernen, daß Sie es mit einem stärkern Feinde als mit einem Frauenzimmer zu thun haben; ich werde die Signora vor Ihren Beleidigungen schützen. Sie haben mich hintergangen und möchten gern Ihre vereitelten Absichten an einer Unschuldigen rächen!«

»Sie hintergangen«, erwiderte Montoni schnell — »ist nicht mein Betragen, mein Wort« — er hielt inne, und fuhr, indem er den Zorn, der in seinen Augen flammte, zu bekämpfen suchte, mit gemässigter Stimme fort: »Graf Morano, dies ist eine Sprache, ein Betragen, woran ich nicht gewöhnt bin — es ist das Betragen eines verliebten Knaben, und als solches will ich es mit Verachtung übergehn.«

»Mit Verachtung, Signor?«

»Die Achtung, die ich mir selbst schuldig bin«, erwiderte Montoni, »verlangt, daß ich ausführlicher über einige Punkte mit Ihnen spreche. Gehn Sie mit mir nach Venedig zurück, so werde ich mich herablassen, Sie von Ihrem Irrthum zu überzeugen.«

»Herablassen! — aber wissen Sie, daß ich mich nicht herablassen will, solche Reden anzuhören.«

Montoni lächelte verächtlich und Emilie, der jetzt vor den Folgen dessen was sie sah und hörte, bange war, konnte nun nicht länger schweigen. Sie erläuterte nun den ganzen Anlaß des Misverständnisses, daß sie nämlich geglaubt hatte, Montoni spräche von dem Verkauf von La Vallée, und drang darauf, daß er sogleich an Herrn Quesnel schreiben, und den Irrthum ins Reine bringen möchte.

Allein Montoni war, oder stellte sich ungläubig, und der Graf Morano wußte noch immer nicht, wie er daran war. Indessen war durch dies Gespräch die Aufmerksamkeit der Zuhörer von dem eigentlichen Gegenstand ihres Streites abgezogen worden, und ihr Zorn hatte sich folglich einigermaßen gelegt. Montoni bat den Grafen, seine Leute nach Venedig zurückfahren zu lassen, damit er ein Gespräch unter vier Augen mit ihm haben könnte, und Morano, durch seinen gemäßigten Ton etwas besänftigt, und begierig, der Sache ganz auf den Grund zu kommen, war es zufrieden.

Emilie durch diese Aussicht, bald befreit zu werden, beruhigt, wandte nun die übrigen Augenblicke dazu an, die Herren auszusöhnen, um alles Unglück zwischen Menschen zu verhüten, die noch so eben sie verfolgt und beleidigt hatten.

Sie lebte wieder auf, als sie die Stimme des Scherzes und Gesangs von dem großen Kanal ertönen hörte, und endlich wieder zwischen den prächtigen Gebäuden, die den Markusplatz einfassen, hinfuhr. Die Gondel hielt vor Montonis Hause still, und der Graf führte sie eilends in den Saal, wo Montoni ihn beim Arm nahm und ihm etwas ins Ohr sagte. Morano küßte hierauf Emiliens Hand, ohngeachtet sie sich bemühte sie loszumachen, und nachdem er ihr mit einem Tone, den sie nicht misdeuten konnte, einen guten Abend gewünscht hatte, kehrte er mit Montoni nach seiner Gondel zurück.

Als Emilie wieder in ihrem Zimmer war, dachte sie mit innerlicher Angst an Montonis ungerechte, tyrannische Behandlung, an Moranos hartnäckige Verfolgung und an ihre eigne freundlose Lage in einem fremden Lande. Vergebens blickte sie um Schutz auf Valancourt, den sein Stand in ein fernes Königreich verbannte;

doch war es ihr ein Trost zu wissen, daß es wenigstens eine Seele in der Welt gab, die an ihrem Kummer Theil nahm, und deren Wünsche ihr zu helfen, sehnsuchtsvoll zu ihr fliegen würden. Allein sie nahm sich vor, ihm den fruchtlosen Schmerz zu ersparen, daß sie ihm erzählte, wie sehr sie Ursach hatte zu bereuen, daß sie seinem bessern Urtheil über Montoni nicht geglaubt hatte, zumal da keine Unannehmlichkeit ihrer Lage sie dahin bringen konnte, sich die Delikatesse und uneigennützigte Liebe reuen zu lassen, die ihr eingab, seinen Antrag einer geheimen Heirath zurückzuweisen. Sie versprach sich einigen Trost von der Zusammenkunft mit ihrem Onkel, dem sie alles Unangenehme ihrer Lage zu eröffnen, und ihn zu bitten beschloß, sie wieder mit nach Frankreich zu nehmen. Plötzlich erinnerte sie sich, daß ihr geliebtes La Vallée, ihre einzige Heimath, nicht mehr ihr Eigenthum war, und ihre Thränen flossen aufs neue — sie fürchtete, sich wenig Mitleid von einem Manne versprechen zu dürfen, der ohne sie einer Frage zu würdigen, es verkaufen, und eine alte treue Magd, die keine andre Stütze oder Zuflucht mehr hatte, verstoßen konnte. Allein, so gewiß es auch war, daß sie keine Heimath und nur wenig Freunde in Frankreich mehr hatte, blieb es doch ihr Vorsatz, wo möglich dahin zurück zu kehren, um sich aus Montonis Händen zu befreien, dessen drückendes Betragen gegen sie, so wie sein ganzer Charakter ihr mit Recht fürchterlich war. Sie wünschte nicht bei ihrem Onkel zu bleiben, denn sie hatte genug von seinem Betragen gegen ihren seeiligen Vater gesehn, um überzeugt zu seyn, daß sie nur ihre Tyrannen vertauschen würde, wenn sie zu ihm gienge: eben so wenig hegte sie nur den kleinsten Gedanken, in Valancourts Vorschlag einer unverzüglichen Heirath zu willigen, denn ohngeachtet sie dadurch einen edelmüthigen und rechtschaffnen Besitzer erhalten haben würde, waren doch noch die wichtigsten Gründe, die sie davon abgehalten hatten, so gut als damals vorhanden. Eine sichere Zuflucht aber blieb ihr in Frankreich noch immer offen. Sie wußte, daß sie in dem Kloster willkommen seyn würde, wo sie ehemals so viel Güte genossen hatte, und das einen rührenden, feierlichen

Anspruch auf ihr Herz hatte, weil es die Gebeine ihres verstorbenen Vaters in sich schloß. Hier konnte sie sicher und ruhig bleiben, bis die Zeit, auf welche La Vallée verpachtet war, verflossen, oder Herrn Mottevilles Angelegenheit so weit aufs Reine gebracht seyn würde, daß sie urtheilen konnte, ob es bei dem Ueberrest ihres Vermögens rathsam für sie wäre, dies Gut zu ihrem Aufenthalt zu wählen.

| Den Tag darauf brachte Madame Montoni, da sie mit Emilien allein war, das Gespräch auf den Graf Morano, und äusserte ihre Verwundrung, daß sie statt sich mit der übrigen Gesellschaft auf dem Wasser zu vereinigen, so schnell wieder nach Venedig zurückgekehrt wären. Emilie erzählte ihr darauf was vorgefallen war, sagte daß ihr das Misverständniß zwischen ihr und Montoni leid thäte, und bat sie um ihren Beistand, des Grafen fernere Anträge zurückzuweisen — merkte aber bald, daß Madame Montoni schon vorher von dem Inhalt des Gesprächs unterrichtet gewesen war.

»Sie dürfen bei solchen Grillen keine Aufmunterung von mir erwarten«, sagte ihre Tante; »ich habe Ihnen bereits meine Meinung über die Sache gesagt, und halte es für sehr recht, daß Signor Montoni Sie auf alle Weise zur Einwilligung zwingt. Wenn junge Leute blind gegen ihren eignen Vortheil sind, und hartnäckig auf ihrem Kopfe beharren, so können ihre Freunde ihnen keine größere Wohlthat erzeigen, als wenn sie sich ihrer Thorheit widersetzen. Ich möchte doch wissen, was Sie wohl besseres verlangen könnten, als diese Heirath. Haben Sie höhere Erwartungen?«

»Ganz und gar keine, Madame«, erwiderte Emilie, »und ich ersuche Sie deswegen, mich in meiner glücklichen Niedrigkeit zu lassen.«

»Wohl Nichte, es ist nicht zu läugnen, daß Sie Stolz genug besitzen, mein armer Bruder, Ihr Vater | besaß auch einen guten Theil davon, so wenig auch seine Umstände ihm entsprachen.«

Emilie fühlte sich durch diese lieblose Erwähnung ihres Vaters zu tief gekränkt, als daß sie ihre Tante einer Antwort hätte würdigen sollen. Sie verließ das Zimmer, und begab sich in das ihrige,

wo ihr Schmerz sich bald in Thränen auflöste. Jeder Rückblick auf ihre Lage mußte in der That nur ihren Schmerz erhöhen. Auf einer Seite sah sie Montonis unwürdigen Charakter, auf der andern die grausame Eitelkeit ihrer Tante, deren Befriedigung sie aufgeopfert werden sollte; es blieb ihr nichts übrig als die Hofnung, bald aus diesem Labyrinthe befreit zu werden.

Während der wenigen Tage, die zwischen diesem Gespräch und der Abreise nach Miarenti verflossen, würdigte Montoni Emilien auch nicht eines Wortes. Seine Blicke verriethen seinen Unwillen deutlich genug, nur wunderte es sie, daß er sich enthalten konnte, des Gegenstandes desselben zu erwähnen, wie auch daß der Graf Morano ihn drei Tage hindurch weder besucht noch von ihm genannt wurde. Verschiedne Vermuthungen stiegen in ihr auf. Zuweilen fürchtete sie, daß der Streit zwischen ihnen neu aufge-regt, und für den Grafen unglücklich ausgefallen wäre, dann wieder war sie geneigt zu hoffen, daß er, durch ihre hartnäckige Verweigerung ermüdet oder beleidigt, seine Bewerbung endlich aufgegeben hätte; oft aber hatte sie ihn wieder in Verdacht, daß er zu einer List seine Zuflucht genommen, und sowohl seine Besuche eingestellt als auch Montoni gebeten hätte, seiner nicht zu erwähnen, um durch Dankbarkeit und Großmuth sie zu der Einwilligung zu bewegen, die er von der Liebe nicht hoffen konnte.

Auf solche Art verstrich ihr die Zeit zwischen abwechselnder Furcht und Hofnung bis der Tag erschien, wo Montoni nach Miarenti abreisen wollte. Auch an diesem Tage ließ sich der Graf weder sehn, noch wurde seiner erwähnt.

Montoni nahm sich vor, erst gegen Abend Venedig zu verlassen, um die Hitze zu vermeiden und der erfrischenden Abendkühle zu genießen, und schiffte sich eine Stunde vor Sonnenuntergang, mit seiner Familie auf dem Brenta ein. Emilie saß alleine auf dem Verdeck und sah während es langsam hinschwamm, die hohe prächtige Stadt vor ihrem Blicke verschwinden, bis ihre Palläste in den ferneren Wellen zu versinken schienen, indes die höhern Thürme und Dome, von der untergehenden Sonne beleuchtet, den in der Ferne

gesehenen Wolken glichen, die in nördlichern Himmelsstrichen oft am Saume des Westen verweilen und das letzte Licht eines Sommerabends auffangen. Bald darauf verdunkelten sich auch diese und schwanden in der Entfernung auf ihrem Gesicht — allein sie saß noch immer, den großen Anblick des unumwölkten Himmels und des gewaltigen Wassers anstauend, da und hörte mit süßem Schauer das tiefe Braußen der Wellen. | Sie dachte, indem sie über das Adriatische Meer hinweg nach dem gegenüberliegenden Ufer hinblickte, an das alte Griechenland und tausend Erinnerungen aus der alten Geschichte drängten sich ihr auf. Die Schilderungen der Iliade traten in glühenden Farben vor ihre Phantasie. — Diese Gegenden, einst der Wohnplatz von Helden, waren jetzt einsam und verfallen, und nur noch die Einbildungskraft des Dichters konnte die verschwundenen Bilder der Wirklichkeit zurückrufen.

So wie Emilie den Ufern von Italien nahe kam, konnte sie die reichen Umrisse und abwechselnde Farbenmischung der Landschaft, die purpurfarbne Hügel, die von Orangen, Fichten und Cypressenwäldchen beschatteten prächtigen Villas, und die zwischen Weinbergen und Plantagen aufsteigenden Städte unterscheiden. Jetzt sah sie den edeln Brenta, der seine breiten Wellen in die See goß; als sie seine Mündung erreichte, stand die Barke still, damit die Pferde, die sie den Strom hinauf ziehn sollten, befestigt werden konnten. Nachdem dies geschehn war, warf Emilie einen letzten Blick auf das Adriatische Meer und auf das dunkle Seegel — und die Barke glitt zwischen den grünen, üppigen Ufern des Flusses hin. Die Schönheit der Villas, die diese Ufer schmücken, wurde noch erhöht durch die untergehenden Stralen, die abwechselnd Licht und Schatten auf die Porticos und langen Arkaden warfen, und einen gelben Glanz auf die Orangerien und schlanken Fichten und Cypressenwäldchen strahlten, die das | Gebäude überhingen. Der Duft der Orangen, der blühenden Myrthen und anderer wohlriechenden Pflanzen war durch die Luft verbreitet, und oft schlich sich aus diesem schattigten Aufenthalt eine melodische Musik durch die Lüfte.

Die Sonne sank nun unter den Horizont; Dämruug bedeckte die Landschaft, und Emilie, in nachdenkendes Schweigen gehüllt, sah allmählig ihre Umrisse in Dunkelheit schwinden. Sie erinnerte sich an die vielen glücklichen Abende, wo sie mit St. Aubert aus dem Garten zu La Vallée die Schatten der Dämruug sich über eine eben so schöne Scene verbreiten sah, und eine Thräne floß dem Gedächtnisse ihres Vaters. Die stille Stunde, das leise Murmeln der Wellen, die unter dem Schiffe hinglitten und die Stille der Luft, die nur zu Zeiten von ferner Musik ertönte, wiegten ihre Seele in Schwermuth, denn warum sollte sie sonst mit so niederschlagenden Ahndungen an Valancourt gedacht haben, da sie erst kürzlich Briefe von ihm erhalten hatte, die fürs erste alle ihre Besorgnisse um ihn aufheben mußten. Es schien jetzt ihrer bekümmerten Seele, als hätte sie auf ewig Abschied von ihm genommen, und als würde sie nie wieder die Länder, welche sie trennten, betreten. Sie betrachtete den Grafen Morano, den sie gewissermaßen für die Ursache davon hielt, mit einer Art von Abscheu, allein noch ausserdem stieg eine gewisse Ueberzeugung, die man oft durch keine Gründe zu rechtfertigen weiß, in ihr auf, daß sie ihn nie wieder sehn würde. So gut sie auch wußte, daß weder | Moranos Bitten noch Montonis Befehle das Recht hatten sie zum Gehorsam zu zwingen, so dachte sie doch mit einer ängstlichen Furcht an die Möglichkeit, am Ende dadurch überwältigt zu werden.

In diese melancholischen Schwärmereien verloren, konnte sie sich der Thränen nicht enthalten, bis sie endlich durch Montoni aufgeschreckt wurde. Sie folgte ihm in die Cajütte, wo sie ihre Tante mit einem von Zorn flammenden Gesicht, das eine vorher geführte unangenehme Unterhaltung mit ihrem Manne zu verrathen schien, allein sitzen fand. Er sah sie mit mürrischem Unwillen an, und beide beobachteten eine Weile ein mürrisches Schweigen. »Sie werden hoffentlich nicht darauf bestehn, Herrn Quesnel läugnen zu wollen, daß Sie von dem Inhalt meines Briefes an ihn unterrichtet waren.«

»Ich hatte gehofft, mein Herr, daß es nicht länger nöthig seyn

würde, es zu läugnen, und daß Sie von Ihrem Irrthum überzeugt wären.«

»Sie haben also das Unmögliche gehofft«, erwiderte Montoni, »ich müßte erst erwarten können, Aufrichtigkeit und Gleichheit des Betragens bei einer Ihres Geschlechts zu finden, wenn es Ihnen gelingen solle, mich bei dieser Sache eines Irrthums zu überführen.«

Emilie erröthete und schwieg; sie sah jetzt nur zu deutlich, daß sie das Unmögliche gehofft hatte: denn | wo kein Misverständniß gewesen war, konnte auch keine Ueberzeugung folgen, und es war sichtlich, daß Montonis Betragen nicht aus Irrthum, sondern aus Vorsatz entstanden war.

Um einem Gespräch zu entgehn, das sowohl niederschlagend, als demüthigend für sie seyn mußte, verfügte sie sich bald wieder auf das Verdeck ohne die Kälte zu fürchten, denn kein Dunst stieg aus dem Wasser, und die Luft war trocken und ruhig — die gütige Natur gewährte ihr endlich hier die Ruhe, die Montoni ihr sonst allenthalben verweigert hatte. Es war nun Mitternacht vorbei, die Sterne verbreiteten eine Art von Dämmerung, welche die dunkeln Ufer an beiden Seiten, und die graue Oberfläche des Flusses sehn ließ, bis der Mond hinter einem hohen Palmenwäldchen aufstieg und seinen falben Glanz über die Gegend verbreitete. Das Fahrzeug glitt langsam fort und Emilie hörte von Zeit zu Zeit durch die Stille die einsame Stimme der Fuhrleute am Ufer, die mit ihren Pferden sprachen.

Sie dachte indessen im voraus an ihre Aufnahme bei Herrn und Madame Quesnel, überlegte, was sie wegen La Vallée sagen sollte, und suchte dann, um ihre Seele von peinlichern Gegenständen abzuziehn, sich dadurch zu erheitern, daß sie die schwach bezeichneten Umriss der im Mondscheine ruhenden Landschaft zu unterscheiden suchte. Während ihre Phantasie so umherwanderte, sah sie in der Ferne ein Ge|bäude zwischen den vom Mondlicht beleuchteten Bäumen hervorrage, und hörte, wie die Barke näher kam, Stimmen, und erkannte bald das hohe Thor einer Villa, die sie nach der Beschreibung für die ihres Onkels erkannte.

Die Barke hielt vor einer Reihe von Marmorstufen still, die zu einem grünen Platze hinauf führten. Man sah Lichter zwischen einigen Pfeilern hinter dem Eingang. Montoni schickte seinen Bedienten voraus und stieg dann mit seiner Familie ans Land. Sie fanden Herrn und Madame Quesnel mit ein paar guten Freunden auf Sophas unter dem Portico sitzen, wo sie die Abendkühle genossen und Eis und Früchte verzehrten, während einige von ihren Leuten in einiger Entfernung am Ufer des Flusses eine Serenade aufführten. Emilie war jetzt schon die Lebensart in diesem warmen Lande gewohnt und wunderte sich nicht mehr, Herrn und Madame Quesnel zwei Stunden nach Mitternacht noch draussen zu finden.

Nachdem die Gesellschaft sich gegenseitig begrüßt hatte, setzten sie sich unter dem Portico, und labten sich an Erfrischungen, die aus dem angränzenden Saale gebracht wurden, wo ein stattliches Mahl bereitet war, und eine große Anzahl Bedienten wartete. Als das erste Gewühl sich ein wenig gelegt, und Emilie sich von der Betäubung ihrer Lebensgeister erholt hatte, fand sie Zeit, die außerordentliche Schönheit des Saals zu bewundern, an dem aller Luxus der damaligen Zeit | verschwendet war. Er war von weissem Marmor, und die zu einer offenen Kuppel aufsteigende Decke wurde von Säulen des nämlichen Steins getragen. Das Zimmer endigte von beiden Seiten in offene Porticos, die eine volle Aussicht auf den Garten und auf die Gegend am Flusse zuließen; in der Mitte erfrischte ein Springbrunnen unaufhörlich die Luft und schien den Wohlgeruch zu erhöhen, der aus den umliegenden Orangerien duftete, während sein Plätschern ein angenehmes, einwiegendes Geräusch machte. Etruscische Lampen, die an den Pfeilern hingen, verbreiteten ein schimmerndes Licht über den innern Saal, während die fernen Porticos bloß vom sanften Schimmer des Mondes beleuchtet wurden.

Herr Quesnel sprach mit Montoni in seinem gewöhnlichen pralerischen Tone von seinen eignen Angelegenheiten, rühmte sich seiner neuen Besitzungen und stellte sich dann, als wenn er einige Unfälle, die Montoni kürzlich betroffen hatten, beklagte. Montoni,

der wenigstens Stolz genug besaß, um eine solche Eitelkeit zu verachten, und Scharfsinn genug, um unter diesem erkünstelten Mitleid Herrn Quesnels kleinliche Bosheit zu entdecken, hörte ihm mit verächtlichem Stillschweigen zu, bis er seine Nichte nannte, worauf er das Portico mit ihm verließ und hinaus in den Garten gieng.

Emilie hörte indessen Madame Quesnel von Frankreich sprechen, und fand ein eignes Vergnügen darin, eine Person zu sehn, die kürzlich in diesem geliebten | Lande gewesen war. Valancourt wohnte darin, und sie konnte eine schwache Hofnung nicht unterdrücken, daß auch er genannt werden würde. Madame Quesnel, die so lange sie in Frankreich war, mit Entzücken von Italien gesprochen hatte, sprach jetzt in Italien mit gleichen Lobeserhebungen von Frankreich und suchte durch die Beschreibung von Oertern, die sie in der That nie das Glück gehabt hatte, zu sehn, den Neid und die Verwunderung ihrer Zuhörer zu erregen. Sie täuschte bei diesen Beschreibungen nicht nur sie, sondern auch sich selbst, denn sie konnte nie ein gegenwärtiges Vergnügen einem vergangenen gleich schätzen, und die köstliche Luft, die wohlriechenden Orangerien und aller üppige Reichthum, der sie umgab, glitten unbemerkt an ihr hin, während ihre Phantasie in den fernen Scenen eines nördlichen Landes umher irrte.

Emilie lauerte vergebens, Valancourts Namen zu hören. Madame Montoni sprach von den Schönheiten Venedigs und von dem Vergnügen, das sie sich von ihrer Reise nach dem Schlosse Udolpho zwischen den Appeninen, versprach. Dies letzte war bloß eine wiedervergeltende Pralerei, denn Emilie wußte recht gut, daß ihre Tante keinen Geschmack an einsamer Größe und besonders an solcher hatte, als das Schloß Udolpho ihr versprach. Auf solche Art fuhr die Gesellschaft fort zu sprechen, und sich, so weit es die Höflichkeit erlaubte, durch gegenseitige Pralerei zu quälen, während sie, auf weichen Polstern im Portico hingegossen, von allen Schönheiten der Natur und Kunst | umgeben waren, welche jedes richtig empfindende Herz zum Wohlgefühl gestimmt, und jede unverdorbnne Einbildungskraft bezaubert haben würden.

Die Morgendämmerung zitterte bald im östlichen Horizont, und die hellen Farben des jungen Tages, sich allmählig ausbreitend, zeigten die sich schön senkenden Umrise der italiänischen Berge und die zu ihren Füßen ausgestreckten glühenden Landschaften. Die Sonnenstrahlen, die hinter den Hügeln aufschossen, verbreiteten jetzt über die Gegend den schönen Saffranhauch, der allem, was er berührt, Ruhe mitzuthemen scheint. Jetzt schimmerte die Landschaft nicht mehr: alle ihre glänzenden Farben lagen aufgedeckt da, nur die fernen Umrise flossen noch im Nebel der Entfernung in einander, und das dunkle Grün der Fichten und Cypressen, die den Vordergrund des Flusses überhiengen, erhöhte die süße Wirkung des Ganzen.

Das Marktvolk, das jetzt auf seinen Booten nach Venedig schiffte, stellte auf dem Brenta ein lebendiges Gemälde dar. Die meisten waren mit kleinen gemahlten Decken versehen, um ihre Eigenthümer vor den Sonnenstrahlen zu schützen; welches mit den aufgethürmten Haufen von Früchten und Blumen unter ihnen, und der geschmackvollen Simplizität der Bäuerinnen, die den ländlichen Schatz bewachten, ein artiges Ganzes ausmachte. Die geschwinde Bewegung der Boote den Fluß hinab, das schnelle Schlagen der Ruder auf dem Wasser, und von Zeit zu Zeit der vor|überrauschende Chor der Bauern, die sich unter die Seegel ihrer kleinen Barke lehnten, oder die Töne eines ländlichen Instruments, von einem Mädchen an der Seite ihres Schäfers gespielt, machten die Scene belebter und festlicher.

Nachdem sich Montoni und Herr Quesnel wieder zu den Damen verfügt hatten, vertauschte die Gesellschaft das Portico mit dem Garten, wo die reizende Gegend Emiliens Gedanken bald von peinlichen Gegenständen abzog. Sie hatte die majestätischen Formen und das reiche Grün der Cypressen noch nie so vollkommen gesehen. Ceder, Limonien und Orangenwäldchen, die pyramidenförmigten Gruppen der Fichten und Pappeln, der üppige Wallnus und orientalische Ahornbaum warfen allen Reichthum ihres Schattens auf diesen Garten, während Bogengänge von blühenden

Myrthen und andern balsamischen Gesträuchen ihren Wohlgeruch mit dem Duft der Blumen vermischten, deren lebhaft bunte Farben doppelt schön unter dem abstehenden Schatten der Wäldchen glühten. Auch die Luft wurde stets durch kleine Bäche gekühlt, die man mehr dem Geschmack, als der Mode getreu, ungestört zwischen den grünen Rasen hinlaufen ließ.

Emilie blieb oft hinter der Gesellschaft zurück, um die schöne Landschaft, die eine perspektivische Aussicht schloß, oder hinter dem dunkeln Laube im Vordergrund hervorschimerte, zu betrachten. Sie sah die spitzen Gipfel der Berge, mit einem Purpurhauch gefärbt, | oben steil und gespalten, aber immer glätter sich zum Fuße herabsenkend, das ofne Thal, dem man keine Spuren der Kunst ansah, und die schlanken Cypressen, Fichten und Pappelwäldchen, zuweilen durch eine verfallne Villa verschönert, deren gebrochne Säulen zwischen den Zweigen einer Fichte hervorsahen, die sich über ihren Fall zu neigen schien.

In andern Gegenden des Gartens sah man die Scene durchaus verändert; gehäufte, künstliche Figuren und bunte Farben waren an die Stelle der schönen, einsamen Pracht der Landschaft getreten.

Die Sonne stieg nun schnell am Himmel empor, und die Gesellschaft verließ den Garten und begab sich zur Ruhe.

Viertes Kapitel

Emilie ergriff die erste Gelegenheit, da sie sich mit Herrn Quesnel allein sah, über La Vallée mit ihm zu sprechen. Er beantwortete ihre Fragen ganz kurz und mit dem Wesen eines Mannes, der sich bewußt ist, eine unumschränkte Gewalt zu besitzen, und sie ungerne in Zweifel gezogen sieht. Er erklärte, daß es nothwendig gewesen wäre, das Gut zu vermieten und daß sie sogar das kleine Einkommen, das ihr noch übrig bliebe, seiner Klugheit zu danken hätte. »Zwar«, setzte er hinzu, »wenn dieser venetianische Graf — ich habe seinen Namen vergessen — Sie heirathet, so werden Sie

aus ihrer drückenden Abhängigkeit gerissen werden. Als ein Verwandter von Ihnen freue ich mich über dieses Ereignis, das eben so glücklich für Sie ist, als es, wenn ich so sagen darf, unerwartet für Ihre Freunde war.«

Emilie gerieth über diese Worte in solche Bestürzung, daß ihr auf einige Minuten die Sprache vergieng. Als sie es endlich versuchte, ihn aus seinem Irrthum wegen ihrer Nachschrift im Montonis Briefe zu reissen, schien er seine besondern Gründe zu haben, | ihr nicht zu glauben, und beharrte lange darauf, sie eines Eigensinns anzuklagen. Als es ihr aber gelang, ihn zu überzeugen, daß ihr Morano in der That nicht gefiel, und daß sie seinen Antrag ausgeschlagen hatte, wurde er heftig aufgebracht, und äusserte seinen Zorn auf die beleidigendste ungesitteste Art. Die Verheirathung seiner Nichte mit einem Edelmann, dessen Namen er vergessen zu haben sich stellte, schmeichelte seiner Eitelkeit so sehr, daß er nicht fähig war, Rücksicht auf die Empfindungen zu nehmen, die ihr diese Verbindung unerträglich machten.

Emilie sah mit einem Blicke alle Schwierigkeiten, die auf sie warteten, und wenn gleich keine Bedrückung sie dahin bringen konnte, Morano mit Valancourt zu vertauschen, so zitterte sie doch bei der Vorstellung, sich dem heftigen Zorne ihres Onkels auszusetzen. Sie begegnete seinem stürmischen Unwillen nur mit der sanften Würde eines überlegnen Geistes: allein die edle Festigkeit ihres Betragens brachte ihn nur noch mehr auf, weil sie ihn zwang, seine eigne Kleinheit zu fühlen, und er verließ sie mit der Erklärung, daß wenn sie in ihrer Thorheit beharrte, sowohl er als Montoni sie der Verachtung der Welt Preis geben würden.

Die Ruhe, die sie in seiner Gegenwart angenommen hatte, verließ sie, sobald sie sich allein sah; sie weinte bitterlich und rief oft den Namen ihres verstorbenen Vaters aus, an dessen Rathschläge auf seinem | Todtenbett sie sich erinnerte. Ach sagte sie, ich fühle nur zu sehr, wie weit eine gewisse Stärke der Seele dem Schmuck der Empfindsamkeit vorzuziehn ist, und gewiß werde ich mich bestreben, das Versprechen, welches ich ihm damals that, zu erfüllen. Ich

will keinen fruchtlosen Klagen nachhängen, sondern mit Festigkeit das zu ertragen suchen, was ich nicht vermeiden kann.

Durch das Bewußtseyn, einen Theil von St. Auberts letzter Bitte zu erfüllen, und sich eines Betragens zu befehligen, das er gewiß gebilligt haben würde, einigermaßen getröstet, trocknete sie ihre Thränen, und als die Gesellschaft sich zum Essen versammelte, hatte ihr Gesicht seine gewohnte Heiterkeit wieder angenommen.

Gegen Abend fuhren die Damen in Madame Quesnels Wagen längs den Ufern des Brenta hin. Emiliens Seelenstimmung machte einen traurigen Abstand mit den fröhlichen Gruppen, die sich unter den Schatten der Bäume an diesem bezaubernden Flusse versammelt hatten. Einige tanzten unter den Bäumen; andre lehnten sich aufs Gras, labten sich an Eis und Caffee, und genossen ruhig die Wirkung eines schönen Abends auf einer üppigen Landschaft. Wenn Emilie die mit Schnee bedeckten Spitzen der Appeninen in der Ferne aufsteigen sah, dachte sie an Montonis Schloß und fühlte eine bange Furcht, daß er sie dahin führen möchte, um sie zu einer geheimen Heirath zu zwingen; | doch verschwand dieser Gedanke wieder wenn sie bedachte, daß sie zu Venedig so gut wie an jedem andern Orte in seiner Macht war. Der Mond schien bereits, als die Gesellschaft nach der Villa zurückkehrte, wo das Abendessen in dem luftigen Saale angerichtet war, der Emilien am Abend zuvor so sehr gefallen hatte. Die Damen nahmen in dem Portico Platz, bis Herr Quesnel, Montoni und einige andere Herren erscheinen würden, und Emilie bemühte sich, ihre Seele mit der ruhigen Stunde in Einklang zu stimmen. Nicht lange darauf hielt eine Barke an den Stufen, die in den Garten führten, still, und sie erkannte Montonis und Quesnels, und bald darauf auch Moranos Stimme, der gleich nachher erschien. Sie nahm seine Begrüßung stillschweigend an; ihr kaltes Wesen schien ihn anfangs ausser Fassung zu bringen, bald aber nahm er seine gewöhnliche Munterkeit wieder an, wiewohl Emilie merkte, daß Herrn und Madame Quesnels zudringliche Höflichkeit ihm lästig war. Sie hätte Herrn Quesnel keines solchen Grades von Aufmerksamkeit fähig geglaubt, denn

sie hatte ihn bisher nur unter seines Gleichen oder unter Geringern gesehen.

Sobald sie sich wieder in ihr Zimmer zurückziehn durfte, dachte sie nach, auf welche Art sie wohl den Grafen am besten von seiner Bewerbung zurückbringen könnte, und am Ende schien ihr das beste Mittel zu seyn, ihm ihre frühere Neigung für einen andern zu gestehn, und sich gleichsam seiner Großmuth anzuvertrauen. Als er aber den Tag darauf seine Verfolgung | erneute, verließ sie der Muth diesen Vorsatz auszuführen. Es widerstrebte ihrem edeln Stolz so sehr einem solchen Manne wie Morano, ihr Herz offen darzulegen, und um sein Mitleid zu flehen, daß sie sich beinahe wunderte, wie sie nur einen Augenblick auf diesen Gedanken hätte kommen können. Sie wiederholte in den bündigsten Ausdrücken, die sie nur finden konnte, ihre abschlägige Antwort, und unterließ nicht, ihm zugleich ihre Misbilligung seines Betragens unverholen zu äussern, allein so sehr auch der Graf hiedurch gedemüthigt schien, beharrte er doch in den wärmsten Betheurungen seiner Bewundrung, bis Madame Quesnels Gegenwart ihn unterbrach und Emilien erlöste.

Moranos Zudringlichkeit, und Herrn Quesnels und Montonis Härte, die sowohl als ihre Tante, mehr als je ihren Sinn auf diese Heirath gesetzt zu haben schienen, verbitterten Emilien allen Genuß, den sie sonst auf dieser reizenden Villa gehabt haben würde. Da Herr Quesnel fand, daß seine Gründe sowohl als seine Drohungen unvermögend waren, die Sache zum Schluß zu bringen, gab er endlich die Mühe auf, und überließ sie Montonis Klugheit und dem Lauf der Umstände zu Venedig. Emilie versprach sich in der That viel von Venedig, denn dort hoffte sie einigermaßen von Moranos Verfolgung befreit zu seyn, weil er nicht länger ein Haus mit ihr bewohnen würde, und auch von Montoni weniger zu leiden, da seine Gesellschaften ihn nicht oft zu Hause lassen würden. Doch vergaß sie | unter dem Druck ihrer eignen Sorgen der arme Therese nicht, sondern sprach mit beherzter Zärtlichkeit für sie bei Herrn Quesnel, der ihr in leichten und allgemeinen Ausdrücken versprach, daß sie nicht vergessen werden sollte.

Montoni verabredete in einem langen Gespräch mit Herrn Quesnel, wie sie mit Emilien verfahren wollten, und Herr Quesnel nahm sich vor, nach Venedig zu kommen, sobald er erfahren würde, daß die Hochzeit vorüber sey.

Es war Emilien etwas neues, sich von Personen, die ihr so nahe verwandt waren, ohne allen Schmerz zu trennen; ja, der Augenblick, wo sie sich von Herrn und Madame Quesnel trennte, war vielleicht der einzige angenehme, den sie in ihrer Gegenwart gekannt hatte.

Morano fuhr in Montonis Barke zurück und Emilie mußte, als sie sich allmählig dieser Zauberstadt näherte, die einzige Person, welche Schuld war, daß sie ein minder vollkommenes Vergnügen bei dem Anblick genoß, an ihrer Seite dulden. Sie kamen gegen Mitternacht daselbst an, und Emilie durfte endlich, da Morano sich mit Montoni nach einem Casino verfügte, sich in ihr Zimmer zurückziehn.

Den andern Tag sagte Montoni Emilien in einem kurzen Gespräch, das er mit ihr führte, er wollte nicht | länger mit sich scherzen lassen; ihre Heirath mit dem Grafen wäre in jeder Rücksicht so vortheilhaft, daß nur Unverstand etwas dagegen einwenden könnte; er bestände also durchaus darauf, daß sie ohne weitem Aufschub, und wenn es nöthig wäre, ohne ihre Einwilligung vollzogen würde.

Emilie, die bisher Gründe aufgeboten hatte, nahm nun ihre Zuflucht zu Bitten, denn ihr Schmerz verhinderte sie einzusehn, daß bei einem Manne von Montonis Art Bitten eben so fruchtlos sey. Sie fragte ihn darauf, vermöge welches Rechtes er eine so unumschränkte Gewalt über sie ausübte; eine Frage, die ihr besseres Urtheil in einem ruhigern Augenblick ebenfalls würde zurückgehalten haben, da sie zu nichts helfen konnte, und Montoni nur neue Gelegenheit gab, über sie zu triumphiren.

»Vermöge welches Rechtes«, rief Montoni mit boshaftem Lächeln. »Vermöge des Rechts meines Willens — können Sie diesem entgehn, so werde ich nicht fragen, vermöge welches Rechtes.

Ich erinnre Sie jetzt zum letztenmale, daß Sie eine Fremde in einem fremden Lande sind, und daß es Ihr Vortheil ist, mich zu Ihrem Freunde zu machen. — Sie wissen das Mittel dazu. Zwingen Sie mich aber, Ihr Feind zu werden, so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß die Strafe Ihre Erwartung übertreffen soll. Sie sollen erfahren, daß ich nicht mit mir scherzen lasse.«

| Emilie blieb lange nachdem Montoni sie verlassen hatte, in einem Zustande der Verzweiflung, oder vielmehr der Betäubung. Ein Bewußtseyn des Elendes war alles, was in ihrer Seele zurückblieb. In dieser Lage fand sie Madame Montoni; bei dem Ton ihrer Stimme blickte Emilie auf, und ihre Tante, durch den Ausdruck der Verzweiflung in ihrem Gesicht einigermaßen erweicht, sprach gütiger mit ihr, als noch je zuvor. Emilie fühlte ihr Herz erweicht: sie vergoß Thränen, und nachdem sie eine Zeitlang geweint hatte, gewann sie soviel Stärke, von dem Gegenstande ihres Schmerzes zu sprechen, und zu versuchen, ob sie Madame Montoni für sich gewinnen könnte. Allein wenn diese sich gleich zum Mitleid hatte überraschen lassen, so war doch ihr Ehrgeitz nicht besiegt, und ihr einziges Augenmerk war jetzt, die Tante einer Gräfin zu seyn. Emiliens Bemühungen waren daher bei ihr eben so fruchtlos, als sie bei Montoni gewesen waren, und sie zog sich in ihr Zimmer zurück, um für sich allein zu denken und zu weinen. Wie oft erinnerte sie sich an ihr letztes Gespräch mit Valancourt und wünschte, daß der Italiäner mit weniger Zurückhaltung von Montoni gesprochen hätte. Als sie sich indessen von dem ersten Stoße, den dies Betragen ihr versetzte, einigermaßen erholt hatte, erwog sie, daß es ihm unmöglich seyn würde, sie zu einer Verbindung mit Morano zu zwingen, wenn sie sich standhaft weigerte, das Gelübde vor dem Altar auszusprechen, und sie beharrte auf ihrem Entschlus, lieber Montonis angedrohte Rache zu erwarten, als sich auf ihre ganze Lebenszeit einem Man|ne hinzugeben, den sie allein schon wegen seines jetzigen Betragens verachten mußte, wenn sie auch Valancourt nie geliebt hätte — doch zitterte sie vor der Rache, der sie Trotz zu bieten beschloß.

Bald darauf aber trat ein Umstand ein, der Montonis Aufmerksamkeit einigermaßen von Emilien abzog. Orsinos geheimnißvolle Besuche wurden jetzt seit Montonis Zurückkunft häufiger als je fortgesetzt. Auch wurden ausser Orsino noch andre Mitglieder, unter welchen sich Cavigni und Verezzi befanden, zu diesen nächtlichen Berathschlagungen zugelassen. Montonis Wesen wurde ernsthafter und finstrer als je, und wenn nicht Emilie zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen wäre, um auf ihn zu achten, so hätte sie merken müssen, daß etwas ausserordentliches in seiner Seele vorgieng.

Eines Abends, wo das Concilium nicht gehalten wurde, erschien Orsino in großer Bewegung und schickte seinen vertrauten Bedienten zu Montoni, der auf einem Casino war, um ihn unverzüglich nach Hause zu rufen, nur verboth er dem Bedienten, seinen Namen zu nennen. Montoni erschien sogleich, und Orsino benachrichtigte ihn nun von der Ursache seines Besuchs und seiner sichtlichen Unruhe, die ihm zum Theil schon bekannt war.

Ein venetianischer Edelmann, der kürzlich bei einer gewissen Gelegenheit Orsinos Haß auf sich gezogen hatte, | war unterwegs von gedungenen Mördern überfallen und ermordet worden: und da er von hohem Stande war, so hatte der Senat sich in die Sache gemischt. Man hatte einen von den Banditen ergriffen, und dieser gestand, daß Orsino ihn zu der barbarischen That gedungen hätte. Orsino erfuhr, welche Gefahr ihm drohte, und eilte zu Montoni, um ihn wegen der Mittel zur Flucht zu Rathe zu ziehn. Er wußte, daß die Gerichtsdienner in allen Winkeln der Stadt auf ihn lauereten, es war also unmöglich, jetzt heraus zu kommen und Montoni versprach, ihn einige Tage zu verbergen, bis die Wachsamkeit der Gerechtigkeit eingeschläfert seyn würde, und ihm dann behülflich zu seyn, aus Venedig zu entkommen. Er wußte, welcher Gefahr er sich selbst aussetzte, wenn er Orsino im Hause behielt, aber seine Verbindlichkeiten gegen diesen Menschen waren von solcher Art, daß er es nicht wagte, ihm einen Zufluchtsort zu verweigern.

Dies war der Mann, dem Montoni sein Vertrauen und soviel Freundschaft geschenkt hatte, als sich nur irgend mit seinem Charakter vertrug.

So lange Orsino in seinem Hause versteckt blieb, mochte Montoni nicht durch die Hochzeitsfeier des Grafen Morano die öffentliche Aufmerksamkeit herbeiziehn; allein dies Hinderniß wurde in wenig Tagen durch die Abreise seines strafbaren Gastes gehoben, und er benachrichtigte nunmehr Emilien, daß ihre Heirath am folgenden Morgen vollzogen werden sollte. Ihre wiederholten Versicherungen, daß dieses nie geschehen würde, beantwortete er nur mit boshaftem Lächeln; und indem er ihr ankündigte, daß der Graf und ein Geistlicher in aller Frühe erscheinen würden, rieth er ihr, ihn nicht noch länger durch Widersetzlichkeit gegen seinen Willen und gegen ihren eignen Vortheil aufzubringen. »Ich gehe jetzt auf den Abend aus«, sagte er; »vergessen Sie nicht, daß ich auf den andern Morgen dem Grafen Morano Ihre Hand versprochen habe.« Emilie hatte seit seiner letzten Drohung immer erwartet, daß es zu diesem Ausgange kommen würde, und wurde deswegen durch diese Erklärung weniger erschüttert. Sie suchte sich durch den Gedanken bei Muth zu erhalten, daß die Heirath nicht gültig seyn könnte, so lange sie sich weigerte, einen Theil der Ceremonie vor dem Priester auszusprechen. Als aber der Augenblick der Prüfung selbst herannahte, bebte ihre lange gefolterte Seele beinahe in gleichem Maße vor seiner Rache und vor der Hand des Grafen Morano. Sie war nicht einmal ganz gewiß, welche Wirkung ihre standhafte Weigerung vor dem Altare thun würde, und zitterte mehr als je, vor Montonis Macht, die eben so unbegrenzt schien als sein Wille, denn sie sah, daß er sich nicht scheuen würde, jedes Gesetz zu übertreten, wenn er seinen Zweck dadurch erreichen könnte.

Während ihre Seele so schmerzlich litt und in einem, nahe an Wahnsinn gränzendem, Zustande war, meldete man den Grafen Morano bei ihr an, und kaum hatte sie sich entschuldigen lassen, als sie schon be|reute, ihn nicht angenommen zu haben. Entschlossen,

wie es schon einmal ihr Vorsatz gewesen war, zu versuchen, ob Gründe und Bitten da etwas fruchten würden, wo eine abschlägige Antwort und gerechte Verachtung, nichts gewirkt hatte, rief sie den Bedienten zurück, um ihm eine andre Antwort sagen zu lassen und machte sich gefaßt, zu ihm herunter zu gehn.

Die Würde und Fassung, womit sie ihm entgegen gieng, und die stille Ergebung, die auf ihrem sanften Gesichte lag, waren eben nicht geschickt, ihn zum Aufgeben seiner Wünsche zu stimmen, da sie nur dazu dienten, eine Leidenschaft zu erhöh'n, die bereits sein Urtheil umnebelt hatte. Er hörte alles was sie sagte, mit einem Schein von Gefälligkeit und dem Wunsche, sie zu verpflichten an; sein Entschluß aber blieb unveränderlich derselbe, und er bemühte sich, durch alle Kunst der Schmeichelei, die er so gut verstand, ihren Beifall zu gewinnen. Da sie endlich überzeugt wurde, daß sie von seiner Gerechtigkeit nichts zu hoffen hatte, wiederholte sie feierlich und nachdrucksvoll ihre durchaus bestimmte Weigerung und versicherte ihn mit Zuversicht, daß sie trotz allem was man hervorsuchen möchte, ihre Weigerung zu überwinden, durchaus darauf beharren würde. Ein gerechter Stolz hatte in seiner Gegenwart ihre Thränen zurückgehalten, jetzt aber flossen sie aus der Fülle ihres Herzens. Sie rief oft den Namen ihres verstorbenen Vaters aus, und verweilte mit unaussprechlichem Schmerz bei dem Gedanken an Valancourt.

| Sie gieng nicht zum Abendessen herunter, sondern blieb in ihrem Zimmer allein, wo sie sich oft ganz dem Eindruck des Schmerzes und Grausens überließ, oft wieder ihre Seele dagegen zu stärken und sich zu bereiten suchte, mit gefaßtem Muthe dem Auftritt des folgenden Morgens entgegen zu gehn, wo alle Kunstgriffe Moranos und alle Gewalt Montonis sich gegen sie zu ver einigen drohten.

Es war schon spät, als Madame Montoni mit einem Brautschmuck, den der Graf Emilien geschickt hatte, zu ihr herein trat. Sie hatte den ganzen Tag über Emilien absichtlich vermieden, vielleicht weil ihre gewöhnliche Fühllosigkeit sie verließ und weil sie

fürchtete, sich dem Anblick von Emiliens Schmerz auszusetzen. Vielleicht auch war ihr Gewissen aus seinem gewöhnlichen Schlafe einmal erwacht, und warf ihr jetzt ihr Betragen gegen ihres Bruders Kind vor, dessen Glückseligkeit ein sterbender Vater ihrer Sorge anvertraut hatte.

Emilie mochte diese Geschenke nicht ansehen, und machte einen letzten, obgleich beinahe hoffnungslosen Versuch, Madame Montoni zum Mitleid zu bewegen. Wenn diese ja einiges Erbarmen oder Gewissensbisse fühlte, so wußte sie sich wenigstens glücklich zu verbergen, und warf ihrer Nichte die Thorheit vor, sich wegen einer Heirath, die sie für ein Glück halten sollte, unglücklich zu schätzen. »Ich weiß gewiß«, sagte sie, »daß wenn ich ledig gewesen wäre, und man hätte mir | den Grafen angetragen, ich mich sehr geschmeichelt gefunden haben würde; und wenn ich so denke, so sollten doch wohl unstreitig Sie Nichte, da Sie kein Vermögen besitzen, sich höchlichst durch seine Herablassung geehrt finden und ihm auf alle Weise Ihre Dankbarkeit und bescheidne Anerkennung beweisen. Ich muß gestehn, daß ich mich oft gewundert habe, wie demüthig er sich ohngeachtet des Hochmuths, womit Sie ihm begegnen, gegen Sie beträgt; mir würde die Geduld schon längst ausgegangen seyn, und ich würde an seiner Stelle Sie gefragt haben, ob Sie etwan auf einen Prinzen warten.«

»Mein einziger Wunsch, Madame«, erwiederte Emilie mit Mäßigung, »ist ruhig in meiner gegenwärtigen Lage zu bleiben.«

»O das heißt sehr wenig vom Herzen sprechen«, sagte ihre Tante: »ich sehe, Sie denken noch immer an Herrn Valancourt. Ich bitte Sie, lassen Sie doch endlich diese phantastischen Chimären von Liebe, und diesen lächerlichen Stolz fahren, und betragen Sie sich, als ein vernünftiges Geschöpf. Indessen thut das alles nichts zur Sache: Ihre Heirath mit dem Grafen ist nun einmal auf morgen bestimmt, Sie mögen es gut finden oder nicht. Der Graf will sich nicht länger zum besten haben lassen.«

Emilie machte keinen Versuch, diese seltsame Rede zu beantworten, sie fühlte, daß es ihrer unwerth seyn | würde, und wußte,

daß es zu nichts helfen konnte. Madame Montoni legte des Grafen Geschenke auf den Tisch, an welchem Emilie stand, trug ihr auf, sich frühzeitig bereit zu halten, und wünschte ihr eine gute Nacht. »Gute Nacht, Madame«, sagte Emilie mit einem tiefen Seufzer, als die Thüre sich hinter ihrer Tante schloß, und sie noch einmal ihren eignen traurigen Betrachtungen überlassen blieb. Eine Zeitlang saß sie so verloren in Gedanken, daß sie gar nicht wußte, wo sie war; endlich als sie den Kopf in die Höhe hob, und sich rings im Zimmer umsah, schreckte sie die tiefe Dunkelheit und Stille um sie her. Sie heftete ihre Augen auf die Thüre, durch die ihre Tante hinaus gegangen war, und horchte ängstlich auf einen Laut, der ihre Lebensgeister aus ihrer tiefen Niedergeschlagenheit erwecken könnte; allein es war Mitternacht vorbei und das ganze Haus, den Bedienten ausgenommen, der auf Montoni wartete, hatte sich zu Bette gelegt. Ihr vom Schmerz lange gefolterter Geist gab nunmehr eingebildeten Schrecken Raum; sie zitterte vor der Finsterniß ihres großen Zimmers und fürchtete, sie wußte nicht was — dieser Seelenzustand hielt so lange an, daß sie Annetten, ihrer Tante Kammermädchen, würde gerufen haben, wenn sie das Herz gehabt hätte, vom Stuhl aufzustehn und durch das Zimmer zu gehn.

Endlich verließen sie diese dunkeln Phantome und sie legte sich zu Bette nicht um zu schlafen, denn das war kaum möglich, sondern um zu ver|suchen, ob sie ihre empörte Einbildungskraft beruhigen, und Stärke genug sammeln könnte um dem Auftritte des herannahenden Morgens entgegen zu gehn.

Fünftes Kapitel

Emilie wurde durch ein schnelles Klopfen an ihrer Kammerthüre aus einer Art von Schlummer, worin sie endlich gesunken war, erweckt. Sie fuhr erschrocken auf, denn Montoni und der Graf fielen ihr sogleich ein; nachdem sie aber eine Weile still gehorcht

hatte und Annettens Stimme erkannte, stand sie auf und öffnete die Thüre. »Was bringt dich so früh hieher?«, sagte Emilie zitternd. — Sie war nicht im Stande, sich aufrecht zu halten, und mußte sich aufs Bette niedersetzen.

»Liebes Fräulein«, sagte Annette, »sehn Sie doch nicht so blaß aus, ich erschrecke ganz, wenn ich Sie ansehe. Unten im Hause ist ein gewaltiger Lärm — alle Bedienten laufen ab und zu, und keiner kann schnell genug seyn. Gott weiß, warum alles so plötzlich in Aufruhr gerathen ist.«

»Wer ist denn sonst noch unten? Spaße nicht mit mir, Annette!«

»Nicht doch Fräulein, ich möchte um alles in der Welt nicht spaßen; allein man kann doch nicht umhin, | so das seinige zu denken, und der Signor ist in einer solchen Geschäftigkeit, als ich ihn noch nie gesehn habe. Er hat mich zu Ihnen geschickt, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich sogleich fertig halten sollten.«

»Gott steh mir bei!« rief Emilie, die beinahe in Ohnmacht sank; »der Graf Morano ist also unten?«

»Das ich nicht wüßte! der Signor läßt Ihnen nur sagen, daß Sie sich fertig halten möchten, unverzüglich Venedig zu verlassen, weil die Gondeln in wenig Minuten da seyn würden; allein ich muß geschwind zu meiner gnädigen Frau zurück eilen: denn sie ist ganz ausser sich, und weiß vor Eile nicht, was sie zuerst angreifen soll.«

»Erkläre mir doch erst, was das alles bedeutet«, rief Emilie von Erstaunen und furchtsamer Hofnung so überwältigt, daß sie kaum Athem hatte zu sprechen.

»Ja, gnädiges Fräulein, das ist mehr, als ich im Stande bin. Ich weiß nur, daß der Signor in sehr übler Laune zu Hause gekommen ist, daß er uns alle aus dem Bette gejagt, und uns angekündigt hat, daß wir Venedig sogleich verlassen sollten.«

»Wird der Graf Morano den Signor begleiten? und wohin sollen wir gehen?«

»Ich weiß wahrhaftig keines von beiden; allein ich hörte Ludovico von einem Schlosse des Signors zwischen den Gebürgen sprechen, vermuthlich werden wir dahin gehn.«

| »Zwischen den Appeninen«, sagte Emilie heftig. »Ach! dann habe ich wenig zu hoffen!«

»Ganz Recht Fräulein, das ist das Schloß. Aber erheitern Sie sich, und nehmen es sich nicht so sehr zu Herzen; denken Sie nur, wie wenig Zeit Sie noch übrig haben, und wie ungeduldig der Signor ist. Heiliger St. Markus! ich höre schon die Ruder auf dem Kanal! Sie kommen näher — wahrhaftig es ist die Gondel!«

Annette eilte aus dem Zimmer und Emilie bereitete sich, so schnell ihre zitternden Hände es zulassen wollten, auf diese unerwartete Flucht ohne zu merken, daß jede Veränderung ihrer Lage wahrscheinlich Verschlimmerung seyn würde. Kaum hatte sie ihre Bücher und Kleider in ihren Reisekoffer geworfen, als sie zum zweitenmal in ihrer Tante Zimmer gerufen wurde, wo sie Montoni fand, der seiner Frau ungeduldig ihr Zögern verwies. Er gieng bald darauf aus, um seinen Leuten noch einige Befehle zu geben, und Emilie fragte indeß ihre Tante um die Ursache ihrer schleunigen Reise: allein sie schien eben so wenig davon zu wissen und die Reise noch mit mehr Widerwillen zu unternehmen.

Endlich schiffte sich die Familie ein, allein weder der Graf, noch Cavigni waren von der Parthie. Hiedurch einigermassen erleichtert, fühlte sich Emilie, als die Gondelfahrer mit ihren Rudern ins Wasser schlugen, gleichsam wie ein Verbrecher, der eine kurze Frist erhält. Ihr Herz schlug noch leichter als sie aus dem Kanal in die ofne See schifften, und immer leichter, als sie die Mauern des St. Markusplatzes zurücklegten, ohne anzuhalten, um den Grafen Morano einzunehmen.

Die Dämmerung begann nun, den Horizont zu färben und sich auf die Ufer des Adriatischen Meeres zu schleichen. Emilie getraute sich nicht, Montoni eine Frage vorzulegen. Er saß eine Zeitlang in düstern Stillschweigen da, und hüllte sich dann in seinen Mantel als wollte er schlafen; Madame Montoni that dasselbe, Emilie aber, die nicht schlafen konnte, zog einen der Vorhänge der Gondel ein wenig zurück und sah hinaus auf die See. Die anbrechende Dämmerung beleuchtete nun die Bergspitzen von Frioli, allein die

tiefern Ufer und die fernen Wellen, die zu ihren Füßen rollten, lagen noch in tiefen Schatten. Emilie, in ruhiger Melancholie versunken, sah das zunehmende Licht sich über den Ocean ausbreiten und nach einander Venedig mit seinen Inseln und den Ufern von Italien zeigen, längs welchen Boote mit ihren bezeichneten Seegeln sich fortzubewegen begannen.

Die Gondelfahrer wurden in dieser frühen Stunde häufig von den Marktleuten, die nach Venedig fuhren, angerufen, und das Wasser stellte bald einen fröhlichen Schauplatz von unzähligen kleinen Barken dar, die mit Lebensmitteln von dem festen Lande kamen. Emilie | warf den letzten Blick auf die prächtige Stadt, allein ihre Seele war zu sehr mit den Begebenheiten, die wahrscheinlich an den Orten, wohin sie gieng, auf sie warteten, und mit Vermuthungen über den Grund dieser plötzlichen Reise beschäftigt. Bei ruhigerer Ueberlegung schien es ihr, daß Montoni sie nach diesem abgesonderten Schlosse führte, weil er dort ihre erzwungene Heirath mit dem Grafen besser mit der Heimlichkeit feiern konnte, die für seine Ehre nothwendig war. Der wenige Muth, den diese kurze Frist ihr wieder eingefloßt hatte, verließ sie aufs neue und als sie das Ufer erreichten, war sie ganz in ihre alte Niedergeschlagenheit zurück gesunken.

Montoni schiffte sich nicht auf dem Brenta ein, sondern gieng zu Wagen quer durch das Land nach den Appeninischen Gebürgen zu. Sein Betragen gegen Emilien war auf dieser Reise so besonders unfreundlich, daß schon dies allein sie in ihrer letzten Vermuthung würde bestärkt haben, wenn es noch irgend einer Bestätigung bedurft hätte. Ihre Sinne waren jetzt taub für die schöne Gegend, durch welche sie kam. Oft mußte sie über Annettens naive Bemerkungen lächeln, und oft seufzte sie, wenn eine vorzüglich schöne Gegend ihr Valancourt in die Gedanken rief, desen Bild sich in der That selten von ihr entfernte, und von dem sie in der Einsamkeit, welcher sie zueilte, nie zu hören hoffen konnte.

Endlich traten die Reisenden ihren Weg Bergaufwärts zwischen den Appeninen an. Die unermesslichen | Fichtenwälder, welche

damals diese Gebürge überhiengen, verschlossen alle Aussicht ausser auf die oben hervorragenden Klippen, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine Oefnung durch die dunkeln Wälder dem Auge einen flüchtigen Blick auf das unten liegende Land gewährte. Die Dunkelheit dieser Schatten, ihre einsame Stille, wofern nicht ein Lüftchen über ihre Gipfel hinfuhr, die zitternden Spitzen der Berge, die nur stellenweis ins Auge fielen, alles vereinte sich, um Emiliens Gefühle zum Schauerlichen zu stimmen: sie sah nur Bilder dunkler Größe oder furchtbarer Erhabenheit um sich her; — andre eben so finstre, eben so schreckliche Bilder dämmerten vor ihrer Einbildungskraft. Sie gieng, ohne kaum zu wissen, wohin; unter der Herrschaft eines Mannes, von dessen herrschsüchtiger Gemüthsart sie bereits so viel gelitten hatte, um vielleicht einen Mann zu heirathen, der sie weder schätzte noch liebte, oder, um ohne Hofnung auf Rettung alle Strafe zu dulden, die nur Rache und zwar italiänische Rache auflegen konnte. Jemehr sie über den Bewegungsgrund der Reise nachdachte, jemehr wurde sie überzeugt, daß sie unternommen wurde, um ihre Heirath mit dem Grafen Morano mit der Heimlichkeit zu vollziehn, welche ihr entschloßner Widerstand für Montonis Ehre, wenn nicht für seine Sicherheit nothwendig machte. Ihr krankes Herz bebte mit Entsetzen vor der tiefen Einsamkeit, der sie zueilte, und vor dem finstern Schlosse zurück, von dem sie einige geheimnißvolle Winke gehört hatte, und sie empfand, daß ihr Herz, so sehr es auch schon von einem besondern Kum|mer niedergedrückt war, doch noch neuen Besorgnissen offen stand, warum sollte sie sonst vor dem Gedanken an dies einsame Schloß erbeben?

So wie die Reisenden immer höher zwischen den Fichtenwäldern hinauf stiegen, thürmte sich Stufe auf Stufe; die Berge schienen sich zu vervielfachen so wie sie weiter drangen, und was anfangs der Gipfel des einen war, schien jetzt nur der Fuß des andern. Endlich erreichten sie ein kleines Thal, wo ihre Führer still hielten, um die Maulthiere ausruhen zu lassen, und hier that sich unter ihren Füßen eine Gegend von solcher Pracht und Umfang auf, daß selbst Madame Montoni in einen Ausruf der Bewunderung ausbrach.

Emilie vergaß auf einen Augenblick ihren Kummer in der Unermeßlichkeit der Natur. Jenseits der Kette der Berge, deren Spitzen beinahe so zahllos schienen, als die Wellen der See, und deren Füße von Wäldern eingefaßt waren, erstreckte sich die Campagna von Italien, wo Städte und Flüsse, und Waldungen und aller Glanz der Kultur sich in bunter Verwirrung mischten. Das Adriatische Meer, in welches der Po und Brenta, nachdem sie sich durch die ganze Fläche der Landschaft hingeschlängelt hatten, ihre fruchtbaren Wellen ausgossen, begränzte den Gesichtskreis. Emilie staunte lange die Pracht der Welt an, die sie zu verlassen im Begriff war, und deren ganze Pracht nur vor ihr ausgebreitet schien, um ihren Schmerz, sie verlassen zu müssen, zu erhöhen. Für sie war Valancourt allein in der Welt; nur zu ihm wandte sich ihr Herz, und für ihn allein flossen ihre Thränen.

| Von dieser erhabnen Gegend stiegen sie zwischen Fichten empor, bis sie in einen engen Paß zwischen den Gebürgen kamen, der jede Aussicht auf das ferne Land verschloß, und statt dessen nur furchtbare Klippen zeigte, die den Weg überhiengen. Hier zeigte sich keine Spur von menschlicher Bewohnung; nicht einmal eine Pflanze, ausser hie und da der Stamm einer zerstörten Eiche, die beinahe schnurgerade von dem Felsen herabhieng, in dessen Eingeweiden sich ihre starken Wurzeln fest geklammert hatten. Dieser Paß, der in das Herz der appeninischen Gebürge führte, öffnete sich endlich dem Tage, und eine Berggegend, wilder als sie noch gesehn hatten, streckte sich in langer Perspective vor ihnen aus. Große Fichtenwälder hiengen über ihrem Fuße und krönten den Felsen, der senkrecht aus dem Thale aufstieg, während oben die rollenden Nebel die Sonnenstrahlen auffingen, und ihre Gipfel in alle Zauberfarbe von Licht und Schatten tauchten. Die Scene schien sich unaufhörlich zu verändern, und neue Gestalten anzunehmen, so wie die Krümmung des Wegs sie von einer andern Seite darstellte, während die wandelnden Dünste, die jezt ihre kleinern Schönheiten zum Theil verheelten, jezt wieder sie in glänzende Farben tauchten, den Täuschungen des Gesichts zu Hülfe kamen.

Obgleich die tiefen Thäler zwischen diesen Bergen größtentheils mit Fichten bekleidet waren, zeigte doch oft eine plötzliche Oefnung eine Perspective von blos kahlen Felsen, mit einem Wasserfall, der von ihren | Spitzen über gespaltne Klippen hinstürzte, bis das Wasser den Grund erreichte, und mit unaufhaltsamer Wuth fortbraußte: oft wieder zeigten ländliche Scenen ihren grünen Schmuck in den engen Thälern, die zwischen den sie umgebenden Schrecknissen lächelten. Dort graseten Heerden von Schaafen und Ziegen unter dem Schatten herabhängender Wälder, und des Schäfers kleine Hütte, am Rande eines klaren Stroms aufgebaut, stellte ein süßes Gemälde der Ruhe dar.

So wild und romantisch auch diese Gegenden waren, hatten sie doch ein weit weniger romantisches Ansehn als die der Alpen, die den Eingang von Italien schützen. Emilie fühlte oft Bewunderung, selten aber empfand sie die Regungen unbeschreiblicher Ehrfurcht, die sie auf ihrer Reise über die Alpen oft empfunden hatte.

Gegen das Ende des Tags wand sich der Weg in ein tiefes Thal. Berge, deren zackigte Spitzen unersteiglich schienen, umzingelten es beinahe. Nach Osten öffnete sich eine Aussicht, welche die Appeninen in ihrem schauerlichsten Dunkel sehn ließ; die lange Reihe der sich zurückziehenden Bergspitzen, mit Fichten bekleidet, stellte ein größeres Gemälde dar, als Emilie je gesehen hatte. Die Sonne war eben unter die Spitzen der Berge gesunken, deren lange Schatten sich quer durch das Thal streckten, aber ihre gesenkten Strahlen, die durch eine Oefnung der Berge brachen, färbten die Gipfel des Waldes, der an den gegenüber liegenden | Hügeln hieng, mit einem gelben Schimmer, und strömten in vollem Glanz auf die Thürme und Zinnen des Schlosses, dessen breite Wälle sich längs einem Felsen hinzogen. Der Glanz dieser beleuchteten Gegenstände wurde noch durch den abstechenden Schatten, der das Thal unten einhüllte erhöht.

»Dort«, sagte Montoni, indem er seit mehrern Stunden zum erstenmal sprach — »dort liegt Udolpho.«

Emilie staunte mit wunderbarem Schauer das Schloß an, welches

Montoni das seinige nannte: obgleich von der untergehenden Sonne beleuchtet, gaben doch die gothische Größe seines Umfangs und die zerfallenden Mauern von grauem Stein ihm ein düstres, erhabenes Ansehn. Indem sie es noch betrachtete, verschwand das Licht von den Mauern und ließ eine melancholische Purpurfarbe zurück, die sich immer tiefer und tiefer ausbreitete, so wie der feine Dunst den Berg hinauf schlich, während die Zinnen oben noch in Glanz getaucht standen. Auch von diesem schwanden bald die Strahlen hinweg, und das ganze Gebäude war in das feierliche Dunkel des Abends gekleidet. Stille, einsam und erhaben stand es da, der König der Gegend, und schien trotzend jedem zu drohn, der es wagen würde, sein einsames Gebiet zu betreten. Jemehr die Dunkelheit zunahm, je schauerlicher stand es da, und Emilie staunte darauf hin, bis man nur noch die emporstrebenden Thürme über die Spitzen der Wälder ragen sah, in deren dicken Schatten bald der Wagen hinfuhr.

| Der Umfang und die Dunkelheit dieser hohen Wälder erweckten schreckliche Bilder in ihrer Seele, und sie erwartete beinahe Banditen hinter den Bäumen hervorbrechen zu sehn. Endlich kamen sie auf einen mit Häyde bewachsenen Berg und erreichten bald die Schloßthore, wo der tiefe Ton der Glocke, die um ihre Ankunft zu verkündigen geläutet wurde, den Eindruck von Furcht, der sich Emiliens bemächtigt hatte, erhöhte. Indeß die Bedienten herbei kamen, um ihnen die Thore zu öffnen, betrachtete sie aufmerksam das Gebäude; allein die Dunkelheit, die es überzog, ließ sie nicht vielmehr als einen Theil des Umrisses und die dicken Ringmauern sehn, welche einen großen, alten und öden Aufenthalt zu verrathen schienen, und sie einen Schluß auf die schwerfällige Stärke und den Umfang des Ganzen machen ließen. Der Thorweg vor ihr, der in die Vorhöfe führte, war von gigantischer Größe, und wurde von zwei runden Thürmen bestrichen, auf deren hervorragenden Zinnen statt der Fahnen langes Gras und wildes Gesträuch wehte, das zwischen den verfallnen Steinen Wurzel gefaßt hatte, und in den vorüberstreichenden Lüftchen über die Verheerung rings umher zu seufzen schien.

Während Emilie die Mauern betrachtete, die allenthalben von der Verwüstung des Krieges zu zeugen schienen, hörte man von innen Fußtritte herannahen und Riegel aufschieben. Bald darauf erschien ein alter Bedienter aus dem Schlosse, und zwang die alten Flügelthore zurück, um seinen Herrn einzulassen. Als | die Wagenräder schwer unter dem Schutzgatter hinrollten, sank Emilien das Herz, und es däuchte sie, als ob sie in ihr Gefängniß gieng. Der finstre Hof, den sie betraten, schien diese Vorstellung zu bestärken, und ihre stets dem Eindruck der Gegenwart ofne Einbildungskraft stellte ihr mehr Schrecknisse dar, als ihre Vernunft rechtfertigen konnte.

Ein andres Thor brachte sie in den zweiten Hof, der mit Gras bewachsen und noch wilder als der erste war, — wenn sie hier durch die Dämmerung hin die öde Verheerung, die hohen, mit Wintergrün, Moos und Nachtschatten bewachsenen Mauern und die Gitterthürme über ihnen ansah, so kam banges Leiden und Mord ihr in die Gedanken. Eine von den augenblicklichen und unerklärlichen Ahnungen, die zuweilen selbst starker Seelen sich bemächtigen, erfüllte sie mit Grausen. Dieses Gefühl wurde nicht geschwächt, als sie in einen weiten, gothischen Saal trat, dessen Dunkelheit durch ein, in der Ferne zwischen einer langen Reihe von Schwibbögen durchschimmerndes, Licht nur noch auffallender gemacht wurde. Als ein Bedienter die Lampe näher brachte, fiel stellenweis ein Schimmer auf die Pfeiler und spitz zulaufenden Wölbungen, und machte einen starken Contrast mit dem Schatten, der sich längs den Wänden hinzog.

Montonis plötzliche Reise hatte seine Leute verhindert, Anstalten zu seinem Empfang zu machen, und es war daher kein Wunder, daß sie alles in so ödem, verfallnem Zustande antrafen.

| Der Bediente, der herbei kam, um Montoni zu leuchten, verneigte sich stillschweigend, und die gespannten Muskeln seines Gesichts erheiterten sich zu keinem Ausdruck von Freude. Montoni erwiderte den Gruß durch eine leichte Bewegung mit der Hand, und gieng weiter, während seine Gemahlin, die ihm folgte, indem

sie sich mit einem Ausdruck von Verwunderung und Misvergnügen, den sie zu verrathen fürchtete, umsaß, und Emilie die den Umfang und die Größe des Saals mit furchtsamer Verwunderung betrachtete, sich einer schwarz marmornen Winkeltreppe näherten. Hier öffneten sich die Schwibbögen in ein hohes Gewölbe, in dessen Mitte ein Kronleuchter hieng, den ein Bedienter eilends anzündete. Die reiche ausgelegte Arbeit der Decke, ein Corridor, der in verschiedene obere Zimmer führte, und ein gemaltes Fenster, das beinahe von dem Fußboden bis an die Decke reichte, wurden nun nach und nach sichtbar.

Nachdem sie über den Fuß der Winkeltreppe weg durch ein Vorzimmer gekommen waren, traten sie in ein geräumiges Gemach, dessen mit schwarzem Ebenholz — dem Product der benachbarten Berge — getäfelte Wände von der Dunkelheit selbst kaum zu unterscheiden waren.

»Mehr Licht!« rief Montoni, indem er hereintrat. Der Bediente setzte seine Lampe nieder und wollte fortgehn, um ihm zu gehorchen, als Madame Montoni bemerkte, daß die Abendluft in dieser Berggegend kühl | sey, und daß es ihr angenehm seyn würde, wenn man ein Feuer anmache, worauf Montoni dem Bedienten Holz zu bringen befahl.

Während er in tiefen Gedanken das Zimmer auf und abgieng und Madame Montoni stillschweigend auf einem Lehnstuhl in einer Ecke saß, und auf die Zurückkunft des Bedienten wartete, betrachtete Emilie die auffallende Einsamkeit und Oede des Zimmers, von dem Schimmer der einzigen, neben einen großen venetianischen Spiegel, der das ganze Dunkel zurückwarf, gestellten, Lampe beleuchtet; und Montonis hagre Gestalt, der mit untergeschlagenen Armen, und das Gesicht von der Feder, die auf seinem Hute wehte, beschattet, langsam auf und abgieng.

Emiliens Seele gieng von der Betrachtung dieses Orts zu der Besorgnis von dem Leiden, was hier auf sie warten könnte, über, bis die Erinnerung an Valancourt, der jetzt weit, ach so weit von ihr entfernt war, an ihr Herz drang und es zur Wehmuth stimmte. Ein

schwerer Seufzer entfuhr ihr, allein sie bemühte sich, ihre Thränen zu verbergen, und gieng an eines der hohen Fenster, die auf die Wälle stießen, unter welchen sich der Wald hinzog, durch den sie bei ihrer Annäherung auf das Schloß gekommen war. Allein die Nachtschatten lagen tief auf den Bergen, und nur schwach konnte man noch den Einschnitt ihres Umrisses am Horizont wahrnehmen, wo ein rother Streif noch im Westen schimmerte. Das zwischenliegende Thal war in Dunkelheit gesunken.

| Die Scene innerhalb, zu welcher Emilie bei dem Aufmachen der Thüre sich wieder hinwandte, war nicht minder finster. Der alte Bediente, der sie am Thore empfangen hatte, trat jetzt unter einer Last von Fichtenzweigen gekrümmt, herein, während zwei von Montonis venetianischen Bedienten mit Licht folgten.

»Ihro Gnaden sind willkommen im Schlosse«, sagte der alte Mann, als er sich von dem Camine, wo er das Holz niedergelegt hatte, aufrichtete — »es ist lange ein einsamer Aufenthalt gewesen, und Sie werden zu gute halten, wenn Sie nicht alles so finden, wie es seyn sollte: da wir Ihre Ankunft nicht vorher wußten. Auf zukünftiges Markusfest werden es nun zwei Jahre seyn, daß Ihre Gnaden nicht hier gewesen sind.«

»Du hast ein gutes Gedächtnis, alter Carlo«, sagte Montoni; »aber wie hast du es angefangen, so lange zu leben?«

»Ach gnädiger Herr, an manchen Tagen wurde es mir auch sauer genug, die kalten Winde, die im Winter durch das Schloß streifen, sind mir fast zu viel, und ich war oft willens, Eur Gnaden zu bitten, daß Sie mich in die Niederlande zurückschicken möchten. Allein ich weiß nicht wie es kommt, es würde mir doch leid thun, diese alten Mauern zu verlassen, in welchen ich so lange gelebt habe.«

»Gut, gut, aber ist denn sonst noch alles im Schlosse in gutem Stande?«

| »Es wären wohl manche Ausbesserungen nöthig, Ihre Gnaden, die Mauer um den Wall ist an drei Orten eingestürzt; und die Treppe, die nach der westlichen Gallerie führt, ist schon lange in so schlechtem Stande gewesen, daß es gefährlich ist, darauf zu

gehn, auch der Gang, der nach der großen eichenen Stube über dem nördlichen Walle führt; vergangnen Winter wagte ich einmal eines Abends, selbst dahin zu gehn, und Ihro Gnaden —«

»Genug, genug davon« — fiel Montoni schnell ein; »morgen wollen wir mehr darüber sprechen.«

Das Feuer brannte nun hell: Carlo kehrte den Heerd ab, setzte Stühle, wischte den Staub von einem großen Marmortische, der neben dem Kamin stand, und verließ darauf das Zimmer.

Montoni und seine Familie setzten sich rings ums Feuer. Madame Montoni machte verschiedene Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, allein seine mürrischen Antworten stießen sie zurück, während Emilie Muth zu schöpfen suchte, ihn anzureden. Endlich sagte sie mit zitternder Stimme; »darf ich wohl um die Ursache dieser plötzlichen Reise fragen?« Nach einer langen Pause faßte sie Herz, die Frage zu wiederholen.

»Es geziemt mir eben so wenig, Fragen zu beantworten, als Ihnen welche zu thun«, versetzte Montoni, »die Zeit wird alles aufklären. Ich bitte sehr, daß Sie sich darüber keine weitere Sorge machen, und rathe | Ihnen, sich in Ihr Zimmer zu begeben, und sich eines vernünftign Betragens zu befleissigen, statt Grillen und einer Empfindsamkeit Raum zu geben, die aufs gelindeste nur Schwäche genannt werden kann.«

Emilie stand auf um fortzugehn — »Gute Nacht!« sagte sie zu ihrer Tante mit einer angenehmen Fassung, die aber ihre Bewegung nicht verbergen konnte.

»Gute Nacht meine Liebe«, sagte Madame Montoni mit einer Freundlichkeit, die Emilie noch nie von ihr gehört hatte, und die ihr Thränen in die Augen lockte. Sie verneigte sich gegen Montoni und wollte fortgehn. »Aber Sie wissen ja den Weg nach Ihrem Zimmer nicht?« sagte ihre Tante. Montoni rief den Bedienten, der im Vorzimmer wartete, und befahl ihm, Madame Montonis Mädchen zu schicken, mit der Emilie in wenig Minuten sich zurückzog.

»Weißt du wo mein Zimmer ist?« sagte sie zu Annetten, als sie durch den Saal giengen.

»Ich denke ja wohl, Fräulein, aber dies ist so ein seltsamer, wüster Ort! Ich habe mich schon verirrt. Sie nennen es das doppelte Zimmer über der südlichen Mauer und ich gieng durch die große Treppe hinauf. Meiner gnädigen Frau Zimmer liegt am andern Ende des Schlosses.«

Emilie stieg die marmorne Winkeltreppe hinauf und als sie durch den Corridor giengen, knüpfte An|nette ihr Gespräch wieder an. »Was dies für ein wilder, einsamer Ort ist! Man sollte sich fast fürchten hier zu leben. Wie oft! o wie oft habe ich mich wieder nach Frankreich gewünscht! Ich dachte wohl nicht, als ich mit meiner Frau gieng um die Welt zu sehn, daß ich jemals an einem solchen Orte würde eingesperrt werden, sonst hätte ich mich wohl gehütet, mein Vaterland zu verlassen. Man sollte hier fast wieder an Riesen und Gespenster glauben, denn dies sieht ganz aus wie eins von ihren Schlössern, und ich denke immer, ich werde noch Gespenster in dem großen alten Saale herum hüpfen sehn, der mit seinen dicken Pfeilern mehr einer Kirche als sonst etwas gleich sieht.«

»Setze dir doch nicht so lächerliche Grillen in den Kopf«, sagte Emilie.

»O Fräulein, es sind wohl mehr als Grillen. Benedetto sagt, daß diese traurigen Gänge und Hallen zu nichts anderm gut sind, als zu einem Aufenthalt für Geister; und wahrhaftig, wenn ich noch lange darin lebe, werde ich endlich selbst zum Geiste werden.«

»Ich hoffe nicht, daß du dem Signor Montoni etwas von dieser thörigten Furcht wirst zu Ohren kommen lassen; es würde ihm sehr misfällig seyn.«

»Wie? Sie haben also auch alles gehört«, versetzte Annette. »Nein nein, ich bin wohl nicht so dumm, mir etwas merken zu lassen, denn ich weiß wohl, daß | wenn der Signor ruhig schlafen kann, niemand anders im Schlosse das Recht hat zu wachen.«

Emilie that nicht, als wenn sie auf diese Bemerkung achtete.

»Diesen Gang hinab Fräulein — er führt zu einer schwarzen Winkeltreppe. O wenn ich hier etwas erblicke, so werde ich vor Schrecken den Verstand verlieren.«

»Das wird kaum möglich seyn«, sagte Emilie lächelnd, indem sie ihr durch den winklichten Gang folgte, der in eine andre Gallerie führte. Hier sah Annette, daß sie über ihr beredtes Gespräch von Geistern und Zauberern den rechten Weg verfehlt hatte, und lief lange durch andre Gänge und Vorsäle herum, bis sie endlich verzweifelte, sich wieder zurechte zu finden und laut um Hülfe rief: allein die Bedienten, die sich an der andern Seite des Schlosses befanden, waren nicht im Stande sie zu hören und Emilie öffnete jetzt die Thüre eines Zimmers zur Linken.

»O gehn Sie da nicht herein, Fräulein«, sagte Annette, »Sie dürfen sich sonst noch weiter verirren.«

»Bring nur das Licht her, wir werden uns doch vielleicht durch diese Zimmer hindurch finden.«

Annette blieb unschlüssig an der Thüre stehn, und hielt das Licht in die Höhe um das Zimmer zu zeigen, allein der schwache Schimmer verbreitete sich kaum halb dadurch hin.

| »Warum bedenkest du dich denn?« fragte Emilie. »Laß doch sehn, wohin dies Zimmer führt.«

Annette gieng widerstrebend weiter. Es sties in eine Reihe geräumiger alter Zimmer, wovon einige mit Tapeten behangen, und andre mit Ceder und schwarzem Ebenholz getäfelt waren. Die wenigen Möbeln schienen beinahe eben so alt als die Zimmer, und hatten ein gewisses Ansehen von Größe behalten, ohngeachtet sie mit Staub bedeckt, und von Feuchtigkeit und Alter beinahe in Stücken zerfallen waren.

»Wie kalt sind doch diese Zimmer, Fräulein«, sagte Annette, »wie es heißt, hat seit vielen, vielen Jahren niemand darin gewohnt. Lassen Sie uns gehen.«

»Vielleicht führen sie auf die große Winkeltreppe«, sagte Emilie und gieng weiter bis sie an ein mit Gemälden behangnes Zimmer kam. Sie nahm das Licht, um eines zu betrachten, das einen Soldaten zu Pferde auf dem Schlachtfelde vorstellte. Er zielte mit seinem Speer nach einem Manne, der unter den Füßen des Pferdes lag, und in flehender Stellung eine Hand in die Höhe reichte. Der

Soldat, dessen Visier aufgeschlagen war, warf einen Blick der Rache auf ihn, und Emilie glaubte in seinem Gesichte eine Aehnlichkeit mit Montoni wahrzunehmen. Sie wandte sich mit einem Schauer ab, und nachdem sie noch einige andre Gemählde beleuchtet hatte, kam sie an eines, das mit einem Vorhang von schwarzer Seide bedeckt | war. Das Sonderbare dieses Umstandes fiel ihr auf, sie stand still, wünschte den Schleier aufzuheben, um zu sehn, was so sorgfältig verborgen seyn könnte, und wurde doch durch eine gewisse Besorgnis zurückgehalten.

»Heilige Jungfrau, was kann dies bedeuten«, rief Annette! »Das ist gewiß das Gemählde, von dem ich zu Venedig gehört habe.«

»Was für ein Gemählde« sagte Emilie. —

»Je nun, ein Gemählde, ein Gemählde!« erwiderte Annette zögernd — »ich habe nie recht eigentlich erfahren können, was es für eine Bewandniß damit hatte.«

»Zieh den Vorhang weg, Annette.«

»Wie, ich Fräulein? nicht um die Welt«, Emilie drehte sich um und sah Annetten erblassen.

»Nun so sag mir doch, was du denn so schreckhaftes von diesem Gemählde gehört hast, mein gutes Mädchen.«

»Nichts Fräulein, wahrhaftig ich habe nichts gehört. Lassen Sie uns nur machen, daß wir fortkommen.«

»Das wollen wir auch, aber zuvor möchte ich das Gemählde besehn. Leuchte mir Annette, indeß ich den Vorhang aufhebe.«

Annette nahm das Licht und gieng sogleich damit fort, ohne auf Emiliens Rufen, daß sie da bleiben | möchte, zu warten, und diese, die im dunkeln Zimmer nicht allein zurückbleiben mochte, folgte ihr endlich.

»Was bedeutet das Annette«, sagte Emilie, als sie sie einholte, »was hast du von diesem Gemählde gehört, weswegen du durchaus nicht bleiben wolltest.«

»Ich weiß warlich nichts davon zu sagen, Fräulein. Alles was ich gehört habe, ist, daß etwas fürchterliches damit geschehn seyn soll, und daß es seitdem immer bedeckt gewesen ist — und daß

seit vielen Jahren niemand es angesehen hat — es ist etwas von der Person dabei, die dies Schloß besessen hat, ehe es dem Signor Montoni gehörte — und —«

»Schon gut Annette«, sagte Emilie lächelnd — »ich sehe wohl, du sagst wirklich die Wahrheit, daß du nichts von dem Gemälde weißt.«

»Nein wahrhaftig, Fräulein, ich weiß nichts, denn ich habe versprechen müssen, nie etwas zu sagen — aber —«

»Gut, so will ich auch nicht weiter fragen«, versetzte Emilie, die wohl bemerkte, daß sie zwischen ihrer Neigung, ein Geheimniß zu offenbaren, und ihrer Furcht vor den Folgen kämpfte —

»Nein Fräulein thun Sie das auch ja nicht —«

»Damit du mir ja nicht alles erzählst«, unterbrach Emilie —

| Annette wurde roth und Emilie lächelte; sie giengen bis ans äusserste Ende dieser Reihe von Zimmern, und fanden sich endlich nach einigen Verirrungen wieder an der Spitze der Marmortreppe, wo Annette Emilien verließ, um einen Bedienten aus dem Schlosse zu rufen der sie nach dem Zimmer, welches sie suchten, führen könnte.

Während sie fort war, dachte Emilie wieder an das Gemälde; um nicht die Redlichkeit eines Dienstboten in Versuchung zu führen, hatte sie ihre Fragen sowohl hierüber, als wegen einiger bedeutenden Winke, die Annette über Montoni fallen ließ, zurückgehalten, so sehr auch ihre Neugier rege gemacht war, und so gut sie auch wahrgenommen hatte, daß sie leicht eine Antwort auf ihre Fragen erhalten würde. Sie fühlte jetzt einen großen Trieb, in das Zimmer zurückzugehen, und das Gemälde zu untersuchen, allein das Einsame der Stunde und des Orts, mit dem melancholischen Schweigen das rings um sie herrschte, zusammengenommen, flößten ihr einen gewissen Schauer ein, das Geheimnis, das mit diesem Gemälde verbunden zu seyn schien, zu durchdringen. Doch nahm sie sich vor, wenn das Tageslicht ihre Lebensgeister neu gestärkt haben würde, wieder in das Zimmer zu gehn, und den Vorhang wegzunehmen. Als sie sich von dem Corridor über die Treppe

lehnte, und ihre Augen rings umher wandern ließ, bemerkte sie aufs neue mit Verwunderung die ungeheure Stärke der jetzt etwas verfallnen Mauern, und die Pfeiler von dichtem Mar|mor, die von der Halle empor stiegen und die Decke unterstützten.

Ein Bedienter kam jetzt mit Annetten zum Vorschein und führte Emilien in ihr Zimmer, das in einem fernen Theile des Schlosses und am Ende desselben Corridors lag, von welchem die Reihe von Zimmern ausgieng, durch die sie gekommen waren. Das einsame Ansehn desselben machte Emilien abgeneigt, Annetten gleich fortzuschicken, und die feuchte Kälte machte sie von mehr als Furcht beben. Sie bat Katherinen, das Mädchen im Schlosse, etwas Holz herbei zu bringen und ein Feuer anzumachen.

»Ach Fräulein, es sind viele Jahre, seit kein Feuer hier angemacht ist!«

»Das brauchst du uns nicht zu sagen, gutes Mädchen« sagte Annette, »jedes Zimmer im Schlosse ist wie ein Eiskeller; ich wundre mich nur, wie ihr es aushalten könnt, hier zu leben; ich für mein Theil wünsche mich wieder nach Venedig.«

Emilie winkte Katherinen mit der Hand, nach Holz zu gehn.

»Ich möchte wissen, Fräulein, warum sie dies das doppelte Zimmer nennen?« sagte Annette, während Emilie es stillschweigend betrachtete, und sah, daß es hoch und geräumig wie die andern war, die sie gesehn hatte, und daß die Wände ebenfalls mit schwarzem | Ebenholz getäfelt waren. Das Bette und das andre Amöblement war sehr antik und hatte, wie alles im Schlosse, ein Ansehn von dunkler Größe. Eines von den hohen Fenstern, die sie öffnete, stieß auf einen Wall, allein jenseits demselben verlор sich die Aussicht in Dunkelheit.

Emilie bemühte sich, in Annettens Gegenwart ihren Muth aufrecht zu halten, und die Thränen zu unterdrücken, die ihr von Zeit zu Zeit in die Augen traten. Sie hätte gerne gefragt, wann der Graf Morano im Schlosse erwartet würde, aber eine gewisse Delikatesse hielt sie zurück. Annettens Gedanken waren indeß mit einem andern Gegenstande beschäftigt; sie liebte das Wunderbare zum

Sterben, und hatte von einem Umstande gehört, der zur Geschichte des Schlosses gehörte, und diesen Geschmack im höchsten Grade befriedigte. Da man ihr eingeschärft hatte, nichts davon zu erwähnen, so war ihre Begierde, davon zu sprechen, so groß, daß sie alle Augenblick auf dem Punkt stand, zu sagen, was sie gehört hätte. Es war in der That eine harte Strafe, einen so wunderbaren Umstand zu wissen, und ihn verheelen zu müssen! allein sie wußte, daß Montoni eine noch härtere auflegen konnte, und fürchtete, sie sich zuzuziehn.

Katherine brachte nun Holz, und die helle Flamme vertrieb auf eine Weile die Dunkelheit des Zimmers. Sie sagte Annetten, daß ihre Herrschaft nach ihr gefragt hätte, und Emilie blieb aufs neue ihren | eignen traurigen Betrachtungen überlassen. Ihr Herz war gegen Montonis finstre Blicke noch nicht abgehärtet, und seine Behandlung machte noch jetzt einen fast eben so abschreckenden Eindruck auf sie, als vormals. Die Zärtlichkeit und Liebe, woran sie, so lange ihre Eltern lebten, immer gewöhnt gewesen war, machte sie doppelt empfindlich gegen jede unfreundliche Behandlung, und es hatte ihr nie geahndet, daß sie je eine so ganz entgegengesetzte erfahren würde.

Um ihre Aufmerksamkeit von Gegenständen, die sie schwer niederdrückten, abzuziehn, stand sie auf und untersuchte aufs neue ihr Zimmer. Sie sah eine Thüre, die nicht ganz zugemacht war, und da sie fand, daß es nicht dieselbe war, durch die sie herein gekommen war, nahm sie das Licht um zu sehn, wohin sie führte. Sie machte sie auf, hatte aber kaum einen Schritt gethan, als sie beinahe eine steile, schmale Winkeltreppe herunter gefallen wäre, die gleich von der Thüre an zwischen zwei steinernen Mauern herunter führte. Sie wünschte zu wissen, wohin sie gienge, und zwar um so mehr, da sie so unmittelbar auf ihr Zimmer stieß; doch gebrach es ihr bei der jetzigen Stimmung ihrer Lebensgeister an Muth, sich so allein in die Dunkelheit herunter zu wagen. Sie machte also die Thüre zu und bemühte sich, sie zu befestigen, fand aber bei näherer Untersuchung, daß sie von innen keine Riegel hatte, wiewohl sie von aussen doppelt damit versehen war. Sie half dem Uebel einiger-

maßen dadurch ab, daß sie einen schweren Stuhl dagegen stellte, doch beunruhigte | der Gedanke sie noch immer, in diesem entlegnen Zimmer, mit einer Thüre, von der sie nicht wußte wohin sie führte, und die von inwendig nicht ganz zugemacht werden konnte, zu schlafen. Einmal fiel es ihr ein, Madame Montoni zu bitten, daß sie Annetten die ganze Nacht bei ihr lassen möchte, allein die Besorgniß, in Verdacht einer kindischen Furcht gezogen zu werden, und Annettens stets fertige Ängstlichkeit noch zu vermehren, hielt sie zurück.

Ihre trüben Betrachtungen wurden bald darauf durch den Schall von Fußritten im Corridor unterbrochen, und es war ihr sehr erfreulich, Annetten mit einem Abendessen, das Madame Montoni ihr schickte, hereinkommen zu sehn. Sie stellte einen Tisch zum Feuer und ließ das gute Mädchen nieder setzen und mit ihr essen. Als ihre kleine Mahlzeit verzehrt war, schürte Annette, durch ihre Güte aufgemuntert, das Holz in eine Flamme, zog ihren Stuhl näher zum Kamin und sagte: »Haben Sie wohl je von dem seltsamen Umstande gehört, gnädiges Fräulein, wodurch der Signor zum Besitz dieses Schlosses gekommen ist?«

»Was hast du doch nun wieder für ein Märchen zu erzählen«, sagte Emilie, indem sie die Neugier verbarg, die durch die geheimnisvollen Winke, welche sie schon früher hievon gehört hatte, erregt worden war.

»Ich habe alles gehört, Fräulein«, sagte Annette, indem sie sich rund im Zimmer umsah, und sich näher | zu Emilien setzte. »Benedetto erzählte es mir, als wir zusammen hieher reisten, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, es als ein Geheimnis bei mir zu behalten.«

»Wenn du das versprochen hast, Annette, so thust du nicht recht, es mir anzuvertrauen.«

Annette schwieg einen Augenblick — »o ich weiß, gnädiges Fräulein, daß ich es Ihnen sicher anvertrauen kann —«

»Wenigstens werde ich es eben so treulich verwahren, als du Annette«, sagte Emilie lächelnd.

Annette erwiderte sehr ernsthaft, das wäre hinreichend, und fuhr fort: »Sie müssen wissen, gnädiges Fräulein, daß dies Schloß sehr alt, und sehr stark ist, und schon manche Belagerungen ausgehalten hat; allein es hat nicht immer dem Signor Montoni oder seinem Vater gehört, sondern sollte nur nach einem gewissen Gesetze dem Signor zufallen, wenn die Dame unverheirathet stürbe.«

»Welche Dame?« sagte Emilie.

»Ich bin ja noch nicht so weit gekommen«, erwiderte Annette; »eben von dieser Dame wollte ich Ihnen erzählen; aber wie ich sage, sie lebte im Schlosse, und hatte alles auf sehr großen Fuß, wie Sie leicht denken können, gnädiges Fräulein; der Signor kam oft sie zu besuchen, und war verliebt in sie, und wollte sie hei|rathen; denn daß sie etwas verwandt waren, hatte nichts zu bedeuten; allein sie liebte einen andern, und wollte ihn nicht haben, und er soll sehr aufgebracht darüber gewesen seyn, denn Sie wissen ja, Fräulein, was für ein schlimmer Herr er ist, wenn er in Zorn geräth. Vielleicht hat sie ihn einmal in Zorn gesehn, und ihn deswegen nicht haben wollen. Allein wie ich sage, sie war sehr traurig und niedergeschlagen, und das lange Zeit — Heilige Jungfrau, was ist das für ein Geräusch, haben Sie nichts gehört, Fräulein?«

»Es war nur der Wind«, sagte Emilie, »aber wirst du denn mit deiner Geschichte gar nicht zu Ende kommen?«

»Wie ich gesagt habe, — aber wo war ich denn? Ja, wie ich sage, sie war lange Zeit sehr niedergeschlagen und sehr unglücklich, und pflegte immer auf der Terrasse, dort unter den Fenstern herum zu gehn, und so erbärmlich zu weinen — es würde Ihnen das Herz zerrissen haben, es anzusehn — ich meine nur —«

»Gut gut Annette, sag mir doch nur endlich den Hauptumstand deiner Erzählung.«

»Alles zu seiner Zeit, Fräulein — alles was ich jetzt gesagt habe, hörte ich schon zu Venedig, aber was jetzt kommt, habe ich erst heute erfahren. Dies geschah nämlich vor vielen langen Jahren, als der Signor Montoni noch ein ganz junger Mann war. Die | Dame — sie hieß Signora Laurentini, war sehr schön, allein sie pflegte oft,

eben so wie der Signor, in sehr heftigen Zorn zu gerathen. Da er endlich sieht, daß er sich kein Gehör bei ihr verschaffen kann, was thut er — er verläßt das Schloß, und ist seit langer langer Zeit nicht wieder in diese Gegend gekommen; aber das war für sie alles einerlei; sie war eben so unglücklich, er mochte hier seyn oder nicht, bis eines Abends — Heiliger St Peter«, rief Annette plötzlich — »seh'n Sie doch einmal die Lampe an, Fräulein, wie blau sie brennt!« — sie sah sich furchtsam im Zimmer um —

»Närrisches Mädchen!« sagte Emilie, »warum hängst du doch solchen Thorheiten nach — komm endlich einmal mit deiner Geschichte zum Schlusse, ich bin es müde.«

Annette sah unverwandt die Lampe an, und fuhr mit leiser Stimme fort — »eines Abends, sagt man — gegen Ende des Jahrs — ich denke, es mag in der Mitte des Septembers, oder vielleicht zu Anfang des Octobers gewesen seyn — nein es war doch wohl im November, denn das ist ja zu Ende des Jahrs — aber wie gesagt, das weiß ich selbst nicht genau, weil man es mir nicht für gewiß erzählt hat. Genug also, gegen das Ende des Jahrs gieng diese große Dame aus dem Schlosse unten in den Wald, wie sie schon oft gethan hatte, und zwar ganz allein, blos mit ihrem Mädchen. Der Wind bließ kalt, und streute die Blätter umher, und pfiß abscheulich zwischen den großen, alten Wall|nusbäumen, die wir vorbei gekommen sind — denn Benedetto zeigte mir die Bäume, als er mir die Geschichte erzählte — der Wind bließ kalt, und ihr Mädchen wollte sie bereden, umzukehren, allein das war umsonst, denn sie mochte gar zu gerne des Abends im Walde gehn, und wenn das Laub um sie her abfiel, so war es ihr desto lieber. Man sah sie die Wälder hinab gehn; allein die Nacht brach an, und sie kam nicht wieder; es schlug Zehne, es schlug eilf, es schlug zwölf, und keine Dame ließ sich seh'n; die Leute im Schlosse glaubten, es hätte sie ein Unglück betroffen und giengen aus um sie zu suchen. Sie suchten die ganze Nacht, konnten aber weder sie, noch eine Spur von ihr finden, und von der Zeit an bis auf den heutigen Tag Fräulein, hat man nie wieder etwas von ihr gehört.«

»Ist das wirklich wahr, Annette?« sagte Emilie mit grosser Verwunderung.

»Ganz gewiß, Fräulein«, sagte Annette mit einem Blick des Entsetzens, »es ist wahrhaftig wahr — allein man sagt« — setzte sie ganz leise hinzu, »daß die Signora sich seitdem oft zur Nachtzeit im Walde und um das Schloß hat sehn lassen, verschiedne von den alten Bedienten, die noch einige Zeit nachher hier geblieben sind, haben versichert, daß sie sie gesehn hätten, und seitdem haben auch andre Leute, die im Schlosse gewesen sind, sie oft des Nachts gesehn. Carlo, der alte Verwalter, sagen sie, könnte, wenn er wollte, manche Dinge erzählen.«

| »Das widerspricht sich ja ganz und gar Annette; du sagst, man hätte seitdem nichts von ihr gehört, und doch ist sie gesehn worden?«

»Aber alles dies hat man mir als ein großes Geheimnis erzählt«, fuhr Annette fort, ohne daß sie auf die Bemerkung zu achten schien, »und gewiß werden Sie es weder mir noch Benedetto zu Leide thun, weiter davon zu sprechen.« Emilie schwieg, und Annette wiederholte ihre letzten Worte.

»Davor kannst du ganz ruhig seyn«, erwiederte Emilie; »aber laß dir selbst den guten Rath geben, meine liebe Annette, vorsichtig zu seyn, und von dem was du mir da gesagt hast, gegen niemand anders etwas zu erwähnen. Der Signor Montoni, wie du ganz richtig sagst, könnte böse werden, wenn er es erführe — Aber zog man denn keine Erkundigungen wegen der Dame ein?«

»O genug! denn der Signor, als der nächste Erbe, nahm das Schloß sogleich in Anspruch, und da hieß es, er könne es nicht bekommen, bis so und so viele Jahre verflossen wären, oder man wirklich den Tod der Dame bewiesen hätte. Da man nun seit vielen Jahren nichts wieder von ihr gehört hat, so ist sie so gut als tod anzusehn, und das Schloß ist ihm zugefallen. Allein die Geschichte wurde ruchbar und da sollen sich viele seltsame Gespräche verbreitet haben, so seltsam in der That, daß ich es nicht nachsagen mag.«

| »Das ist noch seltsamer, Annette«, sagte Emilie lächelnd, und

riß sich aus ihrem Nachdenken — »Aber wenn die Signora Laurentini sich nachher wirklich im Schlosse hat sehn lassen, hat denn niemand sie angeredet?«

»Angeredet! — sie angeredet —« rief Annette mit einem Blick des Entsetzens; »nein, warlich nicht.«

»Und warum nicht?« erwiderte Emilie, die gerne mehr hören wollte.

»Heilige Mutter Christi! man sollte einen Geist anreden!«

»Aber was für Ursachen hatte man denn, zu glauben, daß es ein Geist wäre, wenn sich niemand ihm genähert, oder mit ihm gesprochen hatte?«

»O Fräulein, das kann ich nicht sagen. Wie mögen Sie doch nur solche anstößige Fragen thun? Allein niemand sah sie weder ins Schloß gehen, noch herauskommen; und bald war es an einem, bald wieder an einem ganz andern Orte im Schloß; es sprach auch niemals, und was sollte es wohl im Schlosse thun, wenn es nicht sprach. Man sagt, daß seit dieser Zeit niemand wieder in gewisse Gegenden des Schlosses hat gehen mögen.«

»Wie, weil es nicht sprach hat man nicht wieder hingehn mögen?« sagte Emilie, indem sie sich die Furcht, die sich ihrer bemächtigte, wegzulachen bemühte. —

| »Nein, Fräulein, nein, nicht deswegen«, versetzte Annette etwas aufgebracht, »sondern weil man etwas da gesehn hat. Man sagt auch, daß an der westlichen Seite des Schlosses eine alte Kapelle steht, wo man des Mitternachts solches Aechzen hört, daß einen schaudert, daran zu denken; — auch soll man seltsame Dinge da gesehn haben.«

»Ich bitte dich Annette, schweig mir von diesen einfältigen Märchen.«

»Einfältige Märchen, Fräulein! o ich will Ihnen nur noch eine Geschichte erzählen, die Katherine mir gesagt hat. Es war an einem kalten Winterabend, als Katherine mit dem alten Carlo und seiner Frau in dem kleinen Saal saß. ›Ich wollte, daß ich ein paar Aepfel aus der Speisekammer zu braten hätte«, sagte Carlo — ›allein es ist

ein gar zu weiter Weg, und es verdrießt mich, sie zu holen. Geh du Katherine und hole uns eine Schürze voll, wir können sie bei dem Feuer hier recht schöne braten; nimm dich nur in Acht, daß dir der Wind die Lampe nicht ausbläst, wenn du die große Treppe herauf gehst.« Katherine nahm die Lampe — aber still Fräulein, ich hörte gewiß ein Geräusch.«

Emilie, die von Annettens Furcht mit angesteckt war, horchte aufmerksam, allein alles war still und Annette fuhr fort. »Katherine gieng die Treppe herauf in den breiten Gang, durch den wir auch gekommen | sind, als wir uns verirrtten, aber plötzlich — Schon wieder«, rief Annette, »ich hörte es schon wieder — gewiß es war keine Einbildung.«

»Still!« sagte Emilie zitternd. Sie horchten und saßen still, bis Emilie ein leises Klopfen an der Wand hörte. Es kam wieder — Annette schrie laut und die Kammerthüre gieng langsam auf. Es war Katherine, die herein kam, um Annetten zu sagen, daß ihre Frau auf sie wartete. Emilie konnte sich nicht sogleich von ihrem Schrecken erholen, indeß Annette, halb lachend, halb weinend, Katherinen tapfer ausschalt, sie so erschreckt zu haben, auch war ihr bange, daß man sie vielleicht behorcht haben könnte. Emilie, auf deren Seele der Hauptumstand in Annettens Erzählung einen tiefen Eindruck gemacht hatte, blieb in ihrer jetzigen Stimmung ungerne allein, um aber Madame Montoni nicht zu beleidigen und nicht ihre eigene Schwachheit zu verrathen, suchte sie die Einbildungen ihrer Furcht zu überwinden, und schickte selbst Annetten fort.

Sobald sie sich allein sah, dachte sie nach, über die seltsame Geschichte der Signora Laurentini und über ihre eigne sonderbare Lage in den wilden und einsamen Gebürgen eines fremden Landes, in der Macht eines Mannes, den sie noch vor wenig Monathen nicht kannte, der bereits eine angemaaßte Gewalt über sie ausgeübt hatte, und dessen Character ihr eine gewisse Furcht einflößte. Sie wußte, daß er eben so viel Erfindung, ein Projekt zu entwerfen, als Talente es auszuführen besaß, und fürchtete sehr, daß er zu wenig

Gefühl hätte, um ir|gend ein Mittel zur Erreichung seines Vortheils zu scheuen. Sie hatte längst bemerkt, wie unglücklich Madame Montoni war, und oft die mürrische, verächtliche Begegnung, die sie von ihrem Manne erlitt, mit angesehen. Zu diesen gegründeten Ursachen kamen noch tausend namenlose Schrecken, die nur in einer lebhaften Einbildungskraft statt finden, und die Untersuchung der Vernunft nicht aushalten.

Emilie erinnerte sich an alles, was Valancourt ihr am Abend ihrer Abreise von Languedoc über Montoni gesagt, und wie viel Mühe er sich gegeben hatte, sie von der Reise abzuhalten. Sie hatte oft nachher seine Besorgnisse für prophetisch gehalten, jetzt schienen sie bestätigt. Ihr Herz seufzte, als es ihr Valancourts Bild darstellte, die Vernunft aber führte bald einen Trost herbei, der so schwach er auch anfangs schien, durch wiederholtes Nachdenken Stärke gewann. Sie bedachte, daß sie, was auch sie selbst leiden möchte, sich wenigstens enthalten hatte, ihn ins Unglück zu bringen, und daß sie, welches Leiden auch in Zukunft auf sie warten könnte, wenigstens sich selbst keinen Vorwurf zu machen hätte.

Ihre Melancholie wurde durch das hohle Pfeifen des Windes auf dem Gange und rings um das Schloß erhöht. Das erfreuliche Feuer im Kamin war schon lange erloschen, und sie saß, die Augen auf die noch schwach glimmenden Kohlen gerichtet, da, bis ein lauter Windstoß, der durch den Gang strich, und die Thü|ren und Fenster erschütterte, sie erschreckte: der Stuhl, den sie zur Befestigung vor die Thüre gestellt hatte, wurde dadurch fortgetrieben und die Thüre, die zu der geheimen Winkeltreppe führte, stand halb offen. Ihre Neugier und Furcht wurde aufs neue rege gemacht. Sie gieng mit der Lampe an die Treppe und blieb unschlüssig, ob sie herunter gehn sollte, stehn; allein die tiefe Stille und Dunkelheit des Orts schreckten sie aufs neue, und mit dem Vorsatze, morgen, wenn das Tageslicht ihr zu Hülfe kommen würde, weiter nachzusuchen, machte sie die Thüre zu und verrammelte sie stärker.

Sie legte sich nun zu Bette und ließ die brennende Lampe auf dem Tische stehn; allein der düstre Schimmer erhöhte nur ihre

Furcht statt sie zu vertreiben; sie glaubte bei den unstäten Stralen Gestalten vor ihren Vorhängen vorbei in die dunklern Winkel des Zimmers gleiten zu sehn. — Die Schloßuhr schlug zwölf, ehe sie ihre Augen zum Schlummer schloß.

Sechstes Kapitel

Das Tageslicht vertrieb zwar die dunkeln Schatten, aber nicht die ängstlichen Besorgnisse aus Emiliens Seele. Der Graf Morano war das erste Bild, das sich ihr wachend darstellte, und mit ihm ein Gefolge vorausgeahndeter Uebel, die sie weder besiegen noch vermeiden konnte. Sie stand auf, und um ihre Seele von den geschäftigen Vorstellungen, die sie quälten zu befreien, zwang sie sich, die äussern Gegenstände um sich her zu betrachten. Sie sah aus ihrem Fenster auf die wilde Größe der Gegend hin, die fast von allen Seiten durch Alpengebürge geschlossen wurde, deren über einander ragende Spitzen in feuchten Nebeln vor dem Auge verschwanden, während die Vorgebürge unten von Wäldern verdunkelt waren, die sich bis zu ihrem Fuße hinabsenkten und längs den engen Thälern hinstreckten. Die reiche Pracht dieser Thäler hatte für Emilien einen besondern Reitz, und sie betrachtete mit Erstaunen die Befestigungen des Schlosses, die sich weit auf den Felsen hinzogen, die großen Wälle unten, und die Thürme und Zinnen und mannichfaltigen Umrisse des Gebäudes oben. Von diesen Gegenständen wanderte ihr Blick über die Klippen und Wälder im Thale, durch welches ein breiter und schneller Strom hinschäumte, den man zwischen den Spalten eines gegen über liegenden Berges herabfallen, jetzt in den Sonnenstralen glänzen, und jetzt wieder von überhängenden Fichten beschattet sah, bis ihre dichten Zweige ihn ganz verheelten. Bald aber brach er aus dieser Dunkelheit wieder in einen breiten Guß von Schaum aus und stürzte donnernd ins Thal herab. Näher gegen Westen öffnete sich die Perspektive zwischen den Bergen, die Emilie bei ihrer Annäherung nach dem Schlosse

mit so erhabner Bewegung betrachtet hatte: ein dünner Nebel, der aus dem Walde empor stieg, hüllte alle Gegenstände in süße Dämmerung ein. So wie er aufstieg und die Sonnenstralen auffieng, entzündete er sich in ein schönes Roth, und färbte die Wälder und Klippen mit prangender Schönheit; als aber endlich der Schleier ganz aufgezogen wurde, war es ein entzückender Anblick, die glänzenden Gegenstände zu betrachten, die sich nach und nach im Thale aufthaten — der grüne Rasen — die dunkeln Wälder — die kleinen Felsenhölen — einige wenige Bauernhütten — der schäumende Strom — eine weidende Heerde und mehrere Gemählde ländlicher Schönheit. Dann glänzten die Fichtenwälder und dann der breite Rücken der Berge, bis endlich der Nebel sich rund um ihren Gipfel festsetzte, und sie in einen röhlichen Glanz tauchte. Die Berge traten nun deutlicher hervor, und die tiefen Schatten, die von den untern Klippen fielen, erhöhten die Wirkung des oben strömenden Glanzes; während die allmählig herabsinkenden Berge sich in das | Adriatische Meer zu neigen schienen: denn dafür hielt Emilie den bläulichten Schimmer, der die Aussicht begränzte.

Auf solche Art beschäftigte sie ihre Phantasie und es mislang ihr nicht. Die luftige Kühle des Morgens erfrischte sie; sie erhub ihre Gedanken in Gebeth, wozu sie sich bei Betrachtung der Erhabenheit der Natur immer am meisten geneigt fühlte, und ihre Seele erlangte ihre Stärke wieder.

Als sie sich vom Fenster abwandte, fielen ihre Augen auf die Thüre, die sie den Abend zuvor so sorgfältig verwahrt hatte, und sie beschloß jetzt zu untersuchen, wohin sie führte; als sie aber hinzu gieng, um die Stühle aus dem Wege zu räumen, sah sie zu ihrem größten Erstaunen, daß sie schon ein wenig fortgeschoben waren. Man kann sich nicht leicht ihr Erstaunen denken, als sie den Augenblick darauf merkte, daß die Thüre befestigt war. Es war ihr als hätte sie einen Geist gesehn. Die Thüre auf den Gang war verschlossen, wie sie sie gelassen hatte, diese Thüre aber, die man nur von aussen befestigen konnte, mußte in der Nacht verriegelt worden seyn. Der Gedanke beunruhigte sie ernstlich, wieder in

einem Zimmer zu schlafen, das so entlegen und einem Ueberfall so ausgesetzt war, und sie nahm sich vor, ihrer Tante den Umstand zu sagen, und sie um eine Veränderung zu bitten.

Nach einigem Umherirren fand sie ihren Weg in den großen Saal und in das Zimmer, das sie den Abend | zuvor verlassen hatte. Sie fand ihre Tante ganz allein beim Frühstück: denn Montoni war ausgegangen, um die Gegend ums Schloß und den Zustand der Befestigungen zu besehn, und sich mit Carlo zu besprechen. Emilie bemerkte, daß ihre Tante geweint hatte, und ihr Herz neigte sich mit einer Zärtlichkeit zu ihr hin, die sich mehr in ihrem Betragen, als durch Worte zeigte: denn sie vermied sorgfältig, sich merken zu lassen, daß sie ihre unglückliche Lage fühlte. Sie benutzte Montonis Abwesenheit, um des Umstandes mit der Thüre zu erwähnen, zu bitten, daß man ihr ein anderes Zimmer einräumen möchte, und wieder nach der Ursache ihrer plötzlichen Reise zu fragen. Wegen des ersten Punkts verwies ihre Tante sie an Montoni, indem sie durchaus verweigerte, sich in die Sache zu mischen, wegen des letztern gab sie völlige Unwissenheit vor.

In der Absicht, ihre Tante mehr mit ihrer Lage auszusöhnen, lobte Emilie die Grösse und schöne Gegend des Schlosses, und gab sich Mühe, alles unangenehme in ein besseres Licht zu setzen. Allein obgleich das Unglück die rauhen Seiten in Madame Montonis Character einigermaßen gemildert, und indem es sie mit eignen Sorgen bekannt machte, ihr auch für andre einiges Gefühl eingeflößt hatte, war doch die eigensinnige Liebe zum Herrschen, welche die Natur in ihr Herz gepflanzt, und die Gewohnheit darinn befestigt hatte, noch nicht ausgerottet. Sie konnte sich die Befriedigung nicht versagen, die unschuldige, hülflose | Emilie zu tyrannisiren, und über den Geschmack zu spotten, den sie nicht fühlen konnte.

Ihre Spötereie wurde bald durch Montonis Eintritt unterbrochen, und ihr Gesicht nahm, so wie er sich ohne zu thun, als ob ausser ihm noch jemand im Zimmer wäre an den Tisch niedersetzte, einen gemischten Ausdruck von Furcht und Erbitterung an.

Emilie, die ihn stillschweigend beobachtete, sah, daß seine Miene noch finstrier und mürrischer war, als gewöhnlich. O könnte ich wissen, sagte sie zu sich selbst, was in dieser Seele vorgeht, könnte ich die Gedanken errathen, die da ausgebrütet werden, so würde ich nicht länger in dieser quälenden Ungewißheit seyn. Das Frühstück wurde stillschweigends verzehrt, bis Emilie darauf anzufragen wagte, daß man ihr ein anderes Zimmer einräumen möchte, und den Umstand, der sie dies wünschen machte, erzählte.

»Ich habe keine Zeit, mich mit diesen kindischen Einfällen abzugeben«, sagte Montoni, »das Zimmer ist einmal für Sie eingerichtet, und Sie müssen darinn bleiben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß jemand sich die Mühe geben sollte, die abgelegene Winkeltreppe hinauf zu klettern, um eine Thüre zu verriegeln. Wenn sie nicht fest gewesen ist, als Sie ins Zimmer kamen, so hat vielleicht der Wind die Thüre erschüttert und die Riegel vorgetrieben: aber ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich mir die Mühe gebe, über ein so unbedeutendes Nichts Worte zu verlieren.«

| Diese Erklärung war auf keine Weise befriedigend für Emilien, da sie bemerkt hatte, daß die Riegel verrostet waren, und folglich nicht so leicht aus der Stelle geschoben werden konnten; allein sie enthielt sich, diese Einwendung zu sagen, und wiederholte bloß ihre Bitte.

»Wenn Sie sich nicht von dieser elenden Furcht losreißen wollen«, sagte Montoni, »so quälen Sie wenigstens andere nicht damit. Ueberwinden Sie solche Grillen und suchen Sie Ihre Seele zu stärken. Keine Existenz ist verächtlicher, als die durch Furcht verbittert wird.« Bei diesen Worten warf er einen Blick auf Madame Montoni, die hochroth wurde, aber still schwieg. Emilie, tief verwundet und gekränkt, glaubte, daß ihre Besorgnisse in diesem Fall zu gegründet gewesen wären, um Spott zu verdienen; da sie aber sah, daß es fruchtlos seyn würde, davon zu reden, suchte sie ihre Aufmerksamkeit auf etwas anders zu ziehn.

Carlo kam bald darauf mit einigen Früchten herein. »Ihro Gnaden werden nach dem langen Spatziergange ermüdet seyn«, sagte er, als er die Früchte auf den Tisch setzte, »allein Sie haben nach dem

Frühstück noch mehr zu sehn. Da ist eine Stelle in dem gewölbten Gange, die zu —«

Montoni sah ihn finster an, und winkte ihm mit der Hand, das Zimmer zu verlassen. Carlo stand still, sah zur Erde und sagte dann, indem er mit den Körb|chen voll Früchte an den Tisch trat. »Ich habe mir die Freiheit genommen, gnädiger Herr, einige Kirschen für meine gnädige Frau und das gnädige Fräulein zu bringen. Wollen Ihro Gnaden sie versuchen. Sie sind so süß als Pflaumen.«

»Gut, alter Carlo, gebe er nur her«, sagte Madame Montoni.

»Vielleicht beliebt es auch dem jungen Fräulein, einige zu versuchen«, versetzte Carlo, indem er sich mit dem Körbchen zu Emilien wandte. »Es wird mir wohl thun, wenn ich sie davon essen sehe.«

»Ich danke ihm sehr, guter Carlo«, sagte Emilie mit freundlichem Lächeln.

»Geh nur, geh«, sagte Montoni ungeduldig; »es ist genug. Verlaß das Zimmer, aber warte aussen; ich werde dich gleich brauchen.«

Carlo gehorchte und Montoni gieng bald nachher fort, um den Zustand des Schlosses genauer in Augenschein zu nehmen. Emilie blieb bei ihrer Tante, ertrug geduldig ihre üble Laune und bemühte sich mit vieler Sanftmuth, ihre Betrübniß zu lindern, statt Empfindlichkeit über den Ausbruch derselben blicken zu lassen.

Als Madame Montoni sich in ihr Ankleidezimmer zurückzog, besah Emilie, um sich zu zerstreuen, das Schloß. Durch eine große Flügelthüre gieng sie aus | dem großen Saal auf die Wälle, die sich längs dem Berge hin, um drei Seiten des Gebäudes erstreckten. Die vierte war durch die hohen Mauern der Vorhöfe und durch den Thorweg, durch den sie den Abend zuvor gekommen waren, geschützt. Die Größe der breiten Wälle, und die Mannigfaltigkeit der aussen liegenden Gegend erregte ihre Bewunderung: denn der weite Umfang der Terrassen ließ sie die Gegend in so verschiedenen Gesichtspunkten sehn, daß sie neue Landschaften zu bilden schien. Sie stand oftmals still, um die gothische Pracht des Schlosses Udolpho, seine stolze Unregelmäßigkeit, seine hohen Thürme und Zinnen, seine hochgewölbten Fenster und kleinen Warten, die auf den

Spitzen der Thürme hiengen, zu betrachten: dann lehnte sie sich an die Mauer der Terrasse und maas schauernd den Abgrund unten mit ihrem Auge, bis die dunkeln Spitzen der Wälder es aufhielten. Wohin sie blickte, sah sie Bergspitzen, Fichtenwälder und enge Klüfte sich zwischen den Appeninen öffnen und sich dem Gesichte in unzugängliche Regionen entziehn.

Während sie so da stand, sah sie Montoni mit zwei Leuten einen krummen Pfad, der unten in den Fels eingehauen war, hinauf steigen. Er stand auf einer Klippe still, zeigte auf die Wälle, wandte sich zu seinen Begleitern und schien mit vieler Lebhaftigkeit zu sprechen. Emilie erkannte den einen dieser Leute für Carlo, der andere war als ein Bauer gekleidet, und an ihn allein schienen Montonis Aufträge gerichtet zu seyn.

| Sie zog sich von den Wällen zurück und setzte ihren Spatziergang fort, bis sie in der Ferne einen Wagen und bald darauf die Glocke an der Thüre hörte, wobei ihr sogleich einfiel, daß der Graf Morano angekommen seyn würde. Indem sie sich eilends von der Terrasse nach ihrem Zimmer begab, sah sie durch die Flügelthüren verschiedene Personen in den großen Saal kommen. Sie eilte sogleich fort, allein ihre Bewegung, und die Größe und Dunkelheit des Saals verhinderten sie, die Person der Fremden zu unterscheiden. Ihre Furcht kannte indessen nur einen Gegenstand, und dieser wurde vor ihre Einbildungskraft gerufen — sie glaubte, den Grafen Morano gesehn zu haben.

Voll ängstlicher Besorgniß erreichte sie ihr Zimmer, wo sie auf jeden fernen Ton lauschte. Endlich, da sie Stimmen auf dem Walle hörte, eilte sie ans Fenster, und sah Montoni mit dem Signor Cavigni in tiefem Gespräch auf und abgehn, während sie oft im Feuer der Unterhaltung sich gegen einander wandten und still standen.

Cavigni war der einzige den sie von den Fremden hier sah; allein ihre Unruhe wurde bald erhöht, als sie andre Personen in dem Gange hörte, die wie sie glaubte, eine Botschaft von dem Grafen brachten. Gleich darauf erschien Annette.

»Ach Fräulein«, sagte sie, »der Signor Cavigni ist hier angekom-

men. Es war mir wahrhaftig recht lieb, | einen Christenmenschen an diesem Orte wieder zu sehn, und er ist auch ein so guter und freundlicher Herr, der sich immer so viel mit unser einem abgiebt. Auch der Signor Verezzi ist hier, und wer meinen Sie noch wohl sonst, Fräulein?«

»Wie kann ich das rathen, Annette, sag doch geschwind.«

»Aber so rathen Sie doch nur Fräulein!«

»Nun wer sonst«, sagte Emilie mit angenommener Fassung, »als — Graf Morano.«

»Heilige Jungfrau« rief Annette, »befinden Sie sich nicht wohl Fräulein? Sie sehn ja aus, als wollten Sie in Ohnmacht fallen. Soll ich Ihnen Wasser holen?«

Emilie sank in einen Stuhl. »Bleib Annette« sagte sie schwach; »verlaß mich nicht, mir wird bald besser werden — mache doch das Fenster auf. Der Graf, sagtest du — er ist also gekommen.«

»Wer? ich hätte das gesagt? der Graf! Nein Fräulein, das sagte ich nicht.«

»Er ist also nicht gekommen?« — fragte Emilie mit Heftigkeit. —

»Nicht doch Fräulein.«

»Weißt du das gewiß?«

| »Nun wahrhaftig Fräulein, Sie erholen sich sehr geschwind. Noch den Augenblick dachte ich gewiß, Sie würden sterben.«

»Aber der Graf? Weißt du gewiß, daß er nicht gekommen ist?«

»Was werde ich nicht wissen? Ich sah durch das Gitter vom Thurm, als die Wagen in den Hof fuhren, und hätte mir einen so herrlichen Anblick in diesem verwünschten alten Schlosse gewiß nicht träumen lassen. Ich hätte vor Freuden durch das alte verrostete Gitter springen mögen.«

»Gut gut Annette, mir ist jetzt schon besser!«

»Ja Fräulein, das sehe ich. Aber wissen Sie, wer noch mehr gekommen ist? — Ludovico des Signor Cavignis Bedienter. O Sie müssen sich ja Ludovicos erinnern, der immer seinen Mantel mit solcher Zierlichkeit um die linke Schulter geworfen trägt, und den Hut ein wenig schief auf die eine Seite setzt. Er hat —«

»Ja, ja Annette, ich besinne mich — aber mir ist nun wieder so wohl, daß du mich verlassen kannst.«

»Aber bald hätte ich zu fragen vergessen, wie Sie in diesem wüsten alten Zimmer geschlafen haben? Ist Ihnen nichts zu Ohren, nichts zu Gesicht gekommen.«

»Nichts in der Welt — aber warum fragst du denn so?«

| »O Fräulein nicht um die Welt möchte ich Ihnen das sagen, eben so wenig als was ich von diesem Zimmer gehört habe; es würde Sie tödlich erschrecken.«

»Wenn du weiter keinen Grund hast, so sprich nur, du hast mich schon genug erschreckt, und kannst jetzt dreist alles sagen.«

»O Jesus, es soll in diesem Zimmer spuken, und schon seit vielen Jahren darinn gespukt haben.«

»Das Gespenst kann also wohl Riegel aufschieben«, sagte Emilie, die ihre Furcht wegzulachen suchte: »denn ich ließ vergangene Nacht die Thüre offen, und fand sie diesen Morgen verriegelt.«

Annette wurde blaß und sagte kein Wort.

»Weißt du nicht, ob einer von den Bedienten diesen Morgen die Thüre verriegelt hat, ehe ich aufstand.«

»Nein Fräulein, ich will wohl wetten, daß das keiner gethan hat; doch weiß ichs nicht. Soll ich gehn und fragen«, sagte sie und gieng eilends nach der Thüre zu.

»Bleib Annette ich habe dir noch andre Fragen zu thun. Sag mir, was du von diesem Zimmer gehört hast, und wohin die Winkeltreppe führt.«

»Ich will sogleich gehn Fräulein, und nach allem fragen; zudem wartet meine gnädige Frau gewiß auf mich. Ich kann jetzt wahrhaftig nicht bleiben.«

| Sie eilte aus dem Zimmer ohne Emiliens Antwort abzuwarten, die sich jetzt durch die Gewißheit, daß der Graf nicht gekommen sey, so erleichtert fühlte, daß sie über die abergläubige Furcht, die Annetten ergriffen hatte, lächeln konnte: denn wenn sie gleich sich selbst ihrer nicht erwehren konnte, schien sie ihr doch an andern lächerlich.

Da Montoni Emilien ein anderes Zimmer verweigert hatte, beschloß sie das Uebel, dem sie nicht abhelfen konnte, mit Geduld zu tragen, und um sich den Aufenthalt so leidlich als möglich zu machen, packte sie ihre Bücher aus — ihre liebste Freude in glücklichen Tagen, und ihre erheiternde Zuflucht in Stunden des Kummers — zwar gab es auch Stunden, wo dieses Mittel seine Wirkung verfehlte, wo das Genie, der Geschmack, die Begeisterung der erhabenen Schriftsteller an ihr verloren giengen.

Nachdem sie ihre kleine Bibliothek auf einem hohen Kasten, der einen Theil des Amöblements vom Zimmer ausmachte, in Ordnung gestellt hatte, nahm sie ihr Zeichengeräth heraus, und fühlte sich ruhig genug, an dem Gedanken Vergnügen zu finden, die erhabenen Gegenstände, die sie aus ihrem Fenster sah, zu entwerfen — plötzlich aber zog sie die Hand zurück, von der Erinnerung ergriffen, wie oft eine solche Beschäftigung nur der Vorbothe eines neuen Unglücks bei ihr gewesen war.

| »Wie kann ich mich nur durch Hofnung täuschen lassen«, sagte sie, »und weil der Graf Morano noch nicht angekommen ist, mich für den Augenblick glücklich fühlen? Macht es wohl einen Unterschied für mich, ob er heute oder morgen kömmt, wenn er überhaupt kommen will? und daß er kommen wird, daran zu zweifeln wäre wohl eine Thorheit.«

Um indessen ihre Gedanken von dem Gegenstande ihres Kummers abzuziehn, versuchte sie zu lesen; allein ihre Aufmerksamkeit irrte über die Buchstaben weg und sie warf das Buch endlich bei Seite und beschloß, die angränzenden Zimmer im Schlosse zu besuchen. Ihre Einbildungskraft fand Gefallen an dem Anblick der antiken Größe und eine Regung melancholischer Ehrfurcht erweckte alle ihre Kräfte, indem sie durch finstre, öde Zimmer gieng, die seit vielen Jahren kein menschlicher Fuß betreten hatte, und sich an die wunderbare Geschichte von der ersten Besitzerin des Schlosses erinnerte. Sie dachte dabei an das verschleierte Gemälde, das in der Nacht zuvor ihre Aufmerksamkeit rege gemacht hatte, und nahm sich vor, es zu besehn. Als sie durch die

Zimmer gieng die dahin führten, fühlte sie eine gewisse Bewegung; ihr Zusammenhang mit der verstorbenen Gebieterin des Schlosses und Annettens Gespräch nebst dem Umstande mit dem Schleier warf ein Geheimniß über diese Sache, das eine Art von Furcht bei ihr erregte — allein es war eine solche Furcht, die vermöge eines seltsamen Eigensinns unserer Seele, uns dahin bringt, gerade den Gegenstand, vor welchem wir zittern, aufzusuchen.

| Emilie gieng mit behenden Schritten weiter, und nachdem sie einen Augenblick vor der Thüre still gestanden hatte, ehe sie versuchte, sie zu öffnen, trat sie eilends in das Zimmer und gieng auf das Gemälde zu, das in einem Rahmen von ungewöhnlicher Größe, der in einer dunkeln Ecke des Zimmers hieng, eingefaßt schien. Sie stand aufs neue still, und hob dann mit furchtsamer Hand den Schleier auf — sogleich aber ließ sie ihn wieder fallen, denn sie sah, daß das, was er verbarg — kein Gemälde war; und ehe sie das Zimmer verlassen konnte, sank sie ohne Gefühl zur Erde.

Sobald sie die Besinnung wieder erhielt, drohte die Erinnerung an das, was sie gesehn hatte, sie ihr zum zweitenmal wieder zu rauben. Sie behielt kaum so viel Kräfte, aus dem Zimmer zu gehn, und das ihrige wieder zu erreichen, und als sie endlich dahin kam, hatte sie nicht Muth, allein zu bleiben. Grausen erfüllte ihre Seele, und schloß auf eine Zeitlang alles Gefühl des Vergangenen und alle Furcht des Zukünftigen aus. Sie setzte sich ans Fenster, weil sie doch da eine Möglichkeit hatte, wenigstens in der Ferne Stimmen zu hören, und Leute vorüber gehn zu sehn; und das war in ihrer jetzigen Stimmung schon großer Trost. Nachdem sie wieder ganz zu sich selbst gekommen war, gieng sie mit sich zu Rathe, ob sie das Gesehene gegen Madame Montoni erwähnen sollte; verschiedene wichtige Gründe trieben sie dazu an, worunter die Hoffnung, sich die Erleichterung zu verschaffen, welche ein belastetes Herz durch Ergießung seines Leidens | erhält, vielleicht nicht der geringste war. Allein sie fürchtete die schrecklichen Folgen, die eine solche Mittheilung nach sich ziehn könnte, und da sie die Unvorsichtigkeit

ihrer Tante kannte, suchte sie sich endlich mit Entschlossenheit zu waffnen, und nahm sich vor, ein tiefes Stillschweigen über diesen Umstand zu beobachten. Montoni und Verezzi giengen bald darauf in lebhaftem Gespräch unter dem Fenster hin, und es erheiterte sie, menschliche Stimmen zu hören. Die Signors Bertolini und Cavigni kamen bald zu ihnen, und Emilie, die ihre Tante allein zu finden glaubte, gieng zu ihr, denn die Einsamkeit ihres Zimmers und die Nähe dessen, was sie in so namenloses Schrecken gesetzt hatte, fielen ihr von neuem aufs Herz.

Sie fand ihre Tante beim Ankleiden. Emiliens bleiches und entstelltes Gesicht erschreckte sogar Madame Montoni: allein sie besaß Stärke genug, ein unverbrüchliches Stillschweigen über den Gegenstand, bei dessen Erinnerung sie noch schauderte, und der alle Augenblick ihren Lippen zu entwischen drohte, zu beobachten. Sie blieb bei ihrer Tante, bis sie beide zu Tisch giengen. Hier fand sie die kürzlich angekommenen Herrn, deren Gesicht eine ihnen sonst ungewöhnliche Ernsthaftigkeit verrieth. Ihre Gedanken schienen so ganz von einem wichtigen Gegenstande erfüllt zu seyn, daß sie keine Zeit fanden, weder Emilien noch Madame Montoni viel Aufmerksamkeit zu beweisen. Sie sprachen wenig, und Montoni noch weniger. Emilie schauderte, wenn sie ihn jetzt ansah. Die Schrecken | jenes Zimmers drangen an ihre Seele. Verschiedenemal wich die Farbe von ihren Wangen, und sie fürchtete, daß eine Unpäßlichkeit sie verrathen, und sie nöthigen möchte, das Zimmer zu verlassen; allein die Stärke ihres Entschlusses kam der Schwäche ihres Körpers zu Hülfe; sie zwang sich zu reden, und versuchte sogar, eine heitere Miene anzunehmen.

Montoni arbeitete sichtbar unter einem Verdrüße, der wahrscheinlich ein schwächeres Gemüth, oder ein mehr empfängliches Herz erschüttert haben würde, bei ihm aber, wie sein finstres Aussehn verrieth, nur die Kräfte seiner Seele in erhöhte Thätigkeit zu rufen schien.

Die Mahlzeit verstrich ungesellig und stillschweigend. Die Dunkelheit des Schlosses schien ihre ansteckende Kraft sogar auf

Cavignis fröhlichem Gesichte verbreitet zu haben, und mit dieser Finsterkeit war ein gewisser wilder Ausdruck verbunden, den sie noch selten auf seinem Gesichte gesehn zu haben sich erinnerte. Des Grafen Morano wurde nicht gedacht, und das wenige, was überhaupt noch gesprochen wurde, betraf den Krieg, der damals die italiänischen Staaten zerrüttete, die Stärke der venetianischen Armeen und den Character ihrer Generale.

Nach Tische, als die Bedienten sich zurückgezogen hatten, hörte Emilie, daß der Kavalier, der sich Orsinos Rache zugezogen hatte, seitdem an seinen Wunden | gestorben war, und daß man dem Mörder noch immer strenge nachforschte. Diese Nachricht schien Montoni sehr zu beunruhigen. Er wurde nachdenkend und fragte darauf, wo Orsino sich verborgen hätte. Seine Gäste, die sämmtlich, den einzigen Cavigni ausgenommen, nichts davon wußten, daß Montoni selbst ihm auf seiner Flucht von Venedig behülflich gewesen war, antworteten, er hätte sich in der Nacht mit solcher Eile und Heimlichkeit davon gemacht, daß selbst seine vertrautesten Freunde nicht wüßten wohin. Montoni tadelte sich selbst, diese Frage gethan zu haben, weil ein zweites Nachdenken ihn sogleich überzeugte, daß ein Mann von Orsinos argwöhnischem Temperament schwerlich seinen Zufluchtsort einem der hier Anwesenden würde vertraut haben. Nur sich allein glaubte er zu seinem unbeschränkten Vertrauen berechtigt, und zweifelte nicht, daß er bald von ihm hören würde.

Emilie zog sich mit Madame Montoni sobald abgespeist war, jedoch nicht eher bis Montonis bedeutendes Stirnrunzeln sie daran erinnert hatte, zurück, um die Herren ungestört ihren geheimen Berathschlagungen zu überlassen. Sie giengen aus dem Saal auf den Wall und wanderten eine Zeitlang in einem Stillschweigen fort, welches Emilie nicht zu unterbrechen versuchte, da ihre Seele mit ihren eignen Gedanken beschäftigt genug war. Es erforderte alle ihre Entschlossenheit, den schrecklichen Gegenstand, der noch immer durch alle ihre Nerven bebte, ihrer Tante zu verschweigen; und zuweilen stand sie im Begriff davon zu sprechen, um | sich

nur die Erleichterung eines Augenblicks zu verschaffen; allein sie wußte, wie gänzlich sie in Montonis Macht war, und da sie erwog, wie nachtheilig die Unvorsichtigkeit ihrer Tante für sie beide seyn könnte, that sie sich Gewalt an, lieber ein gegenwärtiges, geringeres Uebel zu erdulden, als sich einem zukünftigen, schrecklichern auszusetzen. Eine wunderbare Ahnung bemächtigte sich ihrer mehrmals an diesem Tage: es schien, als wenn ihr Schicksal hier ruhte, und auf eine ihr unbegreifliche Weise mit diesem Schlosse zusammenhienge.

»Ich will es nicht beschleunigen«, sagte sie; »denn zu was ich auch aufbehalten seyn mag, will ich wenigstens meine eigenen Vorwürfe vermeiden.«

Wenn sie die dicken Mauern des Gebäudes betrachtete, so ließen ihre schwermüthigen Gedanken es sie als ihr Gefängniß ansehen, und sie fuhr gleichsam wie vor einer neuen Vorstellung zurück, wenn sie bedachte, wie fern sie von ihrem Vaterlande, von ihrer kleinen friedlichen Heimath, und von ihrem einzigen Freunde war — wie fern ihre Hofnung auf Glückseligkeit war! wie schwach die Erwartung ihn wieder zu sehn. Doch war der Gedanke an Valancourt, ihr Vertrauen auf seine treue Liebe bisher ihr einziger Trost gewesen, und sie bot noch die letzten Kräfte auf, sich daran zu halten. Thränen der Angst traten ihr in die Augen und sie wandte sich zur Seite, um sie zu verbergen.

Als sie bald darauf an die Mauer des Walls gelehnt da stand, sah sie einige Bauern in einer kleinen | Entfernung einen Bruch betrachten, vor welchem ein Haufen Steine, als zum Ausbessern und eine rostige alte Kanone lag, die von ihrem Standorte oben herabgefallen schien. Madame Montoni stand still, um mit den Leuten zu sprechen, und erkundigte sich, was sie machen wollten. »Wir wollen die Festungswerke ausbessern«, antwortete einer. — Es befremdete sie, daß Montoni diese Arbeit für nothwendig hielt, da sie ihn nie hatte davon reden hören, daß er sich lange im Schlosse aufzuhalten dächte. Sie giengen auf ein hohes Gewölbe zu, das von dem südlichen nach dem östlichen Walle führte, und von einer Seite ans Schloß

stieß, während es von der andern eine kleine Warte unterstützte, die das tiefe Thal unten gänzlich bestrich. Als sie sich diesem Gewölbe näherten, sah sie einen langen Zug Menschen zu Pferde und zu Fuße, die sie nach dem Glanz ihrer Picken und andern Waffen — denn die Entfernung ließ ihr nicht zu, die Farbe ihrer Kleider zu unterscheiden — für Soldaten erkannte, einen Berg herunter kommen. Bald sah sie den Vortrupp aus dem Walde in das Thal hervor gehn, allein der Zug drang noch immer in endloser Reihe von dem fernen Gipfel des Berges herab. An den vordern erkannte man nun schon die militairische Tracht, und die Anführer, die voran ritten, schienen nach ihren Bewegungen den Marsch der folgenden zu dirigiren, die bald dem Schlosse sehr nahe kamen.

Ein solcher Anblick in diesen einsamen Gegenden befremdete und beunruhigte Madame Montoni, und sie eilte auf einige Bauern zu, die sich beschäftigten, Bastionen vor dem südlichen Walle, wo der Felsen minder steil war, zu errichten. Diese Leute konnten keine befriedigende Antwort auf ihre Fragen ertheilen, sondern staunten, durch sie aufmerksam gemacht, mit dummer Verwunderung den langen Zug an. Madame Montoni hielt es nunmehr für nöthig, den Gegenstand ihrer Besorgniß weiter mitzutheilen, und schickte Emilien an Montoni ab, um ihm zu sagen, daß sie ihn zu sprechen wünschte. Dieser Auftrag machte ihrer Nichte wenig Freude, denn sie fürchtete den finstern Blick, womit er diese Botschaft aufnehmen würde — doch gehorchte sie schweigend.

Als sie dem Zimmer nahe kam, wo er mit seinen Gästen saß, hörte sie einen ernsthaften lauten Streit und stand einen Augenblick still, weil sie fühlte, wie unwillkommen ihr plötzlicher Eintritt seyn würde. Gleich darauf war alles still; sie wagte es, die Thüre zu öffnen, und während Montoni sich schnell nach ihr umsah, richtete sie ihre Bestellung aus.

»Sagen Sie Madame Montoni, daß ich Geschäfte hätte«, war seine Antwort.

Emilie hielt es nunmehr für nothwendig, die Ursache ihrer Unruhe zu sagen. Montoni und seine Gefährten standen sogleich auf, und

giengen ans Fenster; da sie aber hier den Zug nicht sehn konnten, giengen sie endlich auf die Wälle, wo Cavigni es für ein Heer der | auf dem Marsche nach Modena begriffnen Condottieri erkannte.

Ein Theil der Reuterei zog sich nun längs dem Thale hin, und ein andrer wand sich zwischen den Bergen nach Norden, während ein Theil des Zugs noch auf den Bergen zurückblieb, wo die ersten sich hatten sehn lassen, so daß das Ganze eine vollständige Armee zu seyn schien. Indes Montoni und seine Familie ihr Vorrücken beobachteten, hörten sie den Schall der Trompeten und Cymbeln im Thale, von andrer Musik auf den Anhöhen beantwortet. Emilie horchte aufmerksam auf den hellen Schall, der das Echo zwischen den Bergen erweckte, und Montoni erklärte ihr die Signale, die ihm wohl bekannt schienen und nichts feindliches bedeuteten. Die Uniform der Truppen, und die Art ihrer Waffen bestätigte ihm Cavignis Vermuthung, und er hatte das Vergnügen, sie vorbei ziehn zu sehn, ohne daß sie einmal Halt machten, um sein Schloß zu besehn. Doch verließ er den Wall nicht eher, bis der Fuss der Berge sie seinem Blicke entzog, und der letzte Hauch der Trompete mit dem Winde verwehte. Cavigni und Verezzi geriethen bei dem Anblick, der alles Feuer ihres Temperaments aufgeregert zu haben schien, in Begeisterung, Montoni kehrte schweigend und gedankenvoll ins Schloß zurück.

Emilie hatte sich noch nicht genug von dem Anblick des Morgens erholt, um die Einsamkeit ihres Zimmers zu ertragen, und blieb auf dem Walle zurück. Mada|me Montoni hatte sie nicht genöthigt mit in ihr Zimmer zu gehn, wohin sie sich mit sichtlicher Niedergeschlagenheit begeben hatte, und Emilien war seit ihrer letzten Erfahrung alle Lust vergangen die finstern, geheimnisvollen Tiefen des Schlosses zu erforschen. Die Wälle waren also beinahe ihre einzige Zuflucht, und hier verweilte sie, bis der graue Nebel des Abends sich wieder über die Gegend ausbreitete.

Die Ritter aßen zusammen, und Madame Montoni blieb in ihrem Zimmer, wo Emilie sie aufsuchte, ehe sie sich in das ihrige begab. Sie fand ihre Tante weinend und in großer Bewegung. Emiliens

Zärtlichkeit hatte von Natur etwas so einnehmendes, daß sie selten ihren Trost an dem niedergeschlagenen Herzen verfehlte; allein das Herz der Madame Montoni war zerrissen und Emiliens sanfteste Töne giengen davon verloren. Mit ihrer gewöhnlichen Delikatesse schien sie ihrer Tante Betrübniß nicht zu bemerken, nur nahm ihr Wesen unwillkürlich eine gewisse Sanftheit und ihr Gesicht eine zärtliche Bekümmerniß an, die Madame Montoni mit Verdruß bemerkte, denn sie schien das Mitleid ihrer Nichte als eine Beleidigung für ihren Stolz aufzunehmen und entfernte sie, sobald es nur die Schicklichkeit zuließ. Emilie wagte es nicht einmal, ihres Widerwillens gegen das finstre Zimmer zu erwähnen, nur bat sie um die Erlaubniß, Annetten bei sich behalten zu dürfen, bis sie sich zu Bette legte; die Bitte wurde ihr etwas unfreundlich gewährt: allein Annette war jezt bei den Bedienten und Emilie mußte alleine gehn.

| Mit leichten schnellen Schritten gieng sie durch die langen Gallerien, während der schwache Schimmer ihres Lichts ihr nur die Dunkelheit um sie her zeigte, und der vorüberstreichende Wind es auszulöschen drohte. Die einsame Stille, die in diesem Theile des Schlosses herrschte, war ihr schauerlich. In der Ferne hörte sie zwar von Zeit zu Zeit ein lärmendes Gelächter aus einer fernen Gegend des Gebäudes aufsteigen, wo die Bedienten versammelt waren, allein es verlor sich bald und nur eine athemlose Stille blieb. Als sie durch die Reihe von Zimmern kam, die sie des Morgens besucht hatte, warf sie einen furchtsamen Blick auf die Thüre, und wähnte beinahe, von innen Töne murmeln zu hören, doch stand sie keinen Augenblick still, um näher zu untersuchen.

Nachdem sie ihr Zimmer erreicht hatte, wo kein flammendes Holz auf dem Kamin die Dunkelheit vertrieb, setzte sie sich mit einem Buche nieder, um sich wach zu erhalten bis Annette kommen und ein Feuer anmachen würde. Sie las fort, bis ihr Licht beinahe ausgegangen war, allein Annette erschien nicht, und die Einsamkeit und Dunkelheit des Zimmers machte einen um so größern Eindruck auf sie, da es der Scene des Schreckens nahe war, die sie am Morgen angesehn hatte. Dunkle und phantastische Bilder

stiegen vor ihrer Seele auf. Sie sah furchtsam nach der Thüre, die zu der geheimen Winkeltreppe führte, und fand sie noch befestigt. Sie konnte ihre Unruhe, wieder allein in diesem entlegnen, unsichern Zimmer zu schlafen, in welchem die vorige Nacht ohne ihr Wissen jemand gewesen zu seyn schien, nicht überwinden, und verlangte sehnlich, Annetten hereinkommen zu sehn, um sie wegen des Umstands zu befragen. Auch wünschte sie, sie um den Gegenstand zu befragen, der ihr so viel Grausen verursacht hatte, und wovon Annette etwas zu wissen schien, so sehr auch ihre Aeusserungen von der Wahrheit abwichen. Vorzüglich nahm es sie Wunder, daß man die Thüre des Zimmers, wo es enthalten war, nicht verschlossen hatte; eine solche Nachlässigkeit überstieg beinahe allen Glauben. Ihr Licht wollte eben ausgehn, der schwache Schimmer, den es auf die Mauer warf, rief alle Schrecken der Phantasie herbei, und sie stand auf um ihren Weg nach dem bewohnten Theile des Schlosses zu suchen, ehe es ganz erlösche.

Als sie die Thüre des Zimmers öffnete, hörte sie ferne Stimmen und sah bald darauf ein Licht aus dem fernen Ende des Gangs hervorkommen, wo sie Annetten und noch ein andres Mädchen erblickte.

»Es ist mir lieb, daß du kommst«, sagte Emilie; »was hat dich denn so lange aufgehalten? Zünde mir doch sogleich ein Feuer an.«

»Meine Frau brauchte mich, Fräulein«, sagte Annette verlegen; »ich will gehn und Holz holen.«

»Nein«, sagte Katherine, »das ist meine Sache« und verließ sogleich das Zimmer. Annette wollte ihr folgen, da sie aber zurückgerufen wurde, fieng sie an, sehr laut zu sprechen und zu lachen und schien jedes Stillschweigen beinahe zu fürchten.

Katherine kam bald mit Holz zurück, und als die erfreuliche Flamme nun wieder das Zimmer belebte, und Emilie mit Annetten allein war, fragte sie, ob sie sich nach dem bewußten Umstande erkundigt hätte?

»Ja Fräulein«, sagte Annette, »aber niemand weiß darum, und der alte Carlo, — ich beobachtete ihn sehr genau, denn man sagt, daß

er manche wunderbare Dinge weiß, — machte ein Gesicht, das ich nicht beschreiben kann, und fragte mich immer wieder und wieder, ob ich auch gewiß wüßte, daß die Thüre nicht zugemacht gewesen sey. »Hätte ich nur mit Ludovico sprechen können! Ludovico war der erste, der mir auch von dem Gemälde erzählte, das Sie gestern Abend sehn wollten, und —«

»Was für ein Gemälde?« sagte Emilie, welche wünschte, daß Annette sich deutlicher erklären möchte.

»O das schreckliche Gemälde mit dem schwarzen Vorhang.«

»Du hast es also niemals gesehn?« sagte Emilie.

»Wer? ich? Nein Fräulein wahrhaftig nicht. Aber diesen Morgen«, fuhr Annette fort, indem sie ganz leise sprach, und sich rings im Zimmer umsah, »diesen Morgen, als es heller Tag war, fiel mir ein, es zu besehn, da ich so seltsame Dinge davon gehört hatte, und ich | kam auch wirklich bis an die Thüre, und würde sie aufgemacht haben, wenn sie nicht verschlossen gewesen wäre.«

Emilie suchte die Unruhe, welche dieser Umstand ihr verursachte, zu verheelen, und fragte um welche Zeit sie vor dem Zimmer gewesen wäre. Sie schloß noch aus einigen andern Fragen, die sie Annetten vorlegte, daß weder sie noch die, mit welchen sie gesprochen hatte, die schreckliche Wahrheit wüßten, wiewohl Annetten's Reden oft der Wahrheit sehr nahe kamen. Emilie fürchtete nun, daß man ihren Besuch in dem Zimmer bemerckt hätte, da man gleich nachdem sie fortgegangen war, die Thüre verschlossen zu haben schien, und fürchtete, daß sie sich dadurch Montonis Rache würde zugezogen haben. Sie hätte gern noch manche Fragen an Annetten gethan, allein sie fühlte, daß diese Unterhaltung für diese einsame Stunde zu schauerlich war, und zwang sich mit Annetten, deren einfältiges Gespräch sie der gänzlichen Stille und Einsamkeit doch noch vorzog, von gleichgültigen Dingen zu reden.

So saßen sie bis es beinahe Mitternacht war, aber nicht ohne manche Winke von Annetten, daß sie fortzugehn wünschte. Die Kohlen waren nun beinahe ausgebrannt, und Emilie hörte in einiger Entfernung das donnernde Krachen der Saalthüren, die für die

Nacht zugemacht wurden. Sie schickte sich also zum Schlafengehn an, hätte aber Annetten gerne noch länger behalten: in diesem Augenblick erscholl die große Thor|glocke: sie lauschten in furchtsamer Erwartung, und nach einer langen Pause tönte sie zum zweitenmal — bald darauf hörten sie einen Wagen im Schloßhofe rasseln. Emilie sank beinahe leblos in ihren Stuhl: »es ist der Graf«, rief sie.

»Wie um diese Zeit in der Nacht! Nicht doch liebstes Fräulein. Aber mit alle dem ist doch jetzt eine sonderbare Zeit für Gäste zu kommen.«

»O ich bitte dich«, rief Emilie ängstlich; »halte dich jetzt nicht mit Reden auf. Geh, geh und sieh wer da ist.«

Annette gieng aus dem Zimmer und nahm das Licht mit, so daß Emilie im Dunkeln zurück blieb. Noch vor wenig Augenblicken würde sie sich in dieser Dunkelheit gefürchtet haben; jetzt aber bemerkte sie es kaum. Sie lauschte in athemloser Erwartung und hörte Geräusch in der Ferne, allein Annette kam nicht wieder. Ihre Geduld gieng zu Ende, und sie bemühte sich, ihren Weg nach dem Gange zu finden, allein es dauerte lange, ehe sie die Thüre des Zimmers erreichte, und als sie sie aufgemacht hatte, benahm ihr die Dunkelheit den Muth, weiter zu gehn. Man hörte jetzt Stimmen, und Emilie glaubte sogar, Morano und Montoni zu unterscheiden. Bald darauf näherten sich Fußtritte, ein Schimmer von Licht stralte durch die Dunkelheit, und Annette trat herein.

»Sie hatten wohl Recht, Fräulein«, sagte sie; »es ist der Graf.«

| »Ist er es?« rief Emilie —

»Um Gotteswillen liebstes Fräulein, erschrecken Sie doch nicht so sehr; wir werden bald mehr erfahren.«

»Das werden wir gewiß!« sagte Emilie und eilte so schnell sie konnte, nach dem Fenster. »Gieb mir Luft«, sagte sie, »mir ist nicht wohl.«

Annette machte das Fenster auf und brachte Wasser. Emilie kam bald wieder zu sich selbst, bat aber Annetten sie noch nicht zu verlassen. Ihre Unruhe über die Absicht dieses nächtlichen Besuchs

stieg so hoch, daß sie Annetten bat, in das Bedientenzimmer zu gehn, um wo möglich etwas von dem Aufenthalt des Grafen zu erfahren.

Annette war sehr bereitwillig dazu — »allein wie soll ich den Weg finden, wenn ich Ihnen das Licht lasse«; setzte sie hinzu.

Emilie versprach ihr zu leuchten und sie verließen sogleich das Zimmer. Als sie an die große Treppe gekommen waren, fiel Emilien ein, daß der Graf sie vielleicht sehn könnte, und um den großen Saal zu vermeiden, ließ sie sich von Annetten durch einige geheime Gänge nach einer schwarzen Winkeltreppe führen, die unmittelbar in das Bedientenzimmer führte.

Als Emilie in ihr Zimmer zurück gieng, fürchtete sie, sich wieder in den Irrgängen des Schlosses zu verlieren und durch ein neues geheimnißvolles Schauspiel erschreckt zu werden. Die vielen Krümmungen setzten | sie schon in Verlegenheit und sie fürchtete beinahe eine der vielen Thüren, die sie vor sich sah, zu öffnen. Während sie in Gedanken vor sich hin gieng, glaubte sie nicht weit von sich ein leises Stöhnen zu hören, und nachdem sie einen Augenblick still gestanden hatte, hörte sie es aufs neue und deutlich. Zur rechten Seite des Ganges waren verschiedene Thüren. Sie gieng vorwärts und horchte. Als sie an die zweite kam, hörte sie eine, wie es schien, klagende Stimme innerhalb. Sie scheute sich, die Thüre aufzumachen und blieb aussen stehn. Bald erfolgte ein krampfhaftes Schluchzen und dann brach es in die durchdringenden Töne eines von Schmerzen zerrißnen Herzens aus. Emilie stand in tödlicher Angst da und sah mit furchtsamer Erwartung durch die Dunkelheit hin. Die Klagen dauerten fort. Mitleid erhielt bald die Oberhand über den Schrecken; sie glaubte vielleicht dem Leidenden wenigstens durch Bezeugung ihres Mitleids Trost geben zu können, und legte die Hand an die Thüre. Bald glaubte sie, die Stimme zu erkennen, so sehr sie auch durch den Schmerz verändert schien. Nachdem sie die Lampe in dem Gange niedergesetzt hatte, öffnete sie leise die Thüre; es war alles dunkel; nur aus einem innern Zimmer fiel hie und da auf einige Stellen ein einzelnes Licht.

Sie gieng darauf zu, allein ehe sie es erreichte, fiel der Anblick von Madame Montoni ihr auf, die weinend, mit dem Schnupftuch in der Hand an ihrem Tische saß, und sie stand erschrocken still.

Neben dem Feuer saß jemand auf einem Stuhl, allein sie konnte nicht unterscheiden wer es war. Von | Zeit zu Zeit sprach er, aber so leise, daß Emilie nichts verstehn konnte, nur schien es ihr, als wenn Madame Montoni stärker weinte. Sie war mit ihrem eigenen Schmerz zu sehr beschäftigt, um Emilien zu bemerken, während diese, so sehr sie auch die Ursache ihres Schmerzes und wer der Fremde sey, der so spät in ihrem Zimmer Zutritt hatte, zu wissen wünschte, sich enthielt, ihr Leiden dadurch zu erhöh'n, daß sie sie überraschte, oder die Gelegenheit benutzte, ein geheimes Gespräch zu belauschen. Sie schlich sich leise zurück, und fand nach einiger Schwierigkeit den Weg in ihr Zimmer wieder, wo ein näheres Interesse endlich die Theilname und Bekümmerniß verdrängte, die sie für Madame Montoni empfand.

Annette kam indessen ohne befriedigende Nachricht zurück, denn die Bedienten, bei denen sie sich erkundigt hatte, wußten entweder nichts von des Grafen Absicht bei diesem Besuche, oder wollten nichts davon wissen. Sie hatten nur von dem steilen, beschwerlichen Wege gesprochen, und sich gewundert, wie ihr Herr sich dieser Gefahr in stockfinsterner Nacht hätte aussetzen können, denn die Fackeln hätten zu nichts weiter gedient, als ihnen das Wüste und Kahle der Berge zu zeigen. Da Annette sah, daß sie nichts von ihnen erfahren konnte, hielt sie es für unnütz, sich länger aufzuhalten, und Emilie, die es unbarmherzig fand, sie noch länger von ihrem Schlafe abzuhalten, suchte ihre chimärische Furcht zu bekämpfen, und schickte sie endlich fort. Sie blieb nun über ihre eigene und | Madame Montonis Lage nachdenkend, sitzen, bis ihr Auge von ohngefähr auf das Miniaturgemälde fiel, das sie nach ihres Vaters Tode zwischen den Papieren gefunden hatte, die er ihr zu vernichten auftrug. Es lag offen unter einigen Zeichnungen vor ihr, mit welchen sie es einige Stunden zuvor aus einem Kästchen genommen hatte. Der Anblick dieses Gemählde

rief manche Betrachtungen in ihr hervor, allein der schwermüthig sanfte Ausdruck in diesem Gesicht stillte die Bewegung, zu der sie sich hingerissen fühlte. Es schien ihr, als wenn es einige Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Vater hätte, und diese Aehnlichkeit stieg, je länger sie es betrachtete. Plötzlich aber fielen ihr die Worte in dem Manuscript ein, das sie mit diesem Gemälde zugleich gesehen, und wobei sie so viel Schrecken und Zweifel empfunden hatte: Endlich riß sie sich aus der tiefen Träumerei, worin diese Erinnerung sie versenkt hatte, als sie aber aufstand um sich auszukleiden, kam das Stillschweigen und die Einsamkeit, der sie in dieser mitternächtlichen Stunde überlassen war — mit dem Eindruck, den dieser Gegenstand in ihrer Seele zurückgelassen hatte, zusammen, um sie zu schrecken. Auch Annettens Winke wegen dieses Zimmers, so einfältig sie auch waren, hatten doch eine Wirkung auf sie gemacht, da der nur vorhergegangene schreckliche Anblick, den sie in einem so nahe bei dem ihrigen gelegenen Zimmer gehabt hatte, ihre Seele schon vorher getroffen hatte.

Die Thüre neben der Winkeltreppe konnte ihr vielleicht mehr gegründete Ursache zu Besorgnissen geben, und ihre Furcht war so erfinderisch, daß sie sich einbildete, diese Treppe könnte einen geheimen Zusammenhang mit dem Zimmer haben, an das sie nicht ohne Schauer denken konnte. Sie beschloß, sich nicht auszukleiden, und legte sich, den treuen Hund ihres verstorbenen Vaters als eine Schutzwehr zu den Füßen ihres Bettes, nieder.

So sehr sie sich auch bemühte, alles Nachdenken zu verbannen, arbeitete doch ihre Phantasie so geschäftig über den Gegenständen, die sie erfüllten, daß die Schloßglocke zwei schlug, ehe sie die Augen schloß.

Sie wurde bald durch ein Geräusch, das in ihrem Zimmer zu entstehn schien, aus ihrem unruhigen Schlummer geweckt; allein da gleich darauf alles wieder still war, beredete sie sich, es sey nur eine Einbildung gewesen, und legte den Kopf wieder aufs Kissen nieder.

Bald aber hörte sie das Geräusch aufs neue: es schien aus der Gegend nach der Treppe hin zu kommen, und sie erinnerte sich

sogleich an den sonderbaren Umstand, daß die Thüre in der vergangenen Nacht durch eine unbekante Hand war verriegelt worden. Das Herz sank ihr, sie richtete sich halb im Bette auf, schob leise den Vorhang zurück, und sah nach der Thüre der Winkeltreppe, allein die Lampe, die auf dem Kamin brannte, verbreitete ein so schwaches Licht durch das Zimmer, daß die fernen Stellen ganz im Schatten | lagen. Indessen dauerte das Geräusch, das wie sie deutlich merkte, von der Thüre kam, fort. Es schien als ob verrostete Riegel aufgeschoben würden; oft war es still, und dann fieng es wieder leiser an, als ob die Hand von der es herrührte, durch die Furcht, entdeckt zu werden, zurückgehalten würde. Während Emilie ihre Augen starr auf die Stelle richtete, sah sie die Thüre bewegen und langsam aufmachen, und glaubte etwas hereinkommen zu sehn, allein die ausnehmende Dunkelheit verhinderte sie, die Gestalt zu unterscheiden. Halb ohnmächtig vor Schrecken hatte sie kaum soviel Gewalt über sich, einen lauten Schrei zurück zu halten; sie ließ den Vorhang aus der Hand fallen, und beobachtete stillschweigend die Bewegungen der geheimnisvollen Gestalt. Sie schien durch die dunkeln Winkel des Zimmers hinzugleiten, stand dann still, und schien, wie sie dem Kamin näher kam, bei dem stärkern Lichte, einer menschlichen Figur zu gleichen. Gewisse Erinnerungen drangen jetzt an ihr Herz, und überwältigten beinahe den schwachen Ueberrest ihrer Lebenskraft; doch betrachtete sie noch immer die Gestalt, die eine Zeitlang ohne Bewegung blieb, dann aber sich langsam näherte, und bei dem Bette still stand, wo eine kleine Oefnung zwischen den Vorhängen sie ihr noch immer sehn ließ, nur hatte Schrecken ihr alle Kraft zu unterscheiden sowohl als zu sprechen geraubt.

Nachdem die Gestalt einen Augenblick da gestanden hatte, zog sie sich nach dem Kamin zurück, nahm die Lampe auf, hielt sie einige Augenblicke in die Höhe, | um das Zimmer zu besehn, und gieng dann wieder nach dem Bette zu. In diesem Augenblick weckte das Licht den Hund, der zu Emiliens Füßen geschlafen hatte; er bellte laut, sprang auf die Erde, flog auf den Fremden zu, der mit

gezogenem Schwerdt nach ihm schlug, auf das Bette zueilte, und Emilien — den Graf Morano sehn ließ.

Sie staunte ihn einen Augenblick in sprachlosen Schrecken an; er warf sich neben dem Bette auf die Knie, beschwor sie nichts zu fürchten und wollte ihre Hand ergreifen; allein die Kräfte, welche das Schrecken unterdrückt hatte, kehrten plötzlich zurück, und sie sprang in den Kleidern, welche anzubehalten ihr gewiß den Abend zuvor ein prophetischer Geist eingegeben hatte, aus dem Bette.

Morano stand auf, folgte ihr an die Thüre, durch die er herein gekommen war, und ergrif sie bei der Hand, ehe sie die Treppe erreichte; doch wurde sie bei dem Schimmer der Lampe, einen andern Mann auf der Hälfte derselben gewahr. Sie schrie jetzt laut, vor Verzweiflung, denn sie glaubte sich von Montoni aufgegeben und sah in der That keine Möglichkeit zu entwischen.

Der Graf, der sie noch bei der Hand hielt, führte sie ins Zimmer zurück.

»Warum dieses Schrecken«, sagte er mit zitternder Stimme; »hören Sie mich Emilie, ich komme nicht, | Sie zu beunruhigen; nein bei Gott, ich liebe Sie zu sehr, zu sehr für meine Ruhe.«

Emilie sah ihn einen Augenblick mit furchtsamen Zweifel an. — »So verlassen Sie mich, mein Herr, verlassen Sie mich auf der Stelle.«

»Hören Sie mich Emilie«, fuhr Morano fort; »hören Sie mich! ich liebe und bin in Verzweiflung — ja in Verzweiflung! Wie kann ich Sie ansehen und wissen, daß es vielleicht das letztmal ist, ohne allen Schmerz der Verzweiflung zu fühlen. Aber es soll nicht so seyn; Sie sollen mein werden, trotz Montoni und aller seiner Niederträchtigkeit.«

»Trotz Montoni?« rief Emilie voll Erstaunen — »höre ich recht —«

»Sie hören, daß Montoni ein Nichtswürdiger ist«, rief Morano heftig; »ein Nichtswürdiger der Sie meiner Liebe verkaufen wollte, der —«

»Und verdient der, welcher mich kaufen wollte, einen bessern Namen?« sagte Emilie, indem sie einen Blick ruhiger Verachtung

auf den Grafen warf. »Verlassen Sie sogleich das Zimmer« fuhr sie mit einer zwischen Furcht und Freude zitternden Stimme fort, »sonst werde ich das Haus herbei rufen und Sie werden dann von Montonis Rache erhalten, was ich vergebens von seinem Mitleid erfleht habe. —«

»Von seinem Mitleid werden Sie nie etwas hoffen können«, sagte Morano, »er hat mir schändlich mitge|spielt und meine Rache soll ihn verfolgen. Und was Sie betrifft, Emilie für Sie hat er ohne Zweifel einträglichere Pläne.«

Der Schimmer von Hofnung, den des Grafen erste Reden erweckt hatten, wurde durch diese letzten Worte wieder erstickt. Ihr Gesicht verrieth, was in ihrer Seele vorgieng, und der Graf suchte sich diese Entdeckung zu Nutze zu machen.

»Ich verliere nur Zeit«, sagte er; »ich kam nicht, um gegen Montoni meinen Unwillen auszulassen: ich kam, um Emilien zu bitten, zu flehn — um ihr alles zu sagen, was ich leide, um sie anzuflehn, mich von der Verzweiflung, und sich selbst vom Untergange zu retten. Glauben Sie mir Emilie, Montoni ist unergründlich in seinen Plänen, aber er ist fürchterlich: er kennt keine Grundsätze, wenn sein Eigennutz oder sein Ehrgeitz ins Spiel kommt. Kann ich Sie lieben, und Sie seiner Macht überlassen! fliehen Sie, o fliehen Sie aus diesem finstern Kerker mit einem Manne, der Sie anbethet. Ich habe den Bedienten im Schlosse bestochen, mir die Thore zu öffnen, und morgen ehe der Tag anbricht, sollen Sie nicht fern von Venedig mehr seyn.«

Emilie, überwältigt von dem plötzlichen Stoß, den sie in dem Augenblick erlitten hatte, wo sie auf bessere Tage zu hoffen anfieng, glaubte jetzt rings um sie her Verderben zu sehn. Unvermögend zu antworten, ja | nur zu denken, warf sie sich bleich und athemlos in einen Stuhl. Daß Montoni sie ehemals an Morano verkauft hatte, war sehr wahrscheinlich; daß er jetzt seine Einwilligung in diese Heirath zurückgenommen hatte, erhellte aus des Grafen jetzigem Betragen, und es war wohl gewiß genug, daß nur ein seinem Eigennutze noch mehr entsprechender Plan ihn bewegen konnte,

denjenigen aufzugeben, den er bisher so hartnäckig verfolgt hatte. Diese Betrachtungen machten sie über Moranos Winke, an deren Wahrheit sie nicht länger zweifeln konnte, zittern, und wenn sie vor den neuen Auftritten des Leidens und der Tyrannei, die im Schlosse Udolpho auf sie warten konnten, zurückbebte, mußte sie zugleich einsehn, daß sie ihnen nur einzig dadurch entgehn konnte, wenn sie sich dem Schutz eines Mannes unterwarf, bei dem sie noch gewissere, und nicht minder schreckliche Uebel voraus sah; Uebel, bei denen sie keinen Augenblick verweilen mochte.

Ihr Schweigen, wiewohl es das Schweigen der Verzweiflung war, belebte Moranos Hofnungen, er sah sie mit ungeduldigem Verlangen an, ergriff ihre widerstrebende Hand, drückte sie an sein Herz und beschwor sie aufs neue, sich ohne Verzug zu bestimmen. »Mit jedem Augenblicke, den wir zögern«, sagte er, »wird unsre Abreise gefährlicher; diese wenigen verlorenen Augenblicke können machen, daß Montoni uns einholt.«

»Ich bitte Sie, mein Herr, schweigen Sie still«, sagte Emilie schwach: »ich fühle mich in der That sehr | unglücklich, und unglücklich muß ich auf allen Fall bleiben. Ueberlassen Sie mich, ich verlange es durchaus, überlassen Sie mich meinem Schicksale.«

»Nimmermehr!« rief der Graf mit Heftigkeit. »Erst müßte ich selbst umkommen! Aber verzeihn Sie mir; der Gedanke, Sie zu verlieren, ist Wahnsinn! Montonis Character kann Ihnen nicht unbekannt seyn; vielleicht aber sind es Ihnen seine Absichten — wäre das nicht, so würden Sie nicht länger anstehn, zwischen meiner Liebe und seiner Macht zu wählen.«

»Auch stehe ich nicht an«, sagte Emilie.

»So lassen Sie uns gehn«, sagte Morano, indem er ihr feurig die Hand küßte und aufstand. »Mein Wagen wartet hinter dem Schlosse.«

»Sie verstehn mich unrecht«, sagte Emilie. »Erlauben Sie mir, Ihnen für den Antheil, den Sie an meiner Wohlfahrt nehmen, zu danken, und nach meiner eignen Wahl zu entscheiden. Ich werde unter dem Schutze des Signor Montoni bleiben.«

»Unter seinem Schutze«, rief Morano stolz. »Sein Schutz! Emilie, warum wollen Sie sich so täuschen lassen? Ich habe Ihnen schon gesagt, was Sie von seinem Schutze erwarten können!«

»Verzeihn Sie mir, mein Herr, wenn ich in diesem Falle einen Zweifel in bloße Behauptungen setze, | und lieber etwas verlange, das einem Beweise ähnlich sieht.«

»Ich habe weder Zeit noch Mittel, Beweise herbeizuschaffen«, sagte der Graf.

»Und wenn Sie es auch hätten, so habe ich noch weniger Lust, sie zu hören.«

»Aber Sie spielen mit meiner Geduld und mit meinem Schmerz«, fuhr Morano fort. »Ist eine Verbindung mit einem Manne, der Sie anbethet, so schrecklich in Ihren Augen, daß Sie sie allem Elende vorziehn möchten, wozu Montoni Sie in diesem entfernten Kerker verdammen kann? Irgend ein Elender muß diese Neigung geraubt haben, die mir gehören sollte, sonst könnten Sie nicht so hartnäckig einen Antrag ausschlagen, der Sie vor aller Tyrannei schützen müßte.«

»Diese Rede, Graf Morano, beweist hinlänglich, daß meine Liebe Ihnen auf keine Weise gebührt«, sagte Emilie sanft, »so wie dies Betragen beweist, daß ich auf keine Weise vor Tyrannei gesichert seyn würde, so lange ich in Ihrer Macht bliebe. Wenn Sie wünschen, daß ich anders denken soll, so hören Sie auf, mich länger durch Ihre Gegenwart zu quälen. Wenn Sie es mir verweigern, so werden Sie mich zwingen, Sie der Ahndung des Signor Montoni auszusetzen.«

»Ja lassen Sie ihn kommen«, rief Morano wütend, »und meiner Ahndung trotzen. Lassen Sie ihn sich erdreisten, dem Manne, den er so ungescheut beleidigt hat, noch einmal ins Gesicht zu sehn; die Gefahr soll ihm Moral, und die Rache Gerechtigkeit lehren. Lassen Sie ihn kommen und mein Schwerdt in seinem Herzen fühlen.«

Die Heftigkeit, womit er dies sagte, gab Emilien neuen Stoff zur Unruhe; sie stand von ihrem Stuhle auf, allein ihr zitternder Körper weigerte sich, sie zu tragen, und sie setzte sich wieder auf ihren

Stuhl nieder. — Die Worte erstarben auf ihren Lippen, und sie sah nur zu gut, wenn sie einen Blick auf die verschloßne Thüre warf, daß es ihr unmöglich seyn würde, das Zimmer zu verlassen, ohne daß Morano ihre Absicht merkte und hinderte.

Ohne zu bemerken, was in ihr vorgieng, schritt er in äusserster Bewegung im Zimmer auf und ab. Sein düstres Gesicht verrieth alle Wuth der Eifersucht und Rache, und wer den Ausdruck der unaussprechlichen Zärtlichkeit gesehn hätte, die er noch vor wenig Augenblicken seinen Zügen geben wollte, würde nicht geglaubt haben, daß dies Gesicht dasselbe seyn könnte.

»Graf Morano«, sagte Emilie, die endlich die Sprache wieder gewann, »stillen Sie, ich beschwöre Sie, diese Heftigkeit, und hören Sie auf die Vernunft, wenn Sie auf Mitleid nicht hören wollen. Sie haben Ihre Liebe eben so unrecht angewandt, als Ihren Haß. Ich hätte niemals die Neigung, womit Sie mich beehrt | haben, erwidern können, und habe gewiß sie niemals aufgemuntert: eben so wenig hat Signor Montoni Sie beleidigt, denn Sie mußten wissen, daß er kein Recht hatte, über meine Hand zu bestimmen, wenn er auch ja die Macht dazu besessen hätte. Verlassen Sie also das Schloß, so lange Sie es noch mit Sicherheit können. Ersparen Sie sich die schrecklichen Folgen einer ungerechten Rache und den Vorwurf, mir diese Augenblicke des Leidens verlängert zu haben.«

»Sind Sie für meine oder für Montonis Sicherheit so sehr besorgt?« sagte Morano kalt, indem er sie mit einem scharfen Blicke ansah.

»Für beide«, erwiderte Emilie zitternd.

»Ungerechte Rache!« rief der Graf, der in die abgebrochnen Töne der Leidenschaft zurück fiel. »Wer kann dies Gesicht ansehen, und irgend eine Strafe groß genug für die Beleidigung glauben, die er mir zufügen wollte. Ja, ich will das Schloß verlassen, aber nicht allein. Ich habe schon zu lange getändelt. Da meine Bitten und mein Leiden nichts über Sie vermögen, so soll es die Gewalt. Unten warten Leute, um Sie nach meinem Wagen zu bringen. Schreien

wird Ihnen nichts helfen: denn man kann Sie aus diesem entlegnen Theile des Schlosses nicht hören; lassen Sie sich also gutwillig gefallen mit mir zu gehen.«

Diese Erinnerung war für den Augenblick überflüssig: Emilie wußte zu gut, daß Schreien ihr zu | nichts helfen konnte, und Schrecken hatte ihre Gedanken so gänzlich verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie Morano sagen sollte, sondern stumm und zitternd in ihrem Stuhle sitzen blieb, bis er näher kam, um sie heraus zu heben. Sie richtete sich nun plötzlich auf und sagte mit einer zurückweisenden Bewegung, und einem gezwungen heitern Gesicht: »Graf Morano, ich bin jetzt in Ihrer Gewalt, allein Sie müssen selbst fühlen, daß dieses Betragen Ihnen unmöglich die Achtung verschaffen kann, die Sie so sehr zu wünschen scheinen, und daß Sie sich in dem Elende einer Freundlosen Waise eine Last von Gewissensbissen bereiten, die Sie nie wieder los werden können. Ist Ihr Herz in der That so verhärtet, daß Sie ohne Gefühl die Qual ansehen können, zu der Sie mich verdammen wollen?«

Das Bellen des Hundes, der jetzt wieder aus dem Bette hervor kam, unterbrach Emilien, Morano sah nach der Thüre und als er niemand erblickte, rief er laut: »Cesario!«

»Emilie«, sagte der Graf, »warum wollen Sie mich zu diesem Betragen zwingen? Wie weit lieber möchte ich Sie überreden, als zwingen, die meinige zu werden: aber bei Gott, ich will Sie nicht von Montoni verkaufen lassen. Allein ein Gedanke, der Wahnsinn mit sich führt, blitzt mir durch die Seele; ich weiß nicht, wie ich ihn ausdrücken soll. Es ist entsetzlich — nein es kann nicht seyn — aber Sie zittern — Sie werden blaß — ja es ist, es ist so — Sie — Sie lieben | Montoni!« rief der Graf, indem er Emiliens Arm ergriff und mit den Füßen auf die Erde stampfte.

Eine unwillkürliche Verwunderung blickte aus ihrem Gesicht. »Wenn Sie das wirklich geglaubt haben«, sagte sie, »so glauben Sie es immerhin.«

»Dieser Blick, diese Worte bestätigen es«, rief Morano wüthend. »Nein, nein! Montoni hat eine reichere Beute vor Augen als Gold.

Aber er soll nicht leben, um über mich zu triumphiren. Diesen Augenblick« — das laute Bellen des Hundes unterbrach ihn —

»Bleiben Sie, Graf Morano«, sagte Emilie, durch seine Worte, und durch die Wuth, die aus seinen Augen blitzte, erschreckt. »Ich will Sie aus diesem Irrthum reißen. Unter allen Männern auf der Welt ist Montoni gewiß am wenigsten gemacht, Ihr Nebenbuhler zu seyn; aber dennoch werde ich, wenn alle andere Mittel, mich zu retten, vergebens sind, versuchen, ob meine Stimme nicht seine Bedienten mir zu Hülfe rufen kann.«

»In einem solchen Augenblick«, erwiderte Morano, »ist auf eine wörtliche Versicherung nicht zu bauen. Wie konnte ich nur einen Augenblick zweifeln, daß er Sie sehn und nicht lieben könnte! Aber meine erste Sorge muß jetzt seyn, Sie aus dem Schlosse zu bringen. Cesario! he Cesario!«

Eine Mannsgestalt erschien jetzt an der Thüre, und man hörte noch jemand heraufkommen. Emilie that | einen lauten Schrei, als Morano sie durch das Zimmer schleppte, und in demselben Augenblicke hörte sie ein Geräusch an der Thüre, die auf den Gang stieß. Der Graf stand einen Augenblick still, als wenn seine Seele zwischen Liebe und dem Verlangen nach Rache schwankte, und in demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und Montoni, von dem alten Verwalter und verschiedenen andern Personen begleitet, drang herein.

»Zieh!« rief Montoni dem Grafen zu, der sich dies nicht zum zweitenmal sagen ließ, sondern sich stolz umdrehte, indem er die Sorge für Emilien den Leuten übertrug, die sich auf der andern Seite sehn ließen.

»Dies in dein Herz, Elender«, sagte er, und stieß mit dem Degen nach Montoni, der den Stoß abwehrte, und einen andern nach ihm führte, während einige von den Leuten, die ihm ins Zimmer gefolgt waren, sich bemühten, die Streitenden auseinander zu bringen, und andre Emilien aus den Händen von Moranos Bedienten befreiten.

»Mußte ich Sie deswegen unter meinem Dache aufnehmen, Graf Morano?« sagte Montoni in einem kalten spöttischen Tone;

»erlaubte ich Ihnen deswegen, ohngeachtet Sie mein erklärter Feind waren, die Nacht unter demselben zuzubringen. Mußten Sie meine Gastfreiheit mit der Verrätherei eines Feindes bezahlen, und mir meine Nichte rauben?«

»Wer spricht von Verrätherei?« sagte Morano mit unverhaltner Heftigkeit. »Er wage es, mir mit dem | Bewußtseyn der Unschuld ins Gesicht zu sehn. Montoni, Sie sind ein Nichtswürdiger. Wenn Verrätherei hier im Spiel war, so sehn Sie sich selbst als den Urheber davon an. Wenn — sage ich das wirklich? ich, den Sie mit so beispielloser Niederträchtigkeit behandelten? den Sie schwerer, als Sie je wieder gut zu machen vermögen, beleidigten? Aber warum verschwende ich Worte? Komm, Feiger, und empfangе deinen gerechten Lohn von meinen Händen.«

»Feiger!« rief Montoni, riß sich von den Leuten los, die ihn hielten, und drang auf den Grafen ein. Beide zogen sich jetzt auf den Corridor zurück, wo sie mit solcher Heftigkeit fochten, daß keiner von den Zuschauern sich ihnen zu nähern wagte. Montoni schwur, daß der erste, der sich zwischen sie legte, von seiner Hand fallen sollte.

Eifersucht und Rache liehen Morano alle ihre Wuth, während Montonis höhere Kunst und Kaltblütigkeit ihn in Stand setzte, seinen Nebenbuhler zu verwunden. Des Grafen Bedienten wollten ihn jetzt ergreifen, allein er ließ sich nicht zurückhalten und fuhr ohngeachtet seiner Wunde zu fechten fort. Er schien weder Schmerz noch Blutverlust zu fühlen, und nur für die Wuth seiner Leidenschaften empfänglich zu seyn. Montoni hingegen setzte mit stolzer aber doch vorsichtiger Tapferkeit das Gefecht fort. Die Spitze von Moranos Degen streifte ihm den Arm, allein in demselben Augenblicke sah er sich von Montoni schwer ver|wundet und entwafnet. Er sank in die Arme seiner Bedienten zurück, während Montoni seinen Degen über ihm hielt, und ihm befahl, um sein Leben zu bitten. Morano, der unter dem Schmerz seiner Wunde erlag, hatte kaum durch eine Bewegung mit der Hand, und durch wenige, schwach ausgesprochne Worte erwiedert, daß er es nicht

würde, als er in Ohnmacht sank. Montoni war in Begriff, ihm, wie er ohne Bewußtseyn da lag, das Schwerdt in die Brust zu stoßen, allein Cavigni hielt ihm den Arm. Er ließ sich ohne viele Mühe zurückhalten, allein seine Gesichtsfarbe verdunkelte sich beinahe bis zum Schwarzen, als er seinen gefallnen Gegner ansah, und er befahl, ihn sogleich aus dem Schlosse zu tragen.

Emilie, die man während des Zweikampfs verhindert hatte, aus dem Zimmer zu gehn, kam jetzt in den Gang, und führte die Sache der Menschlichkeit, mit den Gefühlen des wärmsten Wohlwollens, indem sie Montoni bat, dem Grafen die Hülfe, welche sein Zustand erforderte, im Schlosse zu gewähren. Allein Montoni, der selten auf Mitleid gehört hatte, schien jetzt nach Rache zu dürsten, und befahl aufs neue mit der Grausamkeit eines Unthiers, seinen niedergeworfnen Feind aus dem Schlosse zu bringen, obgleich kein anderer Aufenthalt als die Wälder, oder vielleicht eine einsame Hütte vorhanden war, um ihm Schutz für die Nacht zu geben.

Da des Grafen Bedienten erklärt hatten, daß sie ihn nicht von der Stelle bringen würden, bis er wieder | aufgelebt sey, stand Montoni unthätig da, Cavigni machte ihm Vorstellungen und Emilie, über seine Drohungen erhaben, gab Morano Wasser und hieß die Umstehenden seine Wunde verbinden. Montoni hatte endlich Zeit, den Schmerz seiner eignen Wunde zu fühlen, und zog sich zurück, um sie zu untersuchen.

Der Graf hatte sich indessen langsam erholt, und der erste Gegenstand, den er sah, als er die Augen aufschlug, war Emilie, die sich mit einem Gesichte, das die äusserste Bekümmerniß ausdrückte, über ihn neigte. Er betrachtete sie mit einem Blicke des Schmerzes.

»Ich habe dies verdient« sagte er, »aber nicht von Montoni. Von Ihnen Emilie habe ich Strafe verdient, und erhalte nun Mitleid.«

Er hielt inne, denn die Sprache wurde ihm schwer. Nach einem Augenblick fuhr er fort. »Ich muß Sie aufgeben, aber nicht an Montoni. Vergeben Sie mir die Leiden, die ich schon über Sie gebracht habe; allein jenes Elenden Niederträchtigkeit soll nicht ungestraft

bleiben. Bringt mich von diesem Orte«, sagte er zu seinen Bedienten. »Ich bin jetzt nicht im Stande zu reisen; ihr müßt mich also in die nächste Hütte bringen, denn unter seinem Dache will ich die Nacht nicht zubringen, sollte ich auch unterwegs umkommen.«

Cesario schlug vor, daß er vorausgehn und sich nach einer Hütte erkundigen wollte, ehe er seinen Herrn | fortzubringen versuchte; allein Morano wollte durchaus fort; der Schmerz seiner Seele schien größer zu seyn, als der seiner Wunde, und er verwarf mit Verachtung Cavignis Erbieten, daß er Montoni ersuchen wollte, ihn die Nacht im Schlosse zu behalten. Cesario wollte nun den Wagen vor das große Thor fahren lassen, allein der Graf verbot es ihm. »Ich kann das Stoßen des Wagens nicht aushalten«, sagte er; »ruf noch einige von meinen Leuten herbei, daß sie mich forttragen helfen.«

Endlich aber ließ er sich doch zureden, und gab zu, daß Cesario vorausgehn, und eine Hütte zu seinem Empfang einrichten sollte. Emilie wollte nunmehr, da er seine Sinne wieder erlangt hatte, sich fortbegeben, als Montoni ihr den Befehl dazu schickte, und zugleich sagen ließ, daß der Graf, wenn er noch da wäre, sich unverzüglich fortmachen sollte. Unwillen flammte aus Moranos Augen.

»Sagt Montoni«, hub er an, »daß ich gehn werde, sobald es meiner Bequemlichkeit gemäß ist; daß ich das Schloß, welches er sein zu nennen wagt, verlasse, wie die Höhle einer Schlange, und daß dies nicht das letzte ist, was er von mir hören soll. Sagt ihm, ich werde nicht noch einen Mord auf seiner Seele lassen, wenn ich umhin kann.«

»Graf Morano, wissen Sie auch was Sie sagen?«, erwiederte Cavigni.

| »Ja, Signor, ich weiß recht gut, was ich sage, und er wird recht gut verstehn, was ich meine. Sein Gewissen wird diesmal seinem Verstande zu Hülfe kommen.«

»Graf Morano«, sagte Verezzi, der ihn bisher stillschweigend beobachtet hatte, »wagen Sie es noch einmal meinen Freund zu lästern, so werde ich Ihnen diesen Degen in den Leib stoßen.«

»Diese Handlung wäre des Freundes eines Niederträchtigen würdig!« sagte Morano, den die Heftigkeit seines Unwillens in Stand setzte, sich aus den Armen seiner Bedienten aufzurichten; allein diese Kraft dauerte nur einen Augenblick, und er sank, von der Anstrengung ermüdet, wieder zurück. Montonis Leute hielten indessen Veruzzi, der geneigt schien, in diesem Augenblicke selbst, seine Drohung auszuführen, und Cavigni, der nicht so herabgesunken war, Verezzis feige Bosheit zu unterstützen, suchte ihn fortzuschaffen. Emilie, die nur durch mitleidige Theilnahme so lange hier zurückgehalten ward, wollte jetzt in neuem Schrecken fortgehn, als Moranos flehende Stimme sie zurück hielt, der sie durch eine schwache Bewegung näher zu kommen bat. Sie kam mit furchtsamen Schritten herbei, allein die ohnmächtige Schwäche seines Gesichts erweckte aufs neue ihr Mitleid, und überwältigte ihr Entsetzen.

»Ich gehe auf immer von hier«, sagte er; »vielleicht werde ich Sie nie wieder sehn. Ich möchte gern Ihre | Vergebung Emilie, ja noch mehr, Ihre gute Wünsche mit mir nehmen.«

»So empfangen Sie denn meine Vergebung«, sagte Emilie, »und meine aufrichtigsten Wünsche für ihre Genesung.«

»Und nur für meine Genesung?« sagte Morano mit einem Seufzer.

»Für Ihr allgemeines Wohl«, setzte Emilie hinzu.

»Vielleicht sollte ich damit zufrieden seyn«, fuhr er fort; »gewiß habe ich nicht mehr verdient; aber ich möchte Sie bitten Emilie, zuweilen an mich zu denken, und meine Beleidigung vergessend, sich nur der Leidenschaft, welche sie veranlaßte, zu erinnern. Ach! ich möchte Sie um das Unmögliche bitten, Sie bitten mich zu lieben. In diesem Augenblicke, wo ich im Begrif stehe, von Ihnen zu scheiden, und vielleicht auf immer, bin ich kaum meiner selbst mächtig. Emilie, mögen Sie nie die Qual einer Leidenschaft, wie die meinige, kennen lernen! Was sage ich, o daß Sie für mich einer solchen Leidenschaft empfänglich wären.«

Emilie verlangte mit Ungeduld fortzukommen. »Ich bitte Sie inständigst, Graf, auf Ihre eigene Sicherheit zu denken«, sagte sie,

»und hier nicht länger zu verweilen. Ich zittre vor den Folgen von Verezzis Zorn und von Montonis Rache, wenn er erführe, daß Sie noch hier sind.«

| Eine fliegende Röthe überzog Moranos Gesicht; seine Augen funkelten, allein er bemühte sich, seine Bewegung zu unterdrücken, und sagte mit ruhiger Stimme: »da Sie an meinem Wohl Antheil zu nehmen würdigen, so will ich auch darauf bedacht seyn, und mich fortbegeben. Aber lassen Sie mich, ehe ich gehe, noch einmal hören, daß Sie mir Gutes wünschen«, sagte er, und heftete einen ernstesten, traurigen Blick auf sie.

Emilie wiederholte ihre Versicherungen. Er nahm ihre Hand, die sie kaum zurück zu ziehn wagte, und drückte sie an seine Lippen.

»Leben Sie wohl! Graf Morano«, sagte Emilie, und wollte gehn, als eine zweite Botschaft von Montoni anlangte; sie beschwor nun aufs neue den Grafen, wenn ihm sein Leben lieb wäre, das Schloß unverzüglich zu verlassen. Er sah sie schweigend, mit einem Blick starrer Verzweiflung an, allein sie hatte nicht Zeit, ihre mitleidigen Bitten noch nachdrücklicher zu wiederholen, und da sie nicht wagte, Montonis zweiter Aufforderung nicht zu gehorsamen, verließ sie den Corridor, um zu ihm zu gehn.

Er lag auf einem Ruhebette in dem Sprachzimmer am großen Saal, und litt an seiner Wunde einen Schmerz, den wenig Menschen, so wie er, würden haben verbergen können. Sein finstres, aber ruhiges Gesicht, drückte die düstre Leidenschaft der Rache, aber | keine Spur von Schmerz aus; er hatte in der That den körperlichen Schmerz von jeher verachtet, und nur den starken, schrecklichen Erschütterungen der Seele Raum gegeben. Der alte Carlo und Signor Bertolini befanden sich bei ihm; Madame Montoni aber war nicht gegenwärtig.

Emilie zitterte, als sie sich ihm näherte, und einen scharfen Verweis erhielt, seiner ersten Auffoderung nicht gehorcht zu haben. Sie wurde gewahr, daß er ihr Bleiben einem Bewegungsgrunde zuschrieb, der nie in ihre arglose Seele gekommen war.

»Dies ist ein Beweis von weiblichen Eigensinn, den ich hätte

voraussehn können«, sagte er. »Graf Morano, dessen Bewerbung Sie hartnäckig abwiesen, so lange ich sie gut hieß, besitzt, wie es scheint, jetzt, seitdem ich ihn zurückgewiesen habe, Ihre Gunst.«

Emilie sah ihn voll Erstaunen an. »Ich begreife Sie in der That nicht«, sagte sie. »Sie können doch unmöglich zu verstehn geben wollen, daß der Graf seinen Plan, in mein Zimmer zu kommen, auf meine vorhergegangne Einwilligung gegründet hätte.«

»Darauf lasse ich mich gar nicht ein«, versetzte Montoni, »aber es müßte gewiß eine mehr als gewöhnliche Theilnahme seyn, die Sie zu seiner so warmen Vorsprecherin machte, und Sie so lange, trotz meinem ausdrücklichen Befehl, in seiner Gegenwart hielt — in | der Gesellschaft eines Mannes, den Sie bisher bei allen Gelegenheiten so ängstlich vermieden haben!«

»Ich fürchte allerdings, Signor, daß es eine mehr als gewöhnliche Theilnahme war, denn seit kurzem habe ich Ursache gefunden die Gefühle der Menschlichkeit für eine ungewöhnliche Erscheinung zu halten; allein wie war es möglich, den kläglichen Zustand des Grafen anzusehn, ohne den Wunsch zu fühlen, ihm zu helfen.«

»Sie gesellen Heuchelei zu Eigensinn«, sagte Montoni finster, »und einen Versuch zu spotten, zu beiden; allein ehe Sie sich herausnehmen, andern Personen moralische Vorschriften zu geben, sollten Sie zuvor die Tugenden ausüben lernen, die einem Weibe nie fehlen dürfen: Aufrichtigkeit, Einförmigkeit des Betragens und Gehorsam.«

Emilie, die sich stets bemüht hatte, ihr Betragen nach den strengsten Gesetzen der Schicklichkeit zu ordnen, und deren Seele von dem feinsten Gefühl nicht nur von dem, was recht, sondern auch was schön im weiblichen Character ist, durchdrungen war, erschreckte bei diesen Worten: doch schwellte sogleich das Bewußtseyn, Lob und nicht Tadel zu verdienen, ihr Herz, und sie schwieg in stolzem Selbstgefühl. Montoni, der ihre Delikatesse kannte, wußte, wie scharf sie seinen Verweis fühlen würde, allein er kannte den Reichthum des innern Werthes nicht, und ahndete nichts von der Stärke der Empfindung, an der jetzt sein Spott zu|rückprallte. Er wandte sich zu einem Bedienten, der eben hereintrat, und fragte,

ob Morano das Schloß verlassen hätte. Der Bediente antwortete, daß seine Leute eben im Begrif wären, ihn auf einer Tragbahre in eine benachbarte Hütte zu bringen. Diese Nachricht schien Montoni einigermaßen zu besänftigen, und als kurz darauf Ludovico erschien und ihm ankündigte, daß Morano fort wäre, sagte er Emilian, daß sie sich wieder in ihr Zimmer begeben könnte.

Sie war sehr geneigt, sich von ihm zu entfernen, allein der Gedanke, den Ueberrest der Nacht in einem Zimmer zuzubringen, in welches jeder Fremde durch die Thüre nach der Winkelstiege hereinkommen konnte, beunruhigte sie jetzt mehr als je, und sie nahm sich vor, bei Madame Montoni anzusprechen und sie zu bitten, daß sie Annetten erlauben möchte, bei ihr zu bleiben.

Als sie in die große Gallerie kam, hörte sie zwei Personen zusammen streiten; sie stand furchtsam still, erkannte aber bald Cavignis und Verezzis Stimme, und gieng in der Hoffnung ihren Streit zu schlichten, auf sie zu. Sie waren alleine. Verezzis Gesicht flammte noch immer von Zorn, und da der erste Gegenstand desselben jetzt von ihm entfernt war, schien er geneigt, ihn auf Cavigni überzutragen, der mehr ihm Vorstellungen zu machen, als mit ihm zu streiten schien.

Verezzi versicherte, daß er Montoni unverzüglich von der Beleidigung, die Morano gegen ihn ausgestoßen hätte, Nachricht geben wollte. Cavigni widerrieth es ihm und da Emilian ihre Bitten mit seinen Gründen vereinigte, brachten sie es endlich so weit, daß Verezzi fortzugehen versprach, ohne Montoni zu sehn.

Sie fand ihrer Tante Zimmer verschlossen, doch wurde es auf ihr Klopfen sogleich von Madame Montoni selbst geöffnet.

Man wird sich erinnern, daß Emilian durch eine Thüre, die aus dem hintern Gange in das Schlafzimmer führte, einige Stunden zuvor heimlich hereingekommen war. Sie schloß jetzt aus Madame Montonis ruhigem Wesen, daß sie nichts von dem Unfalle ihres Mannes wüßte, und suchte ihr das Geschehene auf die behutsamste Art beizubringen, als ihre Tante sie unterbrach und ihr sagte, daß sie alles wüßte.

Emilie wußte zwar, daß sie wenig Ursache hatte, Montoni zu lieben, doch hätte sie einer so gänzlichen Unempfindlichkeit gegen ihn, sie kaum fähig gehalten. Sie erhielt die Erlaubnis, Annetten in ihrem Zimmer schlafen zu lassen, und begab sich unverzüglich dahin.

Man sah eine Spur von Blut auf dem Gange, der dahin führte, und auf der Stelle, wo der Graf und Montoni gefochten hatten, war die ganze Erde befleckt. Emilien schauderte, und sie stützte sich auf Annetten, als sie vorübergieng. So wie sie ihr Zimmer erreichte, nahm sie sich vor, da die Thüre nach der Winkelstiege offen geblieben war, und sie Annetten bei sich hatte, | unverzüglich zu untersuchen, wohin sie führte, ein Umstand, der für ihre eigne Sicherheit jetzt sehr wichtig war. Annette schlug halb neugierig und halb furchtsam vor, die Stiege herunter zu gehn, als sie sich aber der Thüre näherten, wurden sie gewahr, daß sie bereits von aussen befestigt war, und ließen es sich nunmehr bloß angelegen seyn, sie auch von innen zu befestigen, und mit allem schweren Geräth zu verrammeln, was sie nur im Zimmer aufbringen konnten. Emilie legte sich darauf zu Bette und Annette blieb auf einem Stuhle am Kamin sitzen, wo noch einige schwache Funken glimten.

| Siebentes Kapitel

Wir müssen jetzt einige Umstände nachholen, womit wir die Erzählung von Emiliens schneller Abreise von Venedig und von den Ereignissen, die so schnell auf ihre Ankunft im Schlosse folgten, nicht wohl unterbrechen konnten.

Am Morgen ihrer Abreise war der Graf um die bestimmte Stunde in Montonis Haus gekommen, um seine Braut zu fodern. Bei seinem Eintritt fiel ihm die Stille und Einsamkeit im Vorzimmer auf, wo sich Montonis Bedienten gewöhnlich aufzuhalten pflegten; allein seine Verwunderung verwandelte sich bald in Erstaunen, und sein Erstaunen in die Wuth getäuschter Hofnung, als ein altes

Weib die Thüre öffnete, und seinen Leuten sagte, daß ihr Herr und seine Familie Venedig des Morgens in aller Frühe verlassen hätte. Er traute kaum seinen Ohren und sprang aus der Gondel, um selbst weiter zu fragen. Die alte Frau, die einzige Person, der die Sorge für das Haus übertragen war, blieb auf ihrer Aussage, von deren Wahrheit die leeren Zimmer ihn bald überzeugten. Er fiel nun mit drohender Gebärde, als wollte er alle seine | Rache an ihr auslassen, über sie her, und that ihr zwanzig Fragen in einem Athem, und zwar mit so wüthender Stimme, daß sie alle Kraft zu antworten verlor; dann ließ er sie plötzlich los, stampfte wie ein toller Mensch mit den Füßen und verwünschte Montoni und seine eigne Thorheit.

Als die gute Frau sich wieder in Freiheit sah, und sich einigermaßen von ihrem Schrecken erholt hatte, erzählte sie ihm alles, was sie von der Sache wußte, welches freilich sehr wenig, aber doch genug war, um Morano zu überzeugen, daß Montoni nach seinem Schlosse in den Appeninischen Gebürge gegangen seyn müsse. Er folgte ihm dahin, sobald seine Leute die nöthigen Anstalten zur Reise getroffen hatten, von einem Freunde und von einer hinlänglichen Anzahl Bedienten begleitet, mit dem festen Vorsetze, Emilien zu bekommen, oder volle Rache an Montoni zu nehmen. Als er sich von dem ersten Anfall der Wuth erholt und seine Gedanken gesammelt hatte, erinnerte ihn sein Gewissen an einige Umstände, die Montonis Betragen einigermaßen erklärten, nur konnte er nicht errathen, auf welche Art Montoni dahin gekommen war, eine Absicht zu argwöhnen, die wie er glaubte, niemand ausser ihm wissen konnte. Allein der sympathetische Scharfsinn, der so zu sagen, zwischen schlechten Seelen herrscht, und den einen wissen lehrt, was der andre in ähnlichen Fällen thun wird, hatte ihn diesmal verrathen. Montoni hatte jetzt unbezweifelte Beweise von der Wahrheit erhalten, die er lange argwöhnte, | daß Moranos Umstände nicht so vortheilhaft waren, als er ihn wollte glauben machen, sondern daß er vielmehr tief in Schulden steckte. Montoni hatte sich blos aus eigennützigem Rücksichten des Stolzes und Geitzes für ihn verwandt; den erstern hoffte er durch Emiliens Ver-

bindung mit einem venetianischen Edelmann, den letztern durch Emiliens Guth in Gasconien zu befriedigen, das ihm zum Lohn für seine Begünstigung vom Tage der Heirath an ausgeliefert werden sollte. Indessen hatte er Gelegenheit genug gehabt, üble Folgen von des Grafen unbegrenzter Verschwendung zu fürchten; allein erst am Abend vor der bestimmten Hochzeit erfuhr er mit Gewißheit, in wie sehr schlechten Umständen er sey. Er fand es nun sehr wahrscheinlich, daß Morano ihn um Emiliens Guth zu betrügen dächte und wurde in dieser Vermuthung mit anscheinendem Rechte durch das Betragen des Grafen bestärkt, der sich am Abend, wo er die Schrift zu unterzeichnen versprochen hatte, nicht einfand. Dieses Ausbleiben hätte sich zwar bei einem so leichtsinnigen Manne, als Morano, und zu einer Zeit, wo seine Seele mit dem Gedanken an seine nahe Hochzeit so sehr beschäftigt war, wohl entschuldigen lassen; allein Montoni stand nicht einen Augenblick an, es auf seine eigne Art zu erklären, und nachdem er einige Stunden vergebens auf des Grafen Ankunft gewartet hatte, gab er seinen Leuten Befehl, sich auf einen Wink zur Abreise bereit zu halten. Er reiste nach Udolpho, um sowohl Emilien vor Morano in Sicherheit zu bringen, als auch um die Sache abzubrechen, ohne sich in unnütze Erörterungen einzulassen; und wenn der Graf eine, wie er es nannte, ehrenvolle Absicht hätte, so zweifelte er nicht, daß er Emilien folgen und die Schrift unterzeichnen würde. Wenn er nur dies erreichte, so lag ihm übrigens ihr Wohl so wenig am Herzen, daß er sich nicht bedacht haben würde, sie einem Manne von schlechten Glücksumständen aufzuopfern, wenn er nur sich selbst dadurch bereichern konnte, und er enthielt sich, der Absicht seiner plötzlichen Reise gegen sie zu erwähnen, damit nicht die Hofnung, die dadurch rege gemacht werden mußte, sie unbiegsamer machte, wenn er Unterwerfung von ihr fodern würde.

Mit diesen Vorsätzen hatte er Venedig verlassen, und mit andern, ganz verschiedenen, verfolgte bald darauf Morano seinen Weg durch die rauhen Appeninen. Als er im Schlosse angekündigt wurde, glaubte Morano nicht, daß er das Herz haben würde, sich

sehn zu lassen, wenn er nicht sein Versprechen zu erfüllen dächte. Er nahm ihn deswegen ohne Bedenken an; allein Moranos wüthen- des Gesicht und seine Aeusserungen rissen ihn sogleich aus seinem Irrthum und als Montoni ihm zum Theil die Ursach seiner plötzlichen Abreise von Venedig erklärt hatte, beharrte der Graf dennoch darauf, Emilien zu fodern und Montoni Vorwürfe zu machen, ohne einmal des vorhergegangnen Vergleichs zu erwähnen.

Montoni, der des Streites müde war, verschob es endlich bis morgen, ihn zu schlichten, und Morano zog | sich mit einiger Hofnung, die auf Montonis anscheinende Unschlüssigkeit gebaut war, zurück. Als er aber in der Stille seines Zimmers über das gehabte Gespräch, über Montonis Character, und über einige frühere Beweise seiner Falschheit nachdachte, verschwand diese Hofnung, und er beschloß, die gegenwärtige Gelegenheit, sich auf andre Art Emiliens Besitz zu verschaffen, nicht zu vernachlässigen. Er eröffnete seinem vertrauten Diener seine Absicht, Emilien zu entführen, und ließ ihn zu Montonis Leuten gehn, um einen unter ihnen aufzufinden, der ihm zur Ausführung dieses Plans behülflich seyn könnte. Er überließ die Wahl gänzlich dem Scharfsinn dieses Vertrauten, und nicht mit Unrecht: denn er machte einen Mann ausfindig, den Montoni bei einer vorhergehenden Gelegenheit einmal hart behandelt hatte, und der jetzt bereit war, ihn zu verrathen. Dieser Mann führte Cesario durch einen geheimen Gang und ums Schloß nach der Winkeltreppe, die zu Emiliens Zimmer führte, zeigte ihm einen kurzen Ausweg aus dem Gebäude, und verschaffte ihm nachher die Schlüssel, ihm den Rückweg zu sichern. Er erhielt einen reichen Lohn für seine Verrätherei; wie der Graf für die seine belohnt wurde, haben wir bereits gesehn.

Indessen hatte der alte Carlo zwei Bedienten von Morano behorcht, die mit dem Wagen hinter den Schloßmauern warten sollten, und die sich gegenseitig ihre Verwunderung über ihres Herrn plötzliche und geheime Abreise äusserten: denn der Bediente hatte ih|nen nicht mehr von Moranos Absichten gesagt, als sie zur Ausrichtung ihres Auftrags zu wissen brauchten. Für Carlo

aber war dies genug, um den wahren Zusammenhang der Sache zu errathen; nur wollte er sich erst mehr Bestätigung seines Argwohns verschaffen, ehe er ihn Montoni zu entdecken wagte, und stellte sich zu dem Ende mit einem von seinen Kammeraden an die Thüre von Emiliens Zimmer, das auf den Gang stieß. Er brauchte nicht lange vergebens zu warten; sobald er überzeugt war, daß Morano im Zimmer sey, und genug von seinem Gespräch gehört hatte, um seines Planes gewiß zu seyn, rief er Montoni herbei und befreite dadurch Emilien aus den Händen des Grafen.

Montoni erschien den folgenden Morgen wie gewöhnlich, ausser daß er seinen verwundeten Arm in einer Binde trug; er gieng auf die Wälle, sah nach den Leuten, die bei den Ausbessern beschäftigt waren; gab Befehl, noch mehr Arbeiter anzustellen und kam dann wieder ins Schloß, um einige Leute zu sprechen, die eben angekommen und in ein besonderes Zimmer geführt waren, wo er sich beinahe eine Stunde mit ihnen unterhielt. Carlo wurde nun herbei gerufen und erhielt Befehl, die Fremden in Zimmer zu führen, die ehemals von den obern Hausbedienten waren bewohnt worden, und sie mit allen nöthigen Erfrischungen zu versorgen. Nachdem er dies gethan hatte, erhielt er Befehl, wieder zu seinem Herrn zu kommen.

Der Graf blieb indessen in einer Hütte am Walde, litt Körper- und Seelenpein und brütete tiefe Rache | gegen Montoni. Sein Bedienter, den er nach einem Wundarzt in die nächste Stadt, die aber doch ziemlich weit entfernt war, geschickt hatte, kam erst den folgenden Tag zurück. Der Arzt fand die Wunde bedenklich, hieß den Kranken sich ruhig verhalten und blieb in der Hütte, um den Ausgang abzuwarten.

Emilie hatte indessen den Rest dieser unruhigen Nacht in ungestörtem Schlummer zugebracht; und als ihre Seele aus der Betäubung des Schlafs erwachte und sie sich erinnerte, daß sie nunmehr von des Grafen Morano Verfolgung befreit war, fühlte sie sich von einem Theil der schrecklichen Last, die so lange auf ihr gelegen hatte, entbunden, und fühlte nur noch eine Besorgnis wegen der Absichten, die vielleicht Montoni mit ihr haben könnte, und wovon

der Graf ihr bereits einige beunruhigende Winke gegeben hatte. Doch faßte sie den Entschluß, sich nicht mit Sorgen für die Zukunft zu ängstigen; sie suchte ihre Zeichengeräthschaften hervor und setzte sich in ein Fenster, um von der Gegend aussen einige Züge zu einer Landschaft auszuwählen.

Indem sie sich damit beschäftigte, sah sie unten auf dem Walle, die Leute gehn, die kürzlich im Schlosse angekommen waren. Der Anblick von Fremden überraschte sie, und vorzüglich von Fremden wie diese. Sie hatten etwas besonderes in ihrer Kleidung, und eine gewisse Kühnheit in ihrem Wesen, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihre Figur schien so ganz zu dem Wilden der sie umgebenden Gegenstände zu passen, daß sie auf den Einfall gerieth, sie als Banditen in der Bergaussicht, die sie entworfen hatte, zu zeichnen; nachdem sie mit ihrer Arbeit fertig war, erstaunte sie selbst über den Geist, der in dem Gemählde herrschte; allein sie hatte die Natur kopiert.

Montoni befragte den alten Carlo, auf welche Art Morano in der vergangnen Nacht die Schlüssel zum Schlosse erhalten hätte, allein obgleich dieser Alte seinem Herrn zu treu war, um ihm Unrecht geschehn zu lassen, wollte er doch seinen Mitbedienten nicht verathen; er gab vor, daß er nichts davon wisse, und Montonis Verdacht fiel nun natürlich auf den Thürsteher, den er sogleich rufen ließ.

Bamardine, so hieß er, läugnete die Anklage mit einem so festen, unerschrocknen Gesicht, daß Montoni ihn kaum für schuldig halten konnte, so schwer es ihm auch wieder von der andern Seite ward, ihn für unschuldig zu halten. Er mußte ihn endlich fortgehn lassen, ohne zu entdecken, daß er wirklich der Verbrecher war.

Montoni gieng nunmehr in seiner Frau Zimmer, wohin Emilie ihm bald darauf folgte: da sie aber beide in heftigem Streite antraf, wollte sie das Zimmer sogleich wieder verlassen, als ihre Tante sie zurück rief und ihr zu bleiben befahl.

»Sie sollen Zeugin meines Widerstandes seyn«, sagte sie; »wiederholen Sie jetzt den Befehl, Signor, dem zu gehorchen ich mich so oft geweigert habe.«

| Montoni wandte sich mit finstern Gesicht zu Emilien, und hieß sie das Zimmer verlassen, während seine Frau darauf bestand, daß sie bleiben sollte. Emilie wollte sich gerne von dieser Scene des Streits entfernen und wünschte doch eben so sehr, ihrer Tante gefällig zu seyn; allein sie verzweifelte, Montoni zu versöhnen, aus dessen Augen der furchtbare Sturm in seinem Innern schrecklich flammte.

»Gehn Sie aus dem Zimmer«, sagte er mit donnernder Stimme. Emilie gehorchte, und dachte indem sie den Wall herunter gieng, den die Fremden jetzt verlassen hatten, über die unglückliche Heirath von ihres Vaters Schwester, und über ihre eigne traurige Lage nach, worin die lächerliche Unbesonnenheit derjenigen, die sie immer zu ehren und zu lieben gewünscht hätte, sie gestürzt hatte. Madame Montonis Betragen hatte in der That Emilien beides unmöglich gemacht, doch wurde ihr sanftes Herz von ihrem Kummer gerührt, und sie vergaß über dem rege gemachten Mitleid die schwächliche Behandlung, die sie von ihr erlitten hatte.

An der Thüre des Saals kam ihr Annette entgegen, die sich vorsichtig umsah, und dann auf sie zukam.

»Liebes Fräulein, ich habe mich im ganzen Schlosse nach Ihnen umgesehn«, sagte sie. »Wenn Sie hieher kommen wollen, so werde ich Ihnen ein Gemählde zeigen.«

| »Ein Gemählde«, rief Emilie schauernd.

»Ja, Fräulein, ein Gemählde von der vorigen Besitzerin dieses Schlosses. Der alte Carlo sagte mir eben, daß sie es wäre, und ich glaubte, Sie würden vielleicht neugierig seyn, es zu sehn. Mit meiner Frau, wissen Sie wohl, läßt sich über solche Dinge nicht sprechen.«

»Und mit jemand«, sagte Emilie lächelnd, »mußtest du doch darüber sprechen.«

»Freilich wohl Fräulein, was sollte man auch an einem solchen Orte als dieser ist, anfangen, wenn man nicht sprechen dürfte? Wenn ich auch in einem Gefängnis wäre und dürfte nur reden, so würde es mir ein Trost seyn, ja, ich würde reden, wenn es auch nur

mit den Wänden wäre. Aber kommen Sie Fräulein, wir verlieren Zeit, lassen Sie mich Ihnen das Gemälde zeigen.«

»Ist es hinter einem Vorhange« sagte Emilie nach einer Pause.

»Bestes Fräulein«, sagte Annette, und heftete ihre Augen starr auf Emilien; »warum werden Sie so blaß? befinden Sie sich nicht wohl?«

»Nicht doch, Annette, ich befinde mich recht wohl, aber ich habe kein Verlangen, das Gemälde zu sehn, geh wieder in den Saal.«

| »Wie Fräulein, Sie wollen die Dame dieses Schlosses nicht sehn? die Dame nicht, die auf so sonderbare Art verschwunden ist? Wahrhaftig, ich würde bis zu jenem weitesten Berge gelaufen seyn, um ein solches Gemälde zu sehn; und die Wahrheit zu sagen, diese sonderbare Geschichte ist das einzige, was mir in diesem alten Schlosse merkwürdig ist, wiewohl mich ein Schauer überläuft, so oft ich daran denke. Aber kommen Sie, lassen Sie uns das Gemälde sehn.«

»Weißt du gewiß, daß es ein Gemälde ist«, sagte Emilie. »Hast du es gesehen? — Ist es hinter einem Vorhange verborgen?«

»Heilige Jungfrau Maria, nicht doch, ja, nicht doch! Ich weiß gewiß, das es ein Gemälde ist; ich habe es gesehen, und es ist hinter keinem Vorhange.«

Der Ton und Blick der Verwunderung, womit sie dies sagte, rief Emilien zur Besinnung zurück; sie verbarg ihre Bewegung unter einem Lächeln, und hieß Annetten, sie zu dem Gemälde zu führen. Es hieng in einem finstern Zimmer, das an den Theil des Schlosses stieß, der den Bedienten angewiesen war. Noch verschiedene andre Gemälde, so wie dieses, mit Staub und Spinnweben bedeckt hiengen an der Wand.

»Das ist es, Fräulein«, sagte Annette leise, und zeigte darauf hin. Emilie trat näher, und betrachtete das Gemälde. Es stellte ein Frauenzimmer in der Blüte der Jugend und Schönheit vor; ihre Züge waren schön | und edel, voll starken Ausdrucks, hatten aber nichts von dem holden einnehmenden, was Emilie erwartet hatte, und noch weniger von der sanften Milde, die sie liebte. Es war ein

Gesicht, das mehr die Sprache der Leidenschaft als der Empfindung, den stolzen Ueberdruß des Unglücks, aber nicht die stille Schwermuth eines gekränkten Geistes verrieth.

»Wie viel Jahre sind es schon, seit die Dame verschwunden ist, Annette?«, sagte Emilie.

»Zwanzig Jahre, Fräulein, oder doch ohngefähr so lange wie man sagt: es soll schon eine geraume Zeit seyn.« Emilie staunte das Gemälde unverwandt an.

»Ich denke«, erwiderte Annette, »der Signor würde gut thun, es an einem bessern Orte, als in diesem alten Zimmer aufzuhängen. Nein bei meiner Ehre; er sollte das Gemälde einer Dame, die ihm alle diese Reichthümer verschafte, im schönsten Zimmer des Schlosses aufhängen. Allein er mag wohl seine guten Ursachen zu dem haben, was er thut, einige Leute sagen, daß er sowohl seinen Reichthum, als seine Dankbarkeit verloren hat. Aber still, Fräulein, kein Wort davon«, sagte Annette, und legte den Finger auf die Lippen. Emilie war zu sehr in Gedanken vertieft, um zu hören, was sie sagte.

»Es ist gewiß eine schöne Dame«, fuhr Annette fort, »der Signor brauchte sich nicht zu schämen, sie in das große Zimmer zu bringen, wo das verschleierte Gemälde hängt.« Emilie drehte sich um. »Allein was das betrifft, so würde man sie dort eben so wenig sehn, als hier, denn die Thüre ist immer verschlossen.«

»Laß uns aus dem Zimmer gehn«, sagte Emilie, »und laß dich noch einmal warnen, in deinen Gesprächen vorsichtig zu seyn, und dir nie merken zu lassen, daß du etwas von dem Gemälde weißt.«

»Heilige Mutter«, rief Annette, »es ist ja kein Geheimnis: alle Bedienten haben es schon gesehn.«

Emilie fuhr zusammen. »Wie — sie haben es gesehn — wann? Wo?«

»Liebstes Fräulein, das ist ja wohl nicht zu verwundern; wir hatten alle ein wenig mehr Neugierde als Sie?«

»Ich verstand, daß die Thüre verschlossen gehalten würde«, sagte Emilie.

»Wenn das wäre, Fräulein«, sagte Annette, indem sie sich umsah, »nie hätten wir dann herein kommen können.«

»O du meinst dies Gemählde«, sagte Emilie wieder beruhigt. »Gut Annette, hier ist nun nichts weiter, was meine Aufmerksamkeit verdiente. Laß uns gehn.«

Als Emilie sich nach ihrem Zimmer begab, hörte sie laut im Saale reden.

| »Wir glauben nur, was wir wissen«, sagte Verezzi, »und wir wissen nichts von dem, was Morano behauptet.« Montoni schien sich wieder zu erholen: »Ich bin hitzig in dem was meine Ehre betrifft, keiner soll sie ungestraft in Zweifel ziehn; allein ich weiß nun, daß dies auch nicht Ihre Absicht war. Diese thörigten Worte sind nicht werth, daß Sie sich ihrer erinnern, oder daß ich sie ahnde. Verezzi, auf das Glück Ihres ersten Unternehmens.«

»Glück Ihrem ersten Unternehmen!« wiederhallte die ganze Gesellschaft.

»Edler Signor«, erwiederte Verezzi, der sich freute, Montonis Ahndung entgangen zu seyn, »wenn es nach meinem Willen geht, so sollen Sie Ihre Mauern von Gold bauen.«

»Laßt den Becher rings umgehn«, rief Montoni.

»Wir wollen eins auf das Wohl des Fräuleins St. Aubert trinken«, sagte Cavigni.

»Mit Erlaubnis, zuvor eins auf das Wohl der Dame des Schlosses«, sagte Bertolini. —

Montoni schwieg —

»Der Dame des Schlosses« — sagten seine Gäste; er verneigte sich mit dem Kopfe.

»Es wundert mich sehr, Signor«, sagte Bertolini, »daß Sie dies Schloß so lange vernachlässigt haben; es ist ein edles Gebäude.«

| »Es ist für unsere Absichten sehr bequem«, erwiederte Montoni, »und ist ein edles Gebäude. Wie es scheint, wissen Sie nicht, durch was für einen besondern Zufall es an mich gekommen ist?«

»Es war ein glücklicher Zufall, was es auch gewesen seyn mag,

Signor«, erwiderte Bertolini lächelnd: »ich wünschte nur, daß mich ein ähnliches betreffen möchte.«

Montoni sah ihn ernsthaft an. »Wenn Sie mir aufmerksam zuhören wollen«, sagte er, »so sollen Sie die Geschichte hören.«

Bertolini und Verezzis Gesicht verrieth mehr als Neugierde; Cavigni, der keine zu fühlen schien, hatte wahrscheinlich die Geschichte schon gehört.

»Es sind nun beinahe zwanzig Jahre, daß dies Schloß mir zugefallen ist«, sagte Montoni. »Ich erbe es von weiblicher Seite. Meine Vorgängerin war nur weitläufig mit mir verwandt; ich bin der letzte von ihrer Familie: sie war schön und reich; ich warb um sie, allein sie hieng an einem andern und verwarf mich, wahrscheinlich aber hat derjenige, dem sie ihre Liebe geschenkt hatte, wer er auch gewesen seyn mag, sie ebenfalls ausgeschlagen: denn eine tiefe und bleibende Schwermuth bemeisterte sich ihrer, und ich habe Ursache zu glauben, daß sie selbst ihrem Leben ein Ende gemacht hat. Ich befand mich damals nicht im Schlosse; allein die Umstände ihres Todes waren so sonderbar und dunkel, daß ich sie erzählen werde.«

| »Erzählen sie!« sagte eine Stimme.

Montoni schwieg; die Gäste sahen einander an, um zu wissen, wer spräche, allein sie merkten, daß jeder das nämliche fragte. Montoni faßte sich endlich. »Wir werden behorcht«, sagte er: »laßt uns ein anderesmal weiter davon sprechen. Laßt den Becher umgehn.«

Die Ritter sahen sich rings im großen Zimmer um.

»Hier ist niemand, als wir«, sagte Verezzi, »fahren Sie doch fort.«

»Haben Sie etwas gehört?«, sagte Montoni.

»Allerdings«, sagte Bertolini.

»Es kann wohl nur Einbildung gewesen seyn«, sagte Verezzi, und sah sich rings umher. »Wir sehen niemand ausser uns, und der Ton schien mir doch aus dem Zimmer zu kommen. Ich bitte Signor, fahren Sie fort.«

Montoni schwieg einen Augenblick und fuhr dann leise fort, während die Ritter näher kamen, um ihn zuzuhören.

»Sie müssen wissen, Signors, daß die Dame Laurentini schon einige Monathe vorher Spuren von Tiefsinn, ja von zerrütteter Einbildungskraft, verrathen hatte. Ihre Stimmung war sehr ungleich; oft versank sie in ruhige Melancholie, und dann wieder verrieth sie alle Zeichen von Wahnsinn. Eines Abends im | Monath October, nachdem sie von einem dieser Anfälle sich erholt hatte, und wieder in ihre gewöhnliche Melancholie zurückgefallen war, zog sie sich allein in ihr Zimmer zurück, und befahl, daß niemand sie stöhren sollte. Es war das Zimmer am Ende des Corridors, wo wir vergangne Nacht das Gefecht hatten. — Seit dieser Stunde hat man sie nicht mehr gesehn.«

»Wie? nicht mehr gesehn?« sagte Bertolini; »hat man nicht ihren Leichnam im Zimmer gefunden?«

»Hat man nie ihre Ueberreste gefunden?«, rief die ganze Gesellschaft mit einmüthiger Stimme

»Niemals«, erwiderte Montoni.

»Aus was für Ursachen glaubte man denn, daß sie sich selbst umgebracht hätte?«, sagte Bertolini.

»Ja, das möchte ich auch wissen«, sagte Verezzi: »wie kam es, daß man ihre Ueberreste niemals gefunden hat? Wenn sie sich auch selbst tödtete, so konnte sie sich doch nicht selbst begraben.« Montoni warf einen unwilligen Blick auf Verezzi, der eine Entschuldigung anfieng. »Verzeihn Sie, Signor«, sagte er, »ich bedachte nicht, daß die Dame mit Ihnen verwandt war, als ich so leicht von ihr sprach.«

Montoni ließ sich die Entschuldigung gefallen.

»Allein der Signor wird uns verbinden, wenn er uns sagt, aus welchen Gründen er glaubt, daß die Dame einen Selbstmord begangen hätte.«

| »Darüber werde ich mich nachher erklären«, sagte Montoni; »jetzt lassen Sie mich Ihnen einen sehr sonderbaren Umstand erzählen. Aber hören Sie wohl zu, meine Herren!«

»Höret!« sagte eine Stimme.

Sie schwiegen alle aufs neue, und Montonis Gesicht veränderte sich. »Dies ist keine Einbildung«, sagte Cavigni, der endlich das

tiefe Stillschweigen unterbrach. »Nein wahrhaftig nicht! Ich hörte es jetzt eben mit meinen eignen Ohren; und doch ist niemand im Zimmer als wir.«

»Das ist doch sehr sonderbar«, sagte Montoni, indem er plötzlich aufstand. »Hier wird ein Betrug, irgend ein böser Streich gespielt. Ich will wissen, was das bedeutet.«

Die ganze Gesellschaft stand betroffen von ihren Stühlen auf.

»Es ist sehr sonderbar«, sagte Bertolini. »Gewiß ist doch kein Fremder hier im Zimmer. Wenn es ein Schalksstreich ist Signor, so wollen wir den Urheber schwer bestrafen.«

»Ein Schalksstreich! was könnte es sonst seyn«, sagte Carigni, indem er sich zum Lachen zwang.

Die Bedienten wurden herein gerufen und das Zimmer durchsucht, aber niemand gefunden. Die Gesellschaft wurde immer verlegener. Montoni gerieth | ausser Fassung. »Wir wollen das Zimmer verlassen, und nicht weiter von der Sache reden! sie ist zu ernsthaft.«

Seine Gäste waren eben so bereit als er, das Zimmer zu verlassen; allein das Gespräch hatte ihre Neugierde rege gemacht, und sie baten Montoni in ein anderes Zimmer mit ihnen zu gehen und es zu beendigen: allein kein Bitten konnte ihn dahin bringen. So sehr er sich auch bemühte, ruhig zu scheinen, war er doch sichtlich in großer Bewegung.

»Nun Signor, Sie sind doch nicht abergläubig«, rief Verezzi spöttisch; »Sie, der so oft über die Leichtgläubigkeit anderer gelacht hat.«

»Ich bin nicht abergläubisch«, erwiderte Montoni und sah ihn mit finstern Unwillen an, »wiewohl ich die Gemeinplätze verachte, womit man so oft gegen den Aberglauben zu Felde zieht. Ich werde die Sache weiter zu ergründen suchen.« Er verließ darauf das Zimmer, und seine Gäste begaben sich jeder in das seinige.

Achtes Kapitel

Wir kehren nun zu Valancourt zurück, der, wie wir uns noch erinnern werden, nach Emiliens Abreise rastlos und unglücklich zu Thoulouse zurück blieb. Mit jedem anbrechenden Morgen nahm er sich vor, von da abzureisen, und doch kehrte ein Tag nach dem andern zurück, und immer verweilte er noch in der Gegend seiner verschwundnen Glückseligkeit. Er konnte sich nicht sogleich von der Stelle losreißen, wo er so oft mit Emilien gesprochen hatte; von den Gegenständen, die sie so oft zusammen gesehn hatten, und die ihm Denkmähler ihrer Liebe sowohl, als Unterpfänder ihrer Treue zu seyn schienen, und der Schmerz, von den Gegenden Abschied zu nehmen, die ihr Bild so lebhaft in ihm erweckten, war nicht viel geringer, als der Schmerz, den er beim Abschiede von ihr selbst empfunden hatte. Oft hatte er sich von einem Bedienten, dem die Aufsicht über Madame Montonis Schloß aufgetragen war, die Erlaubniß erkaufte, den Garten zu besuchen, und hier irrte er zu ganzen Stunden, in eine nicht unangenehme Schwermuth vertieft, umher. Die Terrasse, und der Pavillon am Ende desselben, wo er am Abend vor Emiliens Abreise von Thoulouse, Abschied von ihr genommen hatte, waren sein liebster Aufenthalt. Wenn er hier gieng oder sich zum Fenster heraus lehnte, suchte er sich an alles, was sie an dem Abend gesagt hatte, zu erinnern; die Töne ihrer Stimme sich zurückzurufen die noch in seinem Gedächtniß lebten, und sich ganz den Abdruck ihres Gesichts zu mahlen, das oft wie eine schöne Erscheinung plötzlich vor seine Phantasie trat: dieses reizende Gesicht, das, wie durch augenblickliche Magie, alle Zärtlichkeit seines Herzens erweckte, und ihm mit unwiderstehlicher Beredsamkeit zu sagen schien, daß er sie — auf immer verloren hätte. In solchen Augenblicken würden seine schnellen Schritte jedem Zuschauer die Verzweiflung seines Herzens verrathen haben. Er fürchtete alles von Montonis Character und konnte sich nicht zufrieden geben, daß er Emilien nicht dringender von dieser Reise abgehalten hatte. Jeder Nachtheil, der aus ihrer Reise hätte

entstehn können, schien so unbedeutend gegen die Gefahr, die ihrer Liebe drohte, oder selbst gegen den Schmerz der Abwesenheit, daß er sich wunderte, wie er hatte aufhören können, in sie zu dringen; und gewiß würde er ihr noch jetzt nach Italien gefolgt seyn, wenn er sich auf eine so lange Zeit von seinem Regimente hätte entfernen dürfen. In der That erinnerte dieses ihn auch bald, daß er noch andere Pflichten, als die der Liebe zu erfüllen hätte.

Kurz nach seiner Ankunft in seines Bruders Hause erhielt er eine Auffoderung, zu seinem Regiment zu kommen, und verfügte sich mit demselben nach Paris, | wo er neue und lebhaftere Scenen um sich sah, wovon er bisher nur einen schwachen Begriff gehabt hatte. Allein die Freude ekelte ihn an; die Gesellschaft ermüdete seine kranke Seele, und er wurde ein Gegenstand des Spottes für seine Gefährten, von denen er sich so oft als möglich losmachte, um an Emilien zu denken. Doch erregten wenigstens die Gegenstände um ihn her und die Gesellschaft, unter die er sich mischen mußte, seine Aufmerksamkeit, wenn sie auch seine Phantasie nicht beschäftigen konnten, und schwächten nach und nach die Gewohnheit sich Klagen zu überlassen, bis es ihm weniger eine Pflicht der Liebe schien, ihnen nachzuhängen. Unter seinen Mitoffizieren befanden sich verschiedene, die mit der gewöhnlichen französischen Munterkeit einige von den blendenden Eigenschaften vereinigten, die nur zu oft einen Schleier über die Thorheit werfen, und oft sogar die Züge des Lasters in Lächeln verkleiden. Für diese Leute war Valancourts zurückhaltendes, nachdenkendes Wesen eine Art von stummen Vorwurf, über den sie ihn verspotteten, so oft er gegenwärtig war, und hinter seinem Rücken Anschläge gegen ihn machten. Sie frohlockten bei dem Gedanken, ihn zu ihrem eignen Maßstabe herunter zu bringen und machten sich ein wahres Fest daraus, diesen Vorsatz auszuführen.

Valancourt ahndete nichts von diesem Anschlage, gegen den er auf keine Weise auf seiner Huth war. Er war nie gewohnt gewesen, Spott zu ertragen, und lehnte sich dagegen auf — dieses zog ihm nur noch ein lauterer Verlach zu. Um ähnlichen Auftritten zu |

entgehn, floh er in die Einsamkeit, wo ihn Emiliens Bild verfolgte und die Qual der Liebe und Verzweiflung neu aufregte. Er suchte nunmehr die geschmackvollen Stunden wieder hervor, welche die Freude seiner frühern Jahre gemacht hatten, allein seine Seele hatte die Ruhe verloren, die zum Genuß derselben erfordert wird. Um sich selbst und die Angst und Schmerzen zu vergessen, welche der Gedanke an sie hervorrief, verließ er seine Einsamkeit und stürzte sich wieder unter die Menge, um nur die Zeit zu tödten und sich die Erheiterung eines Augenblicks zu verschaffen.

So verstrich Woche auf Woche; die Zeit milderte allmählig seinen Kummer, und Gewohnheit verstärkte seinen Hang nach Zerstreung, bis die Gegenstände um ihn her eine neue Gestalt annahmen, und Valancourt, wie aus den Wolken herab, unter sie gefallen zu seyn schien.

Seine Gestalt und Betragen machten ihn allenthalben willkommen, und er sah sich bald in den besten und lebhaftesten Cirkeln von Paris aufgenommen. Unter diese gehörten die Gesellschaften der Gräfin Lacleur, einer Frau von ausnehmender Schönheit und einnehmendem Wesen. Sie hatte den Frühling der Jugend zurückgelegt, allein ihr Witz verlängerte die Dauer desselben, und erhöhte die Wirkung ihrer Reitze. Diejenigen, die ihre Liebenswürdigkeit gefesselt hatte, sprachen mit Begeisterung von ihren Talenten und andre, die ihre glänzende Einbildungskraft bewunderten, erklärten, daß ihre persönlichen Reitze ihres Gleichen nicht hätten. Allein ihre Einbildungskraft war bloß spielend, und ihr Witz — wenn man es anders so nennen konnte, mehr schimmernd als richtig: er blendete und man merkte auf den ersten Anblick nicht, wie falsch er war, denn der Ton, womit sie sprach, das Lächeln, womit sie ihre Einfälle begleitete, wirkten wie ein Talisman auf das Urtheil der Zuhörer. Ihre petits soupers waren die geschmackvollsten in Paris und wurden von vielen Gelehrten der zweiten Klasse besucht. Sie war eine warme Verehrerin der Musik, spielte selbst sehr gut und gab oft Concerte in ihrem Hause. Valancourt, der die Musik leidenschaftlich liebte, und zu Zeiten diesen Concerten beiwohnte, bewunderte ihre

Fertigkeit, erinnerte sich aber oft mit einem Seufzer an die beredete Einfalt von Emiliens Gesang, an ihren natürlichen Ausdruck, der nicht erst auf die Billigung des Urtheils zu warten brauchte, sondern auf einmal seinen Weg zum Herzen fand.

Die Frau Gräfin gab oft hohes Spiel in ihrem Hause, das sie zu misbilligen sich stellte, aber insgeheim aufmunterte; es war unter ihren Freunden bekannt genug, daß sie den Glanz ihres Hauses größtentheils von dem Ertrag ihrer Spieltische unterhielt. Allein ihre petits soupers waren auch die angenehmsten, die man sich denken konnte! Alle Delikatessen aus allen vier Welttheilen, aller Witz und alle leichten Werke des Genies, aller Zauber des Gesprächs — das Lächeln der Schönheit, die Reitze der Musik waren hier ver|samlet und Valancourt brachte seine angenehmsten sowohl als seine gefährlichsten Stunden in dieser Gesellschaft hin.

Sein Bruder, der bei seiner Familie in Gasconien blieb, hatte sich begnügt, ihm Empfehlungsbriefe an seine Verwandten zu Paris zu geben. Sie waren alle Leute von Stande, und da weder die Person, noch die Sitten und Eigenschaften Valancourt des jüngern ihnen Schande machen konnten, so nahmen sie ihn mit so viel Güte auf, als ihr durch ununterbrochnen Wohlstand verhärtetes Herz ihnen zuließ, nur erstreckte sich ihre Aufmerksamkeit nicht bis zu wirklichen Freundschaftsdiensten, denn sie waren mit ihrem eignen Interesse zu sehr beschäftigt, um Antheil an dem seinigen zu nehmen, und er sah sich in der Blüte der Jugend, mit einem offenen, arglosen Gemüth und heißen Leidenschaften in der Mitte von Paris ohne einen Freund, der ihn vor den Gefahren, die ihm drohten, warnen konnte. Emilie, die, wenn sie gegenwärtig gewesen wäre, ihn vor diesen Uebeln gerettet, sein Herz beschäftigt, und ihn zu würdigern Zwecken ermuntert haben würde, vermehrte jetzt nur seine Gefahr — um den Schmerz los zu werden, den die Erinnerung an sie ihm verursachte, suchte er zuerst Zerstreung, und verfolgte sie, bis Gewohnheit sie ihm zum Bedürfniß machte.

Auch gab es eine Marquise Champfort, eine junge Witwe, in deren Hause er einen großen Theil seiner | Zeit zubrachte. Sie

war schön, noch mehr schlau als schön, lebhaft und intrigant. Die Gesellschaft, welche sie um sich versammelte, war weniger elegant und mehr versunken als die der Gräfin Lacleur; da sie aber Gewandtheit genug besaß, einen Schleier, so dünn er auch war, über die schlimmsten Seiten ihres Characters zu werfen, so wurde sie noch immer von manchen sogenannten Standespersonen besucht. Valancourt wurde von zweien seiner Kammeraden, deren vorige Spöttereier er so ganz vergessen hatte, daß er jetzt zuweilen mit ihnen gemeinschaftlich über seine vorigen Sitten lachen konnte, in ihrem Hause eingeführt.

Die Lebhaftigkeit des glänzendsten Hofes in Europa, die Pracht der Palläste, Feste und Equipagen, die ihn umringten — alles vereinte sich, seine Einbildungskraft zu blenden, und seinen Lebensgeistern wieder einen neuen Schwung zu geben, während das Beispiel und die Grundsätze seiner Kammeraden die seinigen verderbten. Zwar lebte Emiliens Bild noch in seiner Seele, aber es war nicht mehr der Freund, der Rathgeber, der ihn vor sich selbst rettete, und zu dem er sich zurückzog, um schwermüthig süße Thränen der Zärtlichkeit zu weinen. Wenn er sich zu ihm flüchtete, so nahm es den Ausdruck eines sanften Vorwurfs an, der seine Seele zerriß und ihm Thränen unvermischten Schmerzes ablockte; seine einzige Rettung war, den Gegenstand desselben zu vergessen, und er gab sich Mühe, so selten als möglich an Emilien zu denken.

| In so gefährlicher Lage befand sich Valancourt zu eben der Zeit, wo Emilie zu Venedig von des Grafen Morano Verfolgung und Montonis ungerechter Herrschaft litt, eine Periode, in welcher wir ihn verlassen.

| **Neuntes Kapitel**

Wir verlassen die fröhlichen Scenen von Paris, und kehren zu denen in den finstern Appeninen zurück, wo Emiliens Gedanken noch immer treu an Valancourt hiengen. Sie sah ihn als ihre einzige

Hofnung an, und erinnerte sich mit der pünktlichsten Genauigkeit an alle Versicherungen, an alle Beweise, die er ihr von seiner Liebe gegeben hatte; sie las immer wieder und wieder die Briefe, die sie von ihm erhalten hatte; wog mit innerer Angst die Stärke jedes Wortes, das von seiner Liebe zeugte und trocknete ihre Thränen im Vertrauen auf seine Wahrhaftigkeit.

Montoni hatte indessen strenge Erkundigung wegen des sonderbaren Vorfalls eingezogen, und wußte ihn am Ende nicht anders zu erklären, als daß es ein übler Streich seyn müßte, den einer von seinen Bedienten ihm gespielt habe. Seine Zwistigkeiten mit Madame Montoni wegen ihres Vermögens wurden nun häufiger als je; er sperrte sie ganz und gar in ihr Zimmer ein, und machte sich kein Bedenken ihr mit noch härterer Behandlung zu drohn, wenn sie auf ihrer Weigerung beharrte.

| Wenn sie die Vernunft zu Rathe gezogen hätte, so würde sie in Verlegenheit gewesen seyn, wie sie sich betragen sollte. Sie würde eingesehn haben, wie gefährlich es sey, einen Mann wie Montoni, dessen Händen sie sich so gänzlich hingegeben hatte, durch fernern Widerstand zu reitzen, so wie sie auf der andern Seite gefühlt haben mußte, wie äusserst wichtig es für ihr künftiges Wohl sey, die Besitzungen für sich zu behalten, die sie in Stand setzen konnten, unabhängig von Montoni zu leben, wenn sie sich je seiner unmittelbaren Herrschaft entziehn könnte. Allein sie wurde von einem mächtigern Führer, von dem Geiste der Rache regiert, der sie antrieb, Gewalt der Gewalt, und Hartnäckigkeit der Hartnäckigkeit entgegen zu setzen.

Gänzlich auf die Einsamkeit ihres Zimmers eingeschränkt, sah sie sich nunmehr genöthigt, um die Gesellschaft zu bitten, die sie bisher verschmäht hatte: denn Emilie war ausser Annetten die einzige Person, mit der sie Umgang haben durfte.

Großmüthig besorgt für ihre Ruhe suchte Emilie sie zu überreden, wo sie nicht überzeugen konnte, und gab sich Mühe, sie durch alle sanften Mittel von den harten Antworten zurückzuhalten, wodurch sie Montoni so sehr erbittert hatte. Der Stolz ihrer

Tante wich zuweilen Emiliens sanfter Stimme, und es gab sogar Augenblicke, wo sie ihre zärtliche Aufmerksamkeit mit gutem Willen annahm.

| Die schrecklichen Auftritte des Streits, die Emilie oft mit ansehen mußte, griffen sie heftiger an, als alles, was sich seit ihrer Abreise von Thoulouse mit ihr zugetragen hatte. Die Sanftmuth und Güte ihrer Eltern, mit den Scenen ihrer frühern Glückseligkeit zusammengenommen, drang oft an ihre Seele gleich den Erscheinungen einer höhern Welt, während die Charactere und Begebenheiten, die jetzt unter ihren Augen vorgiengen, sie sowohl in Schrecken als Verwunderung setzten. Sie hatte bisher keine Ahndung davon gehabt, daß so wilde und verschiedenartige Leidenschaften, als Montoni sehn ließ, in einem Individuum vereinigt seyn könnten: was sie aber noch mehr verwunderte, war, daß er bei wichtigen Gelegenheiten diese Leidenschaften, so ungestümm sie auch waren, so wie es sein Interesse foderte, bändigen, und sogar auf seinem Gesicht ihre Wirkung auf seine Seele verbergen konnte: allein sie hatte ihn zu oft gesehn, wenn er es für unnöthig hielt, sich zu verstellen, um sich bei solchen Gelegenheiten hintergehn zu lassen.

Ihr gegenwärtiges Leben glich dem Traum einer gestörten Einbildungskraft oder einer der schrecklichen Dichtungen, woran das wilde Genie der Dichter sich oft ergötzt. Erinnerung des Vergangnen brachte ihr nur Schmerzen und der Blick in die Zukunft nur Schrecken. Wie oft wünschte sie sich auf der Lerche Flügel zu schleichen und mit dem schnellsten Lüftchen fortzueilen, um ihr geliebtes Languedoc und Ruhe noch einmal wieder zu finden.

| Sie erkundigte sich oft nach des Grafen Morano Befinden; allein Annette hörte nur unbestimmte Gerüchte von seiner Gefahr, und daß sein Wundarzt gesagt hätte, er würde die Hütte nicht lebendig verlassen. Emilie konnte nicht ohne Ensetzen daran denken, daß sie vielleicht die unschuldige Ursache seines Todes wäre, und Annette die ihre Bewegung bemerkte, unterließ nicht sie auf ihre eigne Art zu deuten.

Als Emilie gegen Abend einige traurige Stunden mit Madame Montoni zugebracht hatte, und eben im Begriff war, sich niederzulegen, wurde sie durch ein seltsames, lautes Klopfen an ihrer Thüre erschreckt, und bald darauf war es, als ob eine schwere Last dagegen fiel, die sie beinahe aufsprengte. Sie rief laut, wer da wäre, und da sie keine Antwort erhielt, rief sie noch einmal — aber alles blieb todtenstill. Es fiel ihr ein, denn in diesem Augenblick war sie nicht im Stande, über Wahrscheinlichkeiten nachzudenken, daß einige von den kürzlich im Schlosse angekommenen Fremden ihr Zimmer ausfündig gemacht hätten, und in der Absicht, der ihr äusseres Ansehn nicht widersprach, herbei kämen, sie zu entführen, vielleicht auch zu ermorden. In dem Augenblick, wo sie dieses möglich glaubte, trat Schrecken an die Stelle der Ueberzeugung, und eine Art von instinktmäßiger Erinnerung, wie weit sie von den übrigen Hausgenossen entfernt sey, erhöhte es so sehr, daß sie beinahe ihrer Sinnen beraubt wurde. Sie sah nach der Thüre, die zu der Winkeltreppe führte, in der Erwartung sie offen zu sehn, und horchte | mit furchtsamen Stillschweigen auf die Wiederkehr des Geräusches, bis sie auf den Gedanken kam, daß es von dieser Thüre herkommen müsse, und durch die gegen überliegende zu entweichen wünschte. Sie gieng an die Thüre, die auf den Gang führte, und fürchtete sich doch, sie aufzumachen, weil sie besorgte, daß jemand aussen stehen und lauschen könnte. Indem hörte sie neben sich leise Athem holen, und wurde überzeugt, daß jemand an der andern Seite der Thüre, die schon verschlossen war, seyn müsse. Sie suchte nach einem andern Riegel, fand aber keinen.

Während sie noch lauschte, hörte sie deutlich Athem holen, und ihr Schrecken wurde nicht verringert, als sie rings in ihrem weiten, einsamen Zimmer umher sah, und aufs neue an ihre weite Entfernung vom übrigen Hause dachte. Unschlüssig, ob sie nach Hülfe rufen sollte, wunderte sie sich nur, daß alles still blieb, und würde wieder neuen Muth geschöpft haben, wenn sie nicht noch immer ein schwaches Athemholen gehört hätte, woraus sie sah, daß die Person, wer es auch seyn mochte, die Thüre noch nicht verlassen hatte.

Endlich von Angst erschöpft, beschloß sie aus ihrem Fenster laut um Hülfe zu rufen; sie wollte eben darauf zu gehn, als sie jemand die geheime Treppe herauf kommen zu hören glaubte, und nun in der Erwartung, die Thüre öffnen zu sehn, alles andre vergaß, und nach dem Gange zueilte. Hier suchte sie zu entwischen, als sie aber die Thüre aufmachte, wäre sie um ein Haar | über eine Person gestolpert, die aussen quer vor derselben lag. Sie schrie laut und wollte vorüber gehn, allein ihr zitternder Körper weigerte sich, sie zu tragen, und der Augenblick, wo sie sich an die Wand lehnte, ließ ihr Muße, die Gestalt vor ihr zu betrachten und Annetens Züge zu erkennen. Furcht machte nunmehr dem Erstaunen Platz. Umsonst sprach sie mit dem armen Mädchen, das sinnlos auf der Erde lag, und eilte, alles Gefühl ihrer eigenen Schwäche vergessend, ihr zu Hülfe.

Als Annette wieder zu sich selbst kam, half Emilie ihr in das Zimmer, allein sie war noch immer nicht im Stande zu sprechen und sah rings umher, als wenn ihre Augen jemand im Zimmer verfolgten. Emilie suchte ihre gestörten Lebensgeister zu beruhigen und enthielt sich fürs erste, eine Frage an sie zu thun; allein das Vermögen der Sprache blieb bei Anneten niemals lange zurück und sie erklärte in gebrochnen Worten, und auf ihre langweilige Art die Ursache ihres zerstörten Wesens. Sie betheuerte, und mit einer so festen Ueberzeugung, daß Emiliens Ungläubigkeit beinahe schwankte, sie hätte eine Erscheinung gesehn, als sie auf dem Wege nach ihrer Schlafkammer, durch den Gang gekommen sey.

»Ich hatte schon vorher seltsame Dinge von diesem Zimmer gehört«, sagte Annette, »weil es aber so nahe bei dem Ihrigen war, so mochte ich Ihnen nichts erzählen, um Sie nicht zu erschrecken. Die Bedienten | hatten mir oft gesagt, daß es darin spükte, und daß es aus dieser Ursache verschlossen würde; ja was das betrifft, so ist freilich die ganze Reihe von diesen Zimmern hier verschlossen. Ich mußte immer schreien, so oft ich vorbei kam, und ich muß sagen, daß es mir oft vorkam, als hörte ich inwendig seltsame Geräusche. Aber wie ich sage, als ich den Gang hinauf gieng, und mit keiner Silbe an die

Sache dachte, so wenig als an die sonderbare Stimme, die die Herren des Nachts zuvor gehört hatten, kam auf einmal ein großes Licht, und als ich mich umsah, erblickte ich eine lange Figur, — ich sah sie so deutlich Fräulein, als ich Sie jetzt sehe — die — ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie — in das Zimmer schlüpfte, das immer verschlossen ist, und wozu niemand als der Signor den Schlüssel hat, — und die Thüre sogleich hinter sich zuschloß.«

»So war es gewiß der Signor« sagte Emilie.

»O nicht doch Fräulein, er kann es unmöglich gewesen seyn, denn ich verließ ihn in einem heftigen Streit mit meiner Frau in ihrem Zimmer!«

»Du hinterbringst mir seltsame Märchen, Annette«, sagte Emilie; »erst diesen Morgen erschrecktest du mich mit deiner Furcht, ermordet zu werden, und nun willst du mich gar überreden du hättest einen Geist gesehn! Diese wunderbaren Geschichten folgen zu schnell auf einander.«

»Nun Fräulein, ich will nichts weiter sagen, nur würde ich gewiß nicht für todt niedergefallen seyn, wenn | ich nicht ein solches Schrecken gehabt hätte; ich lief was ich konnte, nach der Thüre, aber was das ärgste war, ich konnte kein Wort hervorbringen — und da dachte ich, es müßte doch etwas ganz sonderbares mit mir vorgegangen seyn, und fiel auf der Stelle nieder.«

»War es das Zimmer, wo das Gemälde mit dem schwarzen Schleier hängt?« sagte Emilie. — »O nein Fräulein, es war näher bei diesem hier. Wie soll ich es anfangen, wieder in mein Zimmer zu kommen? Ich möchte um alles in der Welt willen nicht wieder über den Gang gehn.«

Emilie deren Lebensgeister wirklich einen harten Stoß erlitten hatten, und die nicht gerne die Nacht alleine zubringen wollte, sagte ihr, sie möchte nur bei ihr schlafen. »O nicht doch Fräulein«, erwiderte Annette; »nicht um tausend Zechinen möchte ich in diesem Zimmer bleiben.«

Ermüdet und verdrießlich wollte Emilie anfangs über ihre Furcht spotten, ohngeachtet sie selbst davon angesteckt war, und dann

sie durch Gründe davon abzubringen suchen, allein keines von beiden gelang, und das Mädchen blieb durchaus darauf, daß das, was sie gesehn hätte, nichts menschliches gewesen sey. Als Emilie ganz wieder zur Besinnung gekommen war, erinnerte sie sich an die Fußtritte, die sie auf der Winkeltreppe gehört hatte und fand nun einen Grund mehr, durchaus darauf zu bestehn, daß Annette die Nacht bei | ihr zubringen sollte, es gelang ihr endlich mit vieler Mühe, da des Mädchens Furcht, über den Gang zu gehn, dazu kam.

Früh am andern Morgen, als Emilie durch den Saal auf den Wall gieng, hörte sie im Vorhofe Gewühl und Pferdestampfen. So ungewöhnliche Töne erregten ihre Neugierde, und statt auf den Wall zu gehn, trat sie vor ein oberes Fenster, von wo sie unten im Hofe eine große Menge Reuter in sonderbarer, aber einförmiger Kleidung und vollständig, obgleich auf verschiedene Art bewafnet, erblickte. Sie trugen ein kurze Jacke von schwarz und scharlach, und verschiedene hatten einen Mantel von einfachen schwarzen Tuch, der ihre Person ganz bedeckte, und bis auf die Steigbügel herab hieng. Einer von diesen Reitern ließ den Mantel ein wenig zurückfallen und sie sah einen Dolch in seinem Wehrgehänge stecken. Sie bemerkte ferner, daß die meisten, die ohne Mäntel waren, ebenfalls Piken oder Wurfspieße führten. Auf dem Kopfe trugen sie kleine italiänische Mützen, die zum Theil mit schwarzen Federn geschmückt waren. Ob nun diese Mützen dem Gesicht ein stolzes Ansehn gaben, oder ob diese Gesichter es von Natur hatten, genug Emilie glaubte bis dahin noch nie eine solche Zusammenstellung von wilden und schrecklichen Gesichtern gesehn zu haben. Es war ihr, als sey sie von Banditen umgeben, und ein dunkler Gedanke fuhr durch ihre Seele, daß Montoni vielleicht der Anführer dieses Haufens und dies Schloß der Ort ihrer Zusammenkunft sey. Diese | seltsame schreckliche Vermuthung dauerte nur einen Augenblick, obgleich ihre Vernunft keine wahrscheinlichere an die Stelle setzen konnte, und obgleich sie unter dem Haufen die Fremden erkannte, die sie früher einmal mit so vieler Unruhe bemerkt hatte, und die sie jetzt durch die schwarze Feder auszeichneten.

Indem sie noch da stand, kamen Cavigni, Verezzi, und Bertolini aus dem Saale hervor; sie waren wie die andern gekleidet, ausser daß sie Hüte mit einer schwarz und rothen Feder trugen und daß ihre Waffen von den Waffen der übrigen verschieden waren. Emilien fiel der Ausdruck jubelnder Freude auf Verezzis Gesichte auf; Cavigni war fröhlich, doch hieng ein Schatten von Nachdenken auf seinem Gesicht; nie aber war seine hohe, einnehmende Gestalt, die das Majestätische eines Helden zeigte, vortheilhafter erschienen, als jetzt, da er mit dem schönsten Anstande sein Pferd regierte. Emilie glaubte zu bemerken, daß seine Figur einige Ähnlichkeit mit Valancourt hatte; vergebens aber suchte sie in seinem Gesicht den edeln, wohlwollenden Ausdruck, — das Gepräge der Seele, welches aus dem Gesichte ihres Abwesenden leuchtete.

Sie hoffte, ohne selbst zu wissen warum, daß Montoni die Gesellschaft begleiten würde; allein er erschien ungerüstet an der Thüre des Saals. Nachdem er die Ritter aufmerksam betrachtet, ein Weilchen mit ihnen gesprochen und ihnen Lebewohl gesagt hatte, drehte sich der ganze Zug rings im Hofe um und ritt unter Verezzis Anführung unter dem Schutzgatter hin. Montoni folgte ihnen bis ans Thor, und staunte ihnen eine Weile nach. Emilie zog sich vom Fenster zurück, und da sie nunmehr vor aller Beunruhigung sicher seyn konnte, gieng sie auf den Wall heraus, von wo sie bald darauf den ganzen Haufen sich zwischen den Bergen nach Westen hinwinden, bald zwischen den Wäldern erscheinen und bald wieder verschwinden sahe, bis die Entfernung ihre Gestalten verwirrte, ihre Zahl verdichtete, und nur noch eine dunkle Masse sich zwischen den Anhöhen bewegte.

Emilie bemerkte, daß keine Arbeiter auf den Wällen waren, und daß die Ausbesserungen an den Festungswerken fertig zu seyn schienen. Während sie gedankenvoll fortschlenderte, hörte sie ferne Fußtritte, und sah verschiedene Männer, die sicher keine Arbeitsleute waren, sondern aussahen als könnten sie wohl zu der Gesellschaft, die eben davon gezogen war, gehören, unter dem Fenster lauschen. Sie wunderte sich, wo Annette wohl so lange

gesteckt haben möchte, die ihr manche von diesen Umständen hätte erklären können; da sie aber glaubte, daß Madame Montoni nunmehr wahrscheinlich aufgestanden seyn würde, verfügte sie sich in ihr Zimmer, wo sie ihr erzählte, was vorgefallen war: allein Madame Montoni konnte oder wollte ihr keine Erklärung darüber geben. Des Signors Zurückhaltung gegen seine Frau war nichts ungewöhnliches, doch gab es in Emiliens Augen der ganzen Sache ein geheimnißvolles Ansehn, woraus sie schloß, daß seine | Pläne, wo nicht niederträchtig, doch gewiß gefährlich wären.

Annette erschien sogleich und war wie gewöhnlich lauter Unruhe, auf ihrer Herrschaft hastige Frage, was sie bei den Bedienten gehört hätte, antwortete sie:

»Ach gnädige Frau, niemand weiß, was dies alles bedeutet, ausser der alte Carlo; der weiß es mehr als zu gut, aber ich kann wohl sagen, er ist eben so geheimnisvoll als sein Herr. Einige sagen, der Signor wollte ausziehn, um den Feind zurück zu treiben, wie sie es nennen, aber wo ist der Feind? Andre sagen wieder, er wollte ausziehn, um jemandes Schloß wegzunehmen; allein mich däucht, er hat Raum genug in seinem eigenen, ohne daß er anderer Leute ihre wegzunehmen braucht, und es würde mir noch mal so gut darin gefallen, wenn mehr Leute darin wären, um es auszufüllen.«

»Ach diesen Wunsch wirst du, wie ich fürchte, nur zu bald erfüllt sehn«, erwiederte Madame Montoni.

»Nein gnädige Frau. Leute von so übeln Aussehn sind des Habens nicht werth, wenn es noch so hübsche, artige, muntre Bursche wären, als Ludovico, der immer so drollige Geschichten erzählt, die einen Lachen machen. Erst gestern erzählte er mir —«

»O wir brauchen deine Geschichte nicht«, unterbrach sie Madame Montoni.

| »Glauben Sie nur, er sieht weit genug, gewiß weiter als manche andre Leute. Er durchsieht des Signors ganze Absicht ohne daß er ein Wort davon weiß.«

»Was ist das?« sagte Madame Montoni.

»Je nun, er sagt — aber ich habe ihm versprechen müssen, es

nicht wieder zu sagen — und ich möchte ihn um alles in der Welt willen nicht böse machen.«

»Was ist das, was du ihm versprechen mußtest, nicht zu erzählen?« sagte Madame Montoni finster. »Ich will es durchaus wissen, und zwar sogleich. Was hast du ihm versprechen müssen?«

»O Madame«, rief Annette, »ich möchte es um die ganze Welt nicht sagen.«

»Ich bestehe darauf, daß du es ohne weitere Umstände sagst.«

»O beste gnädige Frau, nicht um hundert Zechinen. Sie werden nicht haben wollen, daß ich mich verschwören soll.«

»Ich will keinen Augenblick länger warten«, sagte Madame Montoni. — Annette schwieg.

»Der Signor soll dies sogleich erfahren«, fuhr ihre Gebieterin fort: »er wird dich schon zur Sprache bringen.«

| »O um Gotteswillen, daß nur der Signor nichts erfährt; Ludovico wäre auf ewig unglücklich. Sie sollen alles wissen, gnädige Frau, wenn sie nur dem Signor nichts zu sagen versprechen.«

Madame Montoni versprach es ihr.

»Nun denn Madame, Ludovico sagt, daß der Signor mein Herr ein — das heißt, er denkt nur so, und Gedanken sind ja, wie Sie wissen, gnädige Frau, zollfrei — er denkt, daß der Signor mein Herr ein — ein —«

»Nun heraus damit, was denkt er«, rief Madame Montoni voll Ungeduld. —

»Daß der Signor mein Herr im Begrif steht, ein großer Räuber — daß er im Begrif steht, für seinen eignen Vortheil zu rauben, mit einem Worte, (aber gewiß, er weiß nicht was er sagt) — daß er der Anführer einer Räuberbande werden will.«

»Bist du bei Sinnen?« rief Madame Montoni, »oder ist dies ein angelegter Streich um mich hinters Licht zu führen. Sag mir den Augenblick, was Ludovico wirklich zu dir gesagt hat. Keine Ausflüchte! Auf der Stelle!«

»So Madame, ist das mein ganzer Lohn, das Geheimniß verathen zu haben?«

Ihre Frau fuhr noch fort in sie zu dringen, und Annette zu protestiren, bis Montoni selbst erschien; er | hieß sie aus dem Zimmer gehn und sie zog sich für den Erfolg ihrer Geschichte zitternd zurück. Auch Emilie wollte fortgehen, allein ihre Tante bat sie zu bleiben, und Montoni hatte sie so oft Zeugin ihrer Streitigkeiten seyn lassen, daß er sich kein Bedenken mehr daraus machte.

»Ich verlange durchaus zu wissen, Signor, was dies alles bedeutet«, sagte seine Frau; »wer alle diese bewafneten Männer sind, die, wie ich höre, von hier ausgezogen seyn sollen.«

Montoni antwortete ihr nur mit einem verächtlichen Blick und Emilie flüsterte ihr etwas ins Ohr. »Es ist einerlei«, sagte ihre Tante; »ich will es wissen; so wie ich ebenfalls wissen will, warum dies Schloß befestigt worden ist?«

»Still davon, still«, sagte Montoni: »ich kam in andern Absichten her; ich will nicht länger mit mir spaßen lassen. Ich brauche jetzt nöthig, was ich schon so lange gefodert habe. Diese Güter müssen ohne weitere Einwendung aufgegeben werden, sonst werde ich Mittel finden —«

»Sie sollen nie aufgegeben werden«, unterbrach Madame Montoni — »sie sollen Ihnen nie die Mittel verschaffen, Ihre wilden Absichten auszuführen. Aber worin bestehn diese; ich will es wissen. Erwarten Sie einen Angriff auf das Schloß? Erwarten Sie Feinde? | Soll ich hier eingesperrt werden, um in einer Belagerung den Tod zu finden?«

»Unterzeichnen Sie die Schriften«, sagte Montoni, »so sollen Sie mehr erfahren.«

»Was für ein Feind könnte wohl hieher kommen«, fuhr seine Frau fort. »Sind Sie in die Dienste des Staates getreten. Soll ich hier eingeschlossen werden und umkommen?«

»Das könnte sich wohl zutragen«, sagte Montoni ruhig, »wenn Sie mein Verlangen nicht erfüllen: denn es mag auch kommen, was da will, so sollen Sie das Schloß nicht eher verlassen.« Madame Montoni brach in laute Klagen aus, die sie aber eben so plötzlich wieder verstummen ließ, weil ihr einfiel, daß diese Reden nur

Kunstgriff seyn könnten, um sie zur Einwilligung zu bringen. Sie gab diesen Argwohn zu verstehn, und setzte gleich darauf hinzu, daß seine Absichten nicht so ehrenvoll wären, als dem Staate zu dienen, und daß sie glaubte, er hätte sich nur zu einem Anführer der Banditen aufgeworfen, um sich mit den Feinden Venedigs im Plündern zu vereinigen und das umliegende Land zu verwüsten.

Montoni sah sie mit einem starren, finstern Blicke an; Emilie zitterte, und seine Frau glaubte einmal in ihrem Leben zu viel gesagt zu haben. »Sie sollen noch heute Abend«, sagte er, »nach dem östlichen Thurme gebracht werden: dort werden Sie vielleicht einsehn ler|nen, wie gefährlich es ist, einen Mann zu beleidigen, der unumschränkte Gewalt über Sie hat.«

Emilie fiel ihm zu Füßen, und flehte mit Thränen der Angst für ihre Tante, die vor Furcht und Unwillen bebend, da saß, oft in Verwünschungen ausbrechen wollte, und dann wieder gerne ihre Bitten mit Emiliens Bitten vereinigt hätte. Montoni unterbrach indessen diese Bitten bald durch einen schrecklichen Fluch, und riß sich mit solcher Gewalt von Emilien, die ihn beim Mantel hielt, los, daß sie blutend mit dem Kopfe auf die Erde fiel. Er verließ das Zimmer, ohne daß er sich die Mühe gab, sie aufzuheben; allein ihre Aufmerksamkeit wurde bald von ihr selbst ab auf Madame Montoni gezogen, die ohne in Ohnmacht gefallen zu seyn, unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen blieb. Emilie, die sie tief stöhnen hörte, eilte ihr zu Hülfe, und fand sie mit rollenden Augen und verzucktem Gesicht.

Sie redete sie an, ohne eine Antwort zu erhalten und lief nach Wasser, das sie ihr vor den Mund hielt: allein die zunehmenden Krämpfe zwangen sie bald, Hülfe zu rufen. Indem sie durch den Vorsaal gieng, um Annetten zu suchen; stieß sie auf Montoni, dem sie den Zustand ihrer Tante beschrieb, und ihn beschwor, wieder umzukehren und sie zu trösten: allein er drehte sich stillschweigend mit einem gleichgültigen Blick um, und gieng auf den Wall. Endlich fand sie den alten Carlo und Annetten; mit denen sie ins Zimmer eilte, wo sie Madame Montoni in heftigen Verzuckungen | auf der

Erde liegen fanden. Nachdem sie sie ins nächste Zimmer gebracht und aufs Bett gelegt hatten, mußten sie alle Kräfte anwenden, sie zu halten; Annette zitterte und seufzte, und der alte Carlo sah sie stillschweigend und mitleidig an, ergrif eine von ihren Händen und sagte, indem er sich zu Emilien wandte: »Großer Gott Signora, was soll dies bedeuten?«

Emilie sah ihn ruhig an, wie er seine forschenden Augen auf sie heftete, und Annette schrie laut als sie ihr ins Gesicht blickte: denn Emiliens Wange war voll Blut, das ihr noch immer langsam von der Stirne floß; allein ihre Aufmerksamkeit war so ganz mit dem Auftritt vor ihr beschäftigt, daß sie keinen Schmerz von ihrer Wunde gefühlt hatte. Sie hielt jetzt ein Schnupftuch vors Gesicht und blieb ihrer Schwäche ohngeachtet bei Madame Montoni, deren heftige Krämpfe sich verminderten, bis sie endlich ganz aufhörten und sie in einer Art von dumpfen Betäubung ließen.

»Meine Tante muß ruhig gelassen werden«, sagte Emilie. »Geht guter Carlo, wenn wir eures Beistandes brauchen, will ich euch rufen lassen. Wenn ihr indessen Gelegenheit habt, so sucht euren Herrn zu besänftigen!«

»Ach«, sagte Carlo, »ich habe nur zu viel gesehn! Mein Einfluß bei unserm Herrn ist sehr gering. Aber ich bitte Sie, liebes junges Fräulein, tragen Sie doch Sorge für sich selbst: dies ist eine böse Wunde und Sie sehn schlimm aus.«

| »Ich danke euch lieber Freund, für eure Aufmerksamkeit«, sagte Emilie gütig lächelnd. »Die Wunde hat nichts zu bedeuten, sie kam von einem Falle.«

Carlo schüttelte den Kopf und verließ das Zimmer und Emilie blieb mit Annetten bei ihrer Tante zurück. Sie saßen stillschweigend vor dem Bette, bis Madame Montoni einen tiefen Seufzer ausstieß. Emilie ergrif ihre Hand und redete sie sanft an; allein ihre Tante sah sie starr an und brachte lange Zeit zu, ohne sie zu erkennen. Ihre ersten Worte waren eine Frage an Montoni, worauf Emilie mit der Bitte antwortete, daß sie sich ruhig halten und sich aller traurigen Gedanken entschlagen möchte. Wenn sie etwas an

Montoni zu bestellen hätte, setzte sie hinzu, so wollte sie selbst es ihm hinterbringen. »Nein« antworte ihre Tante mit schwacher Stimme, »ich habe ihm nichts neues zu sagen; besteht er darauf, daß ich aus meinem Zimmer gebracht werden soll?«

Emilie antwortete, er hätte seitdem nichts davon gesprochen, und bemühte sich nun, ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu ziehn; allein ihre Tante schien auf alles was sie sagte, nicht zu achten und in geheimen Gedanken verloren zu seyn. Nachdem Emilie ihr einige Erfrischungen gereicht hatte, überließ sie es Annetten, für sie zu sorgen und gieng um Montoni aufzusuchen, den sie auf dem Walle unter einem Haufen von Leuten fand, die Annette ihr beschrieben hatte. Sie standen rings um ihn her mit wilden, doch unterwürfigen Blicken, während er heftig sprach und auf die Mauern zeigte, ohne Emilien wahrzunehmen, die in einiger Entfernung stehn blieb, um einen günstigen Augenblick abzuwarten. Ihre Aufmerksamkeit fiel unwillkürlich auf einen Mann, der, wilder als seine Gefährten, auf seine Pike gelehnt, da stand, und über die Schultern eines seiner Kammeraden weg, nach Montoni sah, dem er sehr angelegentlich zuhörte. Dieser Mann war wie es schien, von niedrigem Stande; doch schienen seine Blicke nicht so wie die seiner Gefährten, Montonis Obergewalt anzuerkennen, und oft nahm er sogar ein gewisses Ansehn an, welches Montoni durch keinen seiner stolzen Blicke zu unterdrücken im Stande war. Einige wenige Worte von Montoni verflogen in Winde; als sie aber auseinander giengen, hörte sie ihn sagen, heute Abend also mit Sonnenuntergang begeben euch auf die Wache.

»Mit Sonnenuntergang, Signor«, erwiederte einer von ihnen — sie giengen fort, während Emilie sich Montoni näherte, der sie gern vermeiden zu wollen schien; sie bemerkte es, hatte aber doch den Muth auf ihn zuzugehn. Sie bemühte sich noch einmal, ein Vorwort für ihre Tante einzulegen; stellte ihm ihr Leiden vor, und wie gefährlich es sey, sie in ihrem gegenwärtigen Zustande in ein kaltes Zimmer zu bringen. »Sie leidet durch ihre eigne Thorheit«,

sagte Montoni, »und verdient nicht beklagt zu werden, sie weiß auf welche Art sie diese Leiden in Zukunft vermeiden kann; wenn sie nach dem Thurme gebracht wird, so ist es ihre eigne | Schuld. Laß sie gehorsamen und die Schriften unterzeichnen, so will ich nicht mehr daran denken.«

Als Emilie noch weiter zu bitten wagte, hieß er sie mürrisch schweigen, und verwies ihr, daß sie sich in seine häuslichen Angelegenheiten mische, endlich aber schickte er sie mit der Erklärung fort: daß er Madame Montoni nicht vor dem folgenden Abend fortschicken, sondern ihr Zeit lassen wollte, zu überlegen, ob sie es vorzöge, ihre Besitzungen aufzugeben, oder sich in dem östlichen Thurme einsperren zu lassen, wo sie, setzte er hinzu, eine Strafe finden soll, die sie nicht erwartet.

Emilie eilte nun, ihre Tante von dieser kurzen Frist, und der ihr übrig gelaßnen Wahl zu benachrichtigen; — sie gab keine Antwort, sondern schien in Gedanken, während Emilie in Betracht ihrer ausnehmenden Schwäche ihre Seele zu beruhigen und das Gespräch auf minder angreifende Gegenstände zu lenken suchte; allein obgleich dieser Versuch fehl schlug, und Madame Montoni unwillig wurde, schien sie doch von ihrem festen Vorsatz etwas nachzulassen und Emilie rieth ihr nun, als das einzige Mittel sich zu schützen, daß sie Montonis Verlangen erfüllen sollte.

»Sie wissen nicht, was Sie mir rathen«, sagte ihre Tante; »diese Güter werden nach meinem Tode Ihnen zufallen, wenn ich auf meiner Weigerung beharre.«

»Das wußte ich freilich nicht«, erwiederte Emilie, »aber es kann mich nicht verhindern, Ihnen anzurathen, | was nicht nur für Ihre Ruhe, sondern auch wie ich fürchte, für Ihre Sicherheit nothwendig ist, und ich bitte Sie dringend, daß Sie sich durch eine vergleichungsweise so unbedeutende Rücksicht nicht einen Augenblick abhalten lassen, Verzicht darauf zu thun.«

»Ist das Ihr wahrer Ernst Nichte?« — »Ist es möglich, Madame, daß Sie daran zweifeln können?« — Ihre Tante schien gerührt zu seyn. »Sie verdienten wohl, diese Güter zu besitzen«, sagte sie; »ich

wünschte um Ihrentwillen, sie erhalten zu können, Sie zeigen eine Tugend, die ich nicht erwartete.«

»Wie habe ich diesen Vorwurf verdient, liebste Tante?« sagte Emilie betrübt.

»Vorwurf!« versetzte Madame Montoni: »ich wollte Ihre Tugend loben.«

»Ach! hier kann keine Ausübung von Tugend statt finden«, sagte Emilie, »denn hier ist keine Versuchung zu überwinden.«

»Aber Herr Valancourt —« sagte ihre Tante. »O Madame«, unterbrach Emilie, die voraus sah, was sie sagen wollte; »lassen Sie mich daran nicht denken; lassen Sie mich mein Herz durch keinen so eigennützigem Wunsch beflecken.« Sie lenkte sogleich das Gespräch auf etwas anders und blieb bei Madame Montoni, bis sie sich zur Nachtruhe in ihr Zimmer begab.

| Um diese Stunde war alles im Schlosse still, und jeder Bewohner, ausser ihr selbst, schien sich zur Ruhe gelegt zu haben. Als sie durch die weiten und einsamen Gänge düster und schweigend hinging, fühlte sie sich verlassen und beängstigt, ohne selbst zu wissen warum; so wie sie aber den Corridor betrat, erinnerte sie sich an den Umstand von vergangner Nacht, es ergrif sie eine Furcht, daß ihr ein ähnlicher Gegenstand des Schreckens, als Annetten aufstoßen könnte, und sie fühlte, daß es ihre geschwächten Lebensgeister kaum weniger angreifen würde; sie wußte nicht genau, welches Zimmer Annette gemeint hatte, und gieng, indem sie einen furchtsamen Blick durch die Dunkelheit schickte, mit leisen, behutsamen Schritten weiter, bis sie an eine Thüre kam, wo sie einen leisen Laut hörte, und unschlüssig still stand. Während dieses einzigen Augenblicks nahm ihre Furcht so sehr zu, daß sie nicht mehr die Kraft hatte, sich von der Stelle zu rühren. Da sie eine menschliche Stimme inwendig zu hören glaubte, lebte sie einigermaßen wieder auf, allein den Augenblick darauf wurde die Thüre geöffnet und es erschien eine männliche Gestalt, die sie für Montoni erkannte; er fuhr sogleich wieder zurück und verschloß die Thüre, jedoch nicht eher, bis sie bei dem Lichte, das inwendig

brannte, eine andre Person, die in einer traurigen Stellung beim Feuer saß, gesehn hatte. Ihr Schrecken verschwand, aber sie gerieth in Erstaunen über Montonis geheimnisvolles Betragen und über die Entdeckung einer Person, die er auf solche Art um Mitternacht in einem Zimmer besuchte, das lange verschlossen | gewesen war, und von dem solche sonderbare Gerüchte umliefen.

Während sie so unschlüssig da stand, voll Begierde, Montonis Bewegungen zu beobachten und zugleich furchtsam, ihn dadurch aufzubringen, daß sie ihn zu bemerken schien, wurde die Thüre aufs neue vorsichtig geöffnet, und so wie vorhin, auf der Stelle wieder zugeschlossen. Sie schlich nun leise nach ihrem Zimmer, stellte sich aber, nachdem sie die Lampe niedergesetzt hatte, in einen dunkeln Winkel des Gangs, um zu sehn, was diese halb gesehne Person anfieng, und ob es wirklich Montoni sey.

Nachdem sie einige Minuten in stummer Erwartung mit fest auf die Thüre gerichteten Augen da gestanden hatte, wurde wieder aufgemacht, und dieselbe Person erschien, die sie nun für Montoni erkannte. Er sah sich vorsichtig um, ohne sie wahrzunehmen, trat hervor, machte die Thüre zu, und verließ den Gang. Bald darauf hörte Emilie die Thüre inwendig abschließen, und zog sich voll Verwundrung über das, was sie gesehn hatte, in ihr Zimmer zurück.

Es war nun zwölf Uhr. Als sie ihr Fenster zumachte, hörte sie Fußstritte auf der Terrasse unten, und sah undeutlich durch die Dunkelheit verschiedene Personen heran kommen, die unter dem Fenster hingingen. Gleich darauf hörte sie Waffen klirren und den Augenblick nachher die Parole sagen; sie erinnerte | sich nun an den Befehl, den sie von Montoni gehört hatte, und an die Stunde der Nacht und merkte, daß diese Leute zum erstenmal die Wache im Schlosse ablösten. Nachdem sie gehorcht hatte, bis alles wieder still war, legte sie sich zur Ruhe.

Zehntes Kapitel

Am folgenden Morgen gieng Emilie in aller Frühe in das Zimmer der Madame Montoni, die gut geschlafen, und sich sehr wieder erholt hatte. Auch ihr Muth war mit ihrer Gesundheit wiedergekehrt, und ihr Entschluß, sich Montonis Verlangen zu widersetzen, hatte neue Stärke erlangt, ohngeachtet ihre Furcht, welche Emilie, die vor den Folgen ihres fernern Widerstandes zitterte, zu erhöhen sich bemühte, noch dagegen kämpfte.

Wir haben bereits gesehn, daß ihre Tante eine große Sucht zu widersprechen besaß. Lange Gewohnheit hatte diesen natürlichen Hang so sehr bestärkt, daß sie sich seiner kaum bewußt war. Emilis Gründe und Vorstellungen machten ihren Stolz rege, statt ihre Urtheilskraft zu beschäftigen, oder sie zu überzeugen, und sie dachte nur darüber nach, ein Mittel auszufinden, wie sie vermeiden könnte, sich dem Verlangen ihres Mannes zu widersetzen. Sie glaubte, wenn sie nur einmal aus seinem Schlosse entwischt wäre, seiner Macht Trotz bieten und eine Scheidung bewirken zu können, nach welcher sie ruhig auf ihren Gütern zu leben hoffte. Sie sprach davon mit ihrer Nichte, die in ihren Wunsch einstimmt, aber über die Wahrscheinlichkeit der Ausführung mit ihr verschiedner Meinung war. Sie stellte ihr vor, daß es unmöglich sey, aus den Thoren, die fest verschlossen und verwahrt waren, zu kommen, und wie gefährlich es sey, ihr Vorhaben dem Gutbefinden eines Bedienten anzuvertrauen, der es entweder absichtlich oder zufällig verrathen könnte. Montonis Rache würde auch keine Gränzen kennen, wenn ihre Absicht entdeckt würde. So sehnlich auch Emilie wünschte, ihre Freiheit wieder zu erhalten und nach Frankreich zurückzukehren, zog sie doch nur Madame Montonis Sicherheit zu Rathe und blieb bei ihrem Vorschlage, daß sie ihr Vermögen aufgeben sollte, ohne ihn zu weitem Beleidigungen zu reitzen.

Der Kampf widerstrebender Gefühle wüthete indessen in ihrer Tante Busen fort, und sie beschäftigte sich noch immer mit der

Möglichkeit, ihre Flucht durchzusetzen. Während sie so da saß, trat Montoni herein, und sagte, ohne von der Krankheit seiner Frau etwas zu erwähnen, er käme um sie zu erinnern, wie unartig es sey, ihr Spiel mit ihm zu treiben, und er gäbe ihr nur noch bis diesen Abend Bedenkzeit, ob sie seine Foderung erfüllen, oder ihn durch ihre Weigerung zwingen wollte, sie nach dem östlichen Thurme zu bringen. Er setzte hinzu, daß eine Gesellschaft von Herren Mittag mit ihm essen würde, und daß er sie an der Spitze der Tafel, wo auch Emilie gegenwärtig seyn müßte, erwartete. Madame Montoni war auf dem Punkte, eine | durchaus abschlägige Antwort zu geben, da ihr aber plötzlich einfiel, daß ihre Freiheit während dieses Gastmahls, so beschränkt sie auch seyn möchte, ihre andern Pläne vielleicht begünstigen könnte, so willigte sie mit anscheinendem Widerstreben ein und Montoni verließ bald nachher das Zimmer. Sein Befehl versetzte Emilien in Verwundrung und Besorgnis; sie erschrack vor dem Gedanken, dem Anblick von Fremden, so wie sie diese sich dachte, ausgesetzt zu seyn, und die Worte des Grafen Morano, die ihr jetzt wieder einfielen, dienten eben nicht ihre Furcht zu vermindern.

Sie kleidete sich beinahe noch einfacher als gewöhnlich, um nicht bemerkt zu werden, allein diese kleine List half ihr nichts, denn als sie wieder zu ihrer Tante ins Zimmer zurückgehn wollte, begegnete sie Montoni, der ihren steifen Anzug, wie er es nannte, tadelte, und darauf bestand, daß sie ihren schönsten Putz, ja sogar das Kleid, das zu ihrer Hochzeit mit dem Grafen Morano gemacht worden war, und das ihre Tante, wie sich jetzt zeigte, sorgfältig von Venedig mitgebracht hatte, anziehn sollte. Dieses Kleid war nicht nach der venetianischen, sondern nach der neapolitanischen Mode gemacht, und setzte ihren Wuchs, so wie ihre ganze Figur in das vortheilhafteste Licht. Ihre schönen kastanienbraunen Flechten waren nachlässig mit Perlen aufgebunden und fielen wieder auf ihren schönen Nacken zurück. Das einfache eines bessern Geschmacks als Madame Montoni besaß, leuchtete aus dieser Kleidung, so prächtig sie auch war, hervor, und Emiliens unge|künstelte Schönheit hatte nie zaubrischer geschienen.

Sie schmeichelte sich mit der Hofnung, daß Montoni aus keiner andern Absicht, als aus einem gewissen Stolz seine Familie in reichem Schmuck vor Fremden sehn zu lassen, ihr geheissen hätte, sich herauszuputzen; doch hätte ausser seinem ausdrücklichen Befehl nichts sie bewegen können, eine Kleidung zu tragen, die zu einem so gehässigen Zweck bestimmt war und am wenigsten bei dieser Gelegenheit. Als sie zu Tisch herunter kam, verbreitete die Bewegung ihrer Seele eine schwache Röthe über ihr Gesicht und erhöhte den interessanten Ausdruck desselben: sie war aus einer gewissen Furchtsamkeit bis auf den letzten Augenblick in ihrem Zimmer geblieben, und als sie in den Saal trat, wo ein stattliches Mahl angerichtet war, saßen Montoni und seine Gäste bereits an der Tafel. Sie wollte sich zu ihrer Tante setzen, allein Montoni winkte mit der Hand und zwei von den Herren standen auf und nöthigten sie, Platz zwischen ihnen zu nehmen. Der eine, der weit älter zu seyn schien, als der andre war ein langer Mann mit starken italiänischen Zügen, einer Habichtsnase und dunkeln, durchdringenden Augen, die Feuer sprühten, wenn seine Seele in Bewegung war, und selbst, wenn sie sich im Stande der Ruhe befand, etwas von der Wildheit seiner Leidenschaften behielten. Sein Gesicht war lang und schmal und seine Farbe bleichgelb.

Der andre, der gegen vierzig Jahre zu seyn schien, hatte zwar auch ein italiänisches, aber doch eine ganz andre Art von Gesicht, und einen schlaun, feinen, | durchdringenden Blick. Seine dunkelgrauen Augen waren klein und tief; seine Gesichtsfarbe ein von der Sonne verbranntes Braun, und der Umriss seines Gesichts länglicht, aber unregelmäßig und übelgestaltet.

Acht andre Gäste, die alle einförmig gekleidet waren, saßen rund um den Tisch und ihrer aller Physiognomie verrieth mehr oder weniger einen Ausdruck wilden Stolzes, listiger Verschlagenheit oder ungezügelter Leidenschaft; Emilie sah sie furchtsam an, und erinnerte sich des Auftritts vom vergangnen Morgen so lebhaft, daß sie beinahe von Banditen umgeben zu seyn wähnte. Sie blickte zurück auf die Ruhe ihres frühern Lebens und betrachtete mit

Erstaunen und Schmerz ihre gegenwärtige Lage. Der Ort, wo sie sich befanden, kam der Einbildungskraft zu Hülfe: es war ein antik gebauter, dunkler Saal, in den nur durch ein großes, gothisches Fenster und durch ein paar Flügelthüren Licht fiel, die geöffnet waren, und eine Aussicht auf den westlichen Wall mit den wilden Appeninischen Gebürgen im Hintergrunde zuließen.

Der mittlere Theil dieses Saals stieg in eine gewölbte Decke auf, die mit Schnitzwerk bereichert war und von drei Seiten auf Marmorfeilern ruhte: jenseits derselben zogen sich lange Säulenreihen in dunkler Größe zurück, bis sich ihr Umfang in der Dämmerung verlor. Die leisesten Fußtritte der Bedienten, hallten in flüsternden Echos wieder, und ihre Gestalten die man in der Ferne undeutlich durch die Dämmerung sah, | beschäftigten oft Emiliens Einbildungskraft. Sie betrachtete abwechselnd Montoni, seine Gäste und die Scene um sie her, und die Erinnerung an ihre theure Heimath, an die reizende Gegend, wo sie ihre erste Jugend zubrachte, an die Einfalt und Güte der Freunde, die sie verloren hatte, erfüllte aufs neue ihre Seele mit Schmerz.

Während der Mahlzeit wurde meistens von Krieg und politischen Gegenständen gesprochen, und Emilie bemerkte, daß Montoni einen gewissen entscheidenden Ton gegen seine Gäste annahm, den sie sich mit stillschweigender Anerkennung seiner Superiorität gefallen zu lassen schienen. Nachdem die Mahlzeit vorüber war, standen sie auf; jeder füllte seinen Becher mit Wein aus der vergöldeten Kanne, die neben ihm stand, und trank, Glück und Heil unsern Thaten! Montoni wollte seinen Becher eben an die Lippen führen, um diese Gesundheit zu trinken, als plötzlich der Wein aufbrauste, bis an den Rand aufstieg und das Glas in tausend Stücke sprengte.

In ihm, der sich gewöhnlich einer Art von venedischem Glas bediente, das die Eigenschaft hat zu springen, sobald vergifteter Liquor hereingegossen wird, stieg natürlich der Verdacht auf, daß jemand von seinen Gästen ihn verrathen wollte; er befahl sogleich, alle Thore zu schließen, zog den Degen und rief, indem er sie, die

in stummen Erstaunen da standen, der Reihe nach ansah: »Es ist ein Verräther unter uns. Laßt die | welche sich unschuldig wissen, behülflich seyn, den Schuldigen heraus zu bringen.«

Unwillen flammte aus den Augen der Ritter: sie zogen alle das Schwerdt, und Madame Montoni, voll Angst was daraus erfolgen würde, wollte aus dem Saale eilen, als ihr Mann sie bleiben hieß: allein man konnte seine Worte nicht mehr unterscheiden, weil alle Stimmen zu gleicher Zeit sprachen. Sein Befehl, daß alle Bedienten herbei kommen sollten, wurde endlich befolgt; sie betheuerten, daß sie von keinen Betrüge wüßten — eine Behauptung, der man nicht glauben konnte: denn es war offenbar, daß, da Montonis Wein, und nur der seinige vergiftet gewesen war, man einen Anschlag gegen sein Leben gemacht hatte, der unmöglich ohne die Mitwissenschaft des Bedienten, der die Aufsicht über die Weinbecher hatte, so weit hätte ausgeführt werden können.

Montoni ließ sogleich diesen Menschen, dessen Gesicht entweder das Bewußtseyn der Schuld, oder die Furcht vor Strafe verrieth, in Fesseln legen und in ein stark verwahrtes Zimmer sperren, das ehemals zum Gefängnis gedient hatte. Er würde alle seine Gäste ebenfalls dahin geschickt haben, hätte er nicht die Folge einer so dreisten und nicht zu rechtfertigenden Behandlung vorausgesehen. Er begnügte sich also, was diese betraf, zu schwören, daß niemand aus seinen Thoren gelassen werden sollte, bis dieser ausserordentliche Vorfall aufs reine gebracht wäre. — Seiner Frau befahl | er mit finstrer Miene, in ihr Zimmer zu gehn, wohin er Emilien ihr zu folgen erlaubte.

Ohngefähr eine halbe Stunde darauf kam er ihnen nach und Emilie bemerkte mit Schrecken sein finstres Gesicht und bebende Lippen, und hörte ihn Rache über ihre Tante ausrufen.

»Es wird Ihnen zu nichts helfen, die That zu läugnen«, sagte er zu seiner Frau; »ich habe Beweise Ihrer Schuld. Die einzige Möglichkeit, Vergebung zu erhalten ist, wenn Sie alles offen bekennen; sie dürfen weder von Starrsinn noch von Falschheit etwas hoffen; Ihr Mitschuldiger hat alles bekannt.«

Emiliens schwache Lebensgeister wurden durch Erstaunen aufgeschreckt, als sie ihre Tante eines so schwarzen Verbrechens anklagen hörte, und sie konnte keinen Augenblick die Möglichkeit ihrer Schuld glauben. Madame Montoni hingegen war zu bewegt um antworten zu können; sie wurde abwechselnd blaß und roth und zitterte, ob aber aus Unwillen oder aus Furcht war schwer zu unterscheiden.

»Sparen Sie Ihre Worte«, sagte Montoni, da er sie im Begriff sah zu reden; »Ihr Gesicht legt ein volles Geständnis Ihres Verbrechens ab. Sie sollen unverzüglich nach dem östlichen Thurme gebracht werden.«

»Diese Beschuldigung«, sagte Madame Montoni, der es sauer wurde zu sprechen, »wird nur vorgebracht, | um Ihrer Grausamkeit zur Entschuldigung zu dienen: ich verachte es, darauf zu antworten. Sie selbst glauben nicht daran.«

»Signor«, sagte Emilie feierlich, »ich wollte mit meinem Leben dafür stehn, daß diese schreckliche Anklage falsch ist. Nein«, setzte sie hinzu, als er einen finstern Blick auf sie schoß, »jetzt ist es nicht mehr Zeit zu schweigen. Nichts soll mich abhalten, Ihnen zu sagen, daß Sie hintergangen, schändlich hintergangen durch jemand sind, der es darauf abgesehn hat, meine Tante ins Verderben zu stürzen. Es ist nicht möglich, daß Sie von selbst darauf gefallen seyn könnten, sie eines so entsetzlichen Verbrechens zu beschuldigen.«

Montonis Lippen bebten noch stärker; er antwortete Emilien nur: »wenn Ihnen Ihr eignes Wohl lieb ist, so schweigen Sie. Ich werde schon wissen, wie ich Ihre Vermittelung zu deuten habe, wenn Sie noch länger darauf beharren.«

Emilie hub ruhig die Augen gen Himmel auf. »So ist also hier nichts zu hoffen«, sagte sie.

»Still«, rief Montoni, »sonst sollen Sie erfahren, daß wenigstens etwas zu fürchten ist.«

Er wandte sich zu seiner Frau, die nun wieder zu sich selbst gekommen war, und sich mit Heftigkeit gegen diesen dunkeln Verdacht vertheidigte: allein Montonis Wuth stieg mit ihrem Unwillen,

und Emilie, die den | Ausgang fürchtete, warf sich zwischen sie, klammerte sich schweigend um seine Knie, und sah ihn mit einem Ausdruck an, der das Herz eines Barbaren hätte erweichen können. Ob das seinige durch die Ueberzeugung von Madame Montonis Schuld verhärtet war, oder ob ein bloßer Verdacht ihn so rachedürstig machte — genug er blieb durchaus unempfindlich sowohl gegen den Kummer seiner Frau, als gegen Emiliens flehende Blicke. Er machte keinen Versuch sie aufzuheben, sondern stieß heftige Drohungen gegen Beide aus, als er von jemand aus dem Zimmer gerufen wurde. Emilie hörte ihn das Schloß umdrehn und den Schlüssel einstecken. Sie sah nun, daß sie und Madame Montoni Gefangne waren und seine Absichten wurden ihr immer fürchterlicher. Sie konnte sich seine Ursachen zu diesem Betragen eben so wenig erklären, als wenig es ihr gelang, den Schmerz ihrer Tante zu stillen, an deren Unschuld sie nicht zweifeln konnte.

Madame Montoni sah sich aufs neue im Zimmer um, ob sie nicht eine Möglichkeit entdecken könnte, aus dem Schlosse zu entweichen, und sprach mit Emilien darüber, die jetzt bereit war, sich aller Gefahr zu unterziehn, wiewohl sie sich enthielt, eine Hoffnung, mit der sie selbst sich nicht schmeichelte, bei ihrer Tante aufzumuntern. Sie wußte zu gut, wie sehr das Gebäude befestigt, und wie sorgsam es bewacht war, und zitterte, ihre Sicherheit der Laune der Bedienten anzuvertrauen, deren Hülfe sie suchen mußten. Der alte Carlo war mitleidig, allein er war zu sehr in seines Herren | Interesse verflochten, als daß man ihm trauen konnte. Annette selbst konnte wenig thun, und Ludovico kannte Emilie nur von Hörensagen. Diese Betrachtungen waren indeß für den gegenwärtigen Augenblick unnütz, da Madame Montoni und ihre Nichte von allem Umgang, selbst mit den Personen, gegen welche diese Gründe angeführt werden konnten, ausgeschlossen waren.

Im Saale war noch alles in Verwirrung und Aufruhr. Emilie glaubte zuweilen Schwerdter klirren zu hören, und sie hielt es nur für mehr als zu wahrscheinlich, daß dieser Streit durch nichts geringers als durch die Waffen entschieden werden konnte. Nachdem Madame

Montoni allen Unwillen und Emilie alle Trostgründe erschöpft hatte, herrschte unter ihnen die athemlose Stille, die oft in der Natur auf den Aufruhr der empörten Elemente folgt; eine Stille gleich dem Morgen, der auf den Trümmern eines Erdbebens dämmert.

Eine unbestimmte Furcht herrschte in Emiliens Seele; sie erinnerte sich dunkel und undeutlich an das, was in der vergangnen Stunde vor ihren Augen geschehn war, und ihre Gedanken drehten sich schnell und abwechselnd wie in einem Wirbel.

Sie wurde aus diesem wachenden Traume durch ein Klopfen an der Thüre ihres Zimmers erweckt, und als sie fragte, wer da sey, hörte sie Annettens flüsternde Stimme.

| »Beste gnädige Frau, lassen Sie mich herein kommen, ich habe Ihnen viel zu sagen«, rief das arme Mädchen.

»Die Thüre ist verschlossen«, antwortete ihre Frau.

»Das sehe ich wohl, aber ich bitte, machen Sie doch auf.«

»Der Signor hat den Schlüssel«, versetzte Madame Montoni.

»Großer Gott! was wird dann aus uns werden!«

»Hilf uns von hier entfliehn, Annette. Wo ist Ludovico?«

»Unten im Saale, Madame, er ist mitten unter ihnen, und ficht trotz dem Besten.«

»Ficht? Wer ficht?«, rief Madame Montoni.

»Ey der Signor, Madame, und alle die Signors und viele andre mehr.«

»Es ist doch niemand verwundet worden?« sagte Emilie mit bebender Stimme.

»Verwundet! — Ach Fräulein, sie schwimmen im Blute und die Schwerdter klirren, und — o heilige Jungfrau, lassen Sie mich herein, Madame, sie kommen hieher; man wird mich ermorden!«

»Fliehe«, rief Emilie, »flieh, wir können die Thüre nicht aufmachen.«

| Annette wiederholte, daß sie kämen und floh in demselben Augenblick.

»Seyn Sie ruhig, Madame«, sagte Emilie und wandte sich zu ihrer Tante. — »Barmherziger Gott, was haben sie mit uns vor!« — »Sie

kommen vielleicht uns zu befreien«, sagte Emilie. »Vielleicht ist Signor Montoni — überwunden.«

Der Gedanke an seinen Tod gab ihren Lebensgeistern einen plötzlichen Stoß, und sie wurde ohnmächtig, als sie ihn in der Einbildung zu ihren Füßen umkommen sah.

»Sie kommen«, rief Madame Montoni; »ich höre ihre Schritte; sie sind an der Thüre.«

Emilie richtete ihre matten Augen nach der Thüre, allein Schrecken beraubte sie der Sprache. Der Schlüssel knarrte im Schlosse, die Thüre gieng auf, und Montoni erschien, von drei Menschen, die wie Henkersknechte aussahen, begleitet. »Vollzieht eure Befehle«, sagte er zu ihnen und zeigte auf seine Frau, die laut aufschrie, aber sogleich aus dem Zimmer getragen wurde, während Emilie sinnlos auf ein Sopha sank, an dem sie sich aufrecht zu halten gesucht hatte. Als sie wieder zu sich selbst kam, erinnerte sie sich nur, daß Madame Montoni da gewesen war, und daß Dinge vorgegangen waren, an welche sie mit dunkeln Schrecken zurückdachte. Sie sah wild im Zimmer umher, als suchte sie etwas von ihrer Tante zu erfahren, während | sie weder an ihre eigne Gefahr, noch daran dachte, aus dem Zimmer zu entfliehn.

Als sie aber wieder mehr zur Besinnung gekommen war, stand sie auf, um, freilich nur mit schwacher Hofnung zu untersuchen, ob die Thüre nicht befestigt sey. Sie war offen und sie schlich furchtsam heraus auf den Gang; hier aber stand sie still, unschlüssig welchen Weg sie nehmen sollte. Ihr erster Wunsch war, einige Nachricht von ihrer Tante zu erfahren, und sie richtete endlich ihre Schritte nach dem untern Saal, wo Annette und das andre Gesinde sich gewöhnlich aufhielten.

Allenthalben, wohin sie nur gieng, hörte sie in der Ferne Aufruhr und Streit, und die Gestalten und Gesichter, die sie durch die Gänge hineilen sah, verkündigten nur Unheil. Emilie glich jetzt einem Engel des Lichts, von bösen Feinden umgeben. Endlich kam sie in den untern Saal, der still und öde war, sie schnappte nach Luft und mußte sich niedersetzen, um wieder zu sich selbst zu

kommen. Die Todtenstille dieses Ortes war eben so fürchterlich, als das Lärmen dem sie entwischt war; allein sie hatte doch nun Zeit, ihre zerstreuten Gedanken zu sammeln, und auf Mittel zu ihrer Sicherheit zu denken. Sie fand, daß es unnütz seyn würde, ihre Tante in den weiten Irrgängen des Schlosses zu suchen, vorzüglich jetzt, da jeder Zugang von Banditen besetzt schien; sie konnte sich nicht entschließen, in diesem Saale zu bleiben: da sie nicht wußte, ob sie ihn nicht bald zu dem Ort ihrer Zusammenkunft wählen | würden: allein so sehr sie auch in ihr Zimmer zu gehen wünschte, fürchtete sie sich doch, ihnen unterwegs zu begegnen.

Unschlüssig und zitternd saß sie da, als ein fernes Murmeln durch die Stille drang, und immer lauter und lauter wurde, bis sie Stimmen unterschied und Schritte heran nahen hörte. Sie stand auf um fort zu gehn, allein die Töne kamen aus dem Gange, durch den sie gehn mußte, und sie sah sich genöthigt, im Saal die Ankunft der Personen zu erwarten, deren Schritte sie hörte. So wie sie näher kamen, hörte sie ein Stöhnen, und sah einen Mann langsam von vier andern herbei tragen. Ihre Lebensgeister erstarben bei dem Anblick und sie lehnte sich an die Mauer, um nicht umzusinken. Die Träger kamen indeß in den Saal und da sie zu beschäftigt waren, um Emilien aufzuhalten oder nur zu bemerken, versuchte sie herauszugehn, allein ihre Kräfte verließen sie, und sie mußte sich wieder auf die Bank setzen. Eine feuchte Kälte übernahm sie; es wurde ihr düster vor den Augen; sie wußte nicht, was mit ihr vorgegangen war, oder wo sie sich befand, doch zitterte das Stöhnen des Verwundeten noch immer in ihrem Herzen. Nach wenig Augenblicken schien der Strom des Lebens wieder zu fließen; sie schöpfte freier Athem und ihre Sinne erwachten wieder. Sie hatte nicht eigentlich eine Ohnmacht gehabt, oder ihr Bewußtseyn gänzlich verloren; sie suchte sich auf der Bank zu erhalten, ohne daß sie den Muth hatte, ihre Augen auf den unglücklichen Gegenstand | zu richten, dem alles noch zu beschäftigt war, um auf sie zu achten.

Sobald ihre Kräfte wiederkehrten, stand sie auf und kam unge-

hindert aus dem Saal; sie hörte noch in der Ferne verworrene Töne und suchte sorgfältig ihren Weg durch einige dunkle Zimmer zu nehmen, um einen ähnlichen schrecklichen Anblick, wie sie zuvor gehabt hatte, zu vermeiden.

Endlich erreichte sie ihr Zimmer und fühlte sich, nachdem sie die Thüre nach dem Gange verriegelt hatte, für den ersten Augenblick sicher. Eine tiefe Stille herrschte in diesem entlegnen Zimmer, wohin jetzt nicht einmal das schwache Murmeln des fernsten Lautes drang. Sie setzte sich in eines der Fenster, und als sie auf die Aussicht zwischen den Bergen hinblickte, fühlte sie mit aller Stärke den Abstand, den die tiefe Ruhe dieser schönen Gegend mit der Scene wilden Aufruhrs machte, die sie eben verlassen hatte. Die kämpfenden Elemente schienen sich aus ihren natürlichen Kreisen zurückgezogen und in die Seelen der Menschen gelagert zu haben: denn nur da wüthete jetzt der Sturm.

Emilie suchte ihre Lebensgeister zu beruhigen, allein ihre Angst machte, daß sie stets nach einem Laute horchte und oft auf die Wälle heraus sah, wo indessen alles einsam und still war. So wie das Gefühl ihrer eignen unmittelbaren Gefahr abgenommen hatte, stieg ihre Besorgnis für Madame Montoni, der man, wie sie sich erinnerte, mit einem Gefängnis im östlichen Thurm | gedroht hatte, und sie fand es nicht unwahrscheinlich, daß ihr Mann seine gegenwärtige Rache durch diese Strafe befriedigt haben möchte. Sie faßte deswegen den Vorsatz, wenn die Einwohner des Schlosses sich zur Ruhe gelegt haben würden, den Weg nach dem Thurme aufzusuchen, der nicht schwer zu finden seyn konnte. Zwar wußte sie wohl, daß sie ihrer Tante, wenn sie auch da wäre, keinen wesentlichen Beistand leisten konnte, allein es konnte ihr doch vielleicht zu einigem Trost gereichen, nur zu wissen, daß man sie entdeckt hatte, und ihrer Nichte Stimme zu hören: auch ihr selbst schien jede Gewißheit über Madame Montonis Schicksal weit leidlicher als diese quälenden Zweifel.

Annette ließ sich indessen nicht sehn, und Emilie war wirklich besorgt, daß ihr bei den letzten Unruhen ein Unfall zugestoßen

seyn möchte, denn es ließ sich sonst nicht vermuthen, daß sie versäumt haben würde, wieder in ihr Zimmer zu kommen.

So verstrichen die Stunden in Einsamkeit, Schweigen und ängstlichen Vermuthungen. Da sie weder durch einen Laut, noch durch eine Botschaft von Montoni gestört wurde, so schien es, daß er sie ganz vergessen hätte und es gereichte ihr zu einigem Troste, daß man sie so unbemerkt ließ. Sie suchte ihre Gedanken von der innern Angst, die an ihr nagte, abzuziehn, allein sie wollten sich nicht gebieten lassen; sie konnte weder lesen noch zeichnen und die Töne ihrer Laute standen so sehr in Mißklang mit ihren gegenwärtigen Ge|fühlen, daß sie nicht einen Augenblick dabei aushalten konnte.

Die Sonne gieng endlich hinter den westlichen Gebürgen unter; ihre feurigen Strahlen verblichen von den Wolken; ein dünner melancholischer Purpur überzog sie und hüllte nach und nach das Land unten ein. Bald darauf gieng die Schildwache auf dem Walle vorbei, um die Wache anzufangen.

Die Dämmerung hatte nunmehr ihren Schimmer über alle Gegenstände ausgebreitet; die traurige Dunkelheit ihres Zimmers rief fürchterliche Gedanken zurück, allein sie besann sich, daß sie um ein Licht zu holen, weit durch das Schloß und vorzüglich durch die Säle gehn müßte, wo sie bereits so viel Schrecken ausgestanden hatte. Zwar waren ihr bei der gegenwärtigen Stimmung ihrer Seele, Einsamkeit und Dunkelheit schrecklich; auch war es ihr unmöglich, im Dunkeln den Weg zu ihrer Tante im Thurm zu finden, doch wagte sie sich nicht heraus, um eine Lampe zu holen.

Während sie so am Fenster stand, um den letzten zögernden Schimmer des Abends zu haschen, schwebten tausend undeutliche Schreckensgestalten um ihre Phantasie. »Wie wenn einer dieser Banditen die geheime Winkeltreppe entdeckte«, sagte sie, »und sich in der Dunkelheit der Nacht in mein Zimmer schliche?« Dann fiel ihr wieder der geheimnisvolle Einwohner des Zimmers neben ihr ein und ihre Furcht nahm eine andre | Richtung. »Er ist kein Gefangner«, sagte sie, »ob er gleich in seinem Zimmer bleiben

muß: denn Montoni machte die Thüre nicht zu als er herausgieng: der Unbekannte selbst verschloß sie: es ist also offenbar, daß er herausgehn kann, wenn es ihm gefällt.«

Sie hielt inne: denn ohngeachtet der Furcht, die ihr die Dunkelheit verursachte, hielt sie es doch für sehr unwahrscheinlich, daß der Fremde, wer er auch seyn möchte, irgend eine Ursache haben könnte, sich in ihre Einsamkeit zu schleichen; der Gegenstand ihrer Angst veränderte sich aufs neue, wenn sie sich an die Nähe des Zimmers, wo das verschleierte Gemälde hieng, erinnerte, und sie war ungewiß, ob nicht ein Gang von demselben zu der unverriegelten Thüre der Winkeltreppe führte.

Es war nunmehr völlig dunkel und sie verließ das Fenster: als sie, die Augen auf das Camin geheftet, so da saß, glaubte sie einen Funken Feuer zu sehn. Sie fachte mit vieler Mühe ein paar Kohlen, die noch in der Asche glimmten, an; und nachdem sie eine Lampe dabei angezündet hatte, die immer in ihrem Zimmer stand, fühlte sie eine Zufriedenheit, die sie für den Augenblick gar nicht an ihre gegenwärtige traurige Lage denken ließ. Sie ließ es ihre erste Sorge seyn, die Thüre nach der Winkeltreppe zu verwahren; sie schleppte alle Möbeln, die sie nur von der Stelle bringen konnte, dahin, und fand bei dieser Beschäftigung neue Gelegenheit zu bemerken, wie weit drückender der Müßige | sein Unglück fühlt, als der, welcher sich zu beschäftigen sucht: denn sobald sie sich die Zeit nahm, über alle Umstände ihres gegenwärtigen Leidens nachzudenken, bildete sie sich tausend Uebel von der Zukunft ein, und diese wirklichen und eingebildeten Ursachen des Kummers verwundeten ihr Herz auf gleiche Art.

So strichen die Stunden bis Mitternacht schwer vorüber, und sie zählte nun die dumpfen Töne der großen Glocke, die unvermischt mit einem andern Laut, ausser dem fernen Rufen einer Schildwache, die zum Ablösen kam, längs dem Walle hinrollten. Sie glaubte nun, sich nach dem Thurme hinwagen zu können, und nachdem sie leise die Thüre geöffnet hatte, um den Gang zu untersuchen und zu horchen, ob jemand im Schlosse sich rührte, fand sie alles in tiefer

Stille. Allein nicht sobald hatte sie das Zimmer verlassen, als sie ein Licht an der Wand schimmern sah; ohne sich aufzuhalten um zu sehn, von wem es käme, fuhr sie zurück und machte die Thüre zu. Da sich niemand sehn ließ, glaubte sie, daß es Montoni wäre, der ihrem unbekanntem Nachbar seinen mitternächtlichen Besuch abstattete, und beschloß zu warten, bis er sich wieder in sein Zimmer begeben haben würde.

Sobald die Glocke aufs neue eine halbe Stunde verkündigt hatte, machte sie die Thüre wieder auf, und da sie niemand aussen sah, eilte sie schnell in einen Gang, der längs der Südseite des Schlosses nach der Winkeltreppe führte, von wo sie ihren Weg nach dem Thurme leicht finden zu können glaubte. Sie stand oftmals unterwegs still, horchte ängstlich auf das Brausen des Windes und sah furchtsam durch die Dunkelheit der langen Gänge hin, bis sie endlich die Winkeltreppe erreichte; allein hier gieng ihre Verlegenheit aufs neue an. Sie sah zwei Gänge, ohne zu wissen, welchen sie wählen sollte, und mußte endlich mehr den Zufall als die Umstände entscheiden lassen. Der, welchen sie nahm, führte zuerst in einen weiten Gang, durch den sie leise und schnell hingieng: denn das einsame Ansehn des Ortes schreckte sie, und sie fuhr vor dem Wiederhall ihrer eignen Schritte zurück.

Plötzlich glaubte sie eine Stimme zu hören, und da sie nicht unterscheiden konnte, woher sie kam, fürchtete sie sich eben so sehr weiter zu gehn, als umzukehren. Einige Augenblicke stand sie in horchender Erwartung da, fuhr beinahe vor sich selbst zurück und wagte kaum, sich umzusehn. Die Stimme kam wieder, allein ob sie gleich nahe war, ließ ihre Angst sie doch nicht deutlich unterscheiden, woher sie käme. Sie glaubte blos zu hören, daß es klagende Töne waren, und wurde in diesem Glauben durch ein tiefes Stöhnen bestärkt, das aus einem der Zimmer kam, die in den Gang stießen. Es fiel ihr sogleich ein, daß Madame Montoni hier eingesperrt seyn könnte, und sie gieng an die Thüre, um mit ihr zu sprechen, wurde aber durch die Betrachtung abgeschreckt, daß sie sich vielleicht einem Fremden blos geben und dieser sie an

Montoni verrathen könnte: denn wenn gleich diese Person, wer es auch seyn mocht|te, sehr betrübt zu seyn schien, so folgte doch daraus nicht, daß er ein Gefangner seyn müsse.

Während diese Gedanken sich in ihrer Seele durchkreuzten und sie unschlüssig erhielten, ließ sich die Stimme wieder hören und rief Ludovico; sie merkte nun, daß es Annette war und gieng freudig auf sie zu.

»Ludovico«, rief Annette schluchzend, »Ludovico!«

»Bist du es«, sagte Emilie und versuchte die Thüre aufzumachen.

»Wie kamst du hieher? Wer sperrte dich ein?«

»Ludovico«, wiederholte Annette, »o Ludovico!«

»Es ist nicht Ludovico, ich bin es.«

Annette hörte auf zu schluchzen und schwieg.

»Wenn du die Thüre aufmachen kannst, so laß mich herein«, sagte Emilie, »hier ist niemand der dir etwas zu Leide thun wird.«

»Ludovico! o Ludovico!« rief Annette aufs neue.

Emilie verlor nun alle Geduld, und da sie immer mehr fürchtete, gehört zu werden, war sie beinahe im Begriff wieder fortzugehen, als ihr einfiel, daß Annette vielleicht etwas von Madame Montoni wüßte oder sie nach dem Thurm zurecht weisen könnte. Endlich er|hielt sie eine, zwar sehr unbefriedigende Antwort: denn Annette wußte nichts von Madame Montoni und beschwor Emilien nur ihr zu sagen, was aus Ludovico geworden wäre. Sie wußte nichts von ihm und fragte Annetten aufs neue, wer sie hier eingeschlossen hätte.

»Ludovico«, sagte das arme Mädchen, »Ludovico schloß mich ein; als ich heute aus der Garderobe weglief, wußte ich gar nicht wo ich hin sollte, um Sicherheit zu finden, und traf hier im Gange Ludovico, der mich in dieses Zimmer trieb, und mich einsperrte, damit ich ausser Gefahr käme. Allein er war selbst in solcher Eile, daß er kaum zehn Worte sprach; er sagte mir blos, daß er, wenn alles ruhig wäre, kommen und mich herauslassen wollte, worauf er den Schlüssel zu sich steckte. Nun sind schon so viele Stunden verstrichen, ohne daß ich ein Wort von ihm gehört habe. Sie haben ihn ermordet; gewiß haben Sie ihn ermordet!«

Emilie erinnerte sich plötzlich an den Verwundeten, den sie in das Bedientenzimmer hatte tragen sehn und zweifelte kaum, daß es Ludovico wäre; doch verschwieg sie Annetten diesen Umstand und bemühte sich sie zu trösten. Voll Verlangen aber, von ihrer Tante zu hören, fragte sie aufs neue um den Weg nach dem Thurm.

»O Sie werden doch nicht dahin gehn wollen, Fräulein«, sagte Annette. »Um Gotteswillen, lassen Sie mich doch hier nicht allein.«

| »Du bildest dir doch wohl nicht ein, daß ich die ganze Nacht hier im Gange warten werde«, antwortete Emilie; »sag mir nur, wie ich nach dem Thurm komme, wenn es Tag wird, will ich dich auch zu befreien suchen.«

»O heilige Mutter«, rief Annette, »so soll ich die ganze Nacht hier allein bleiben! ich werde von Sinnen kommen, und Hungers sterben dazu: denn ich habe seit Mittag nichts zu essen gehabt.«

Emilie konnte sich kaum enthalten, über Annettens so verschiedenartige Bedrängnisse zu lächeln, ohngeachtet sie sie aufrichtig beklagte, und alles was sie konnte, zu ihrem Troste hervorsuchte. Endlich erhielt sie etwas, das einer Anweisung nach dem östlichen Thurme ähnlich sah, und verließ die Thüre, von welcher sie nach vielen Verwirrungen und Verlegenheiten die steile Winkeltreppe des Thurms erreichte, an deren Fuße sie aufs neue stillstand, um auszuruhen und durch den Gedanken an ihre Pflicht ihren Muth wieder anzufeuern. Als sie diesen traurigen Ort übersah, entdeckte sie der Winkeltreppe gegenüber eine Thüre und, begierig zu wissen, ob sie zu Madame Montoni führen würde, schob sie die Riegel auf, die sie befestigten. Ein frischeres Lüftchen bließ ihr ins Gesicht, als sie die Thüre aufmachte, die auf den Wall stieß und der plötzliche Zugwind hätte ihr beinahe das Licht ausgeblasen, das sie nun weit von sich abhielt. Sie sah aufs neue auf die dunkle Terrasse hin und entdeckte nur den schwachen Umriß der Mauern | und einiger Thürme, während oben schwere Wolken, auf dem Winde getragen, sich unter die Sterne zu mischen und die Nacht in dickere Finsterniß zu hüllen schienen. Indem sie so da stand und den Augenblick der Gewißheit noch weiter hinaus zu schieben wünschte, von der

sie nur Bestätigung des Schlimmen erwarten konnte, erinnerte sie ein ferner Fußtritt, daß sie vielleicht von den Leuten auf der Wache bemerkt werden könnte. Ohne sich nun noch weiter aufzuhalten, machte sie eilends die Thüre zu, nahm ihre Lampe und gieng die Winkeltreppe hinauf. Es ergrif sie ein Zittern, als sie durch die Dunkelheit hinaufstieg. Dieser Ort schien ihrer traurigen Phantasie ein Ort des Todes zu seyn, und die tiefe Stille, die daselbst herrschte, bestärkte diese Vorstellung. Ihr Herz erbehte: vielleicht bin ich nur hieher gekommen, sagte sie zu sich selbst, um eine schreckliche Wahrheit zu erfahren, oder ein schreckliches Schauspiel anzusehn — ich fürchte, daß meine Kräfte einen solchen Zusatz von Schrecken nicht überleben würden.

Das Bild ihrer ermordeten, vielleicht von Montoni ermordeten Tante stieg wieder in ihrer Seele auf — sie zitterte, keuchte nach Athem, bereute, daß sie sich hieher gewagt hatte, und hemmte ihre Schritte. Nachdem sie aber einige Minuten still gestanden hatte, kehrte das Bewußtseyn ihrer Pflicht zurück und sie gieng weiter. Alles war noch still — endlich fiel ihr eine Spur von Blut auf der Treppe in die Augen und sie sah sogleich, daß die Wand und noch einige andre | Stufen befleckt waren. Sie stand still, suchte sich aufs neue aufrecht zu halten, und ließ die Lampe aus ihrer zitternden Hand fallen. Noch immer hörte man keinen Laut — kein lebendiges Wesen schien diesen Thurm zu bewohnen. Tausendmal wünschte sie sich wieder in ihr Zimmer zurück, fürchtete weiter zu forschen, fürchtete einem schrecklichen Anblick entgegen zu gehn und konnte sich doch nicht entschließen, jetzt, da sie dem Ende ihrer Bemühung so nahe war, davon abzustehn. Nachdem sie aufs neue Muth gefaßt hatte, weiter zu gehn, und den Thurm halb hinauf gestiegen war, kam sie an eine andre Thüre, stand aber wieder unschlüssig still. Sie horchte, ob sich kein Ton inwendig spüren ließe, raffte dann allen ihren Muth zusammen, machte sie auf und kam in ein Zimmer, das bei den schwachen Stralen, die ihre Lampe durch die Dunkelheit warf, nur von Feuchtigkeit triefende, kahle Wände sehn ließ. Indem sie so da stand, und es mit furchtsamer

Erwartung, die Ueberreste ihrer unglücklichen Tante zu entdecken untersuchte, sah sie etwas in einem dunkeln Winkel des Zimmers liegen, und von einer schrecklichen Ahndung ergriffen, verlor sie auf einen Augenblick Bewegung und Gefühl. Dann aber eilte sie mit der Entschlossenheit der Verzweiflung auf den Gegenstand ihres Schreckens zu, fand aber nur einen Haufen Kleidungsstücke, die sie für die alte Uniform eines Soldaten erkannte, und worunter sie einen Haufen von Piken und andern Waffen entdeckte. Sie wagte kaum ihren Augen zu trauen und verließ das Zimmer, so sehr getröstet und mit der Ueberzeugung, | daß ihre Tante nicht da war, so sehr beschäftigt, daß sie im Begriff war, den Thurm herab zu steigen, ohne noch weiter zu forschen: indem sie sich aber umdrehte, bemerkte sie auf einigen Stufen aufs neue Spuren von Blut, und da sie sich erinnerte, daß noch ein Zimmer zu untersuchen wäre, stieg sie noch einmal die krumme Treppe hinauf. So wie sie höher kam, fand sie immer mehr Blut auf der Treppe.

Sie kam wieder an eine Thüre, aber da sie nun der gesuchten Gewißheit so nahe war, fürchtete sie sie noch beinahe mehr als zuvor, und hatte weder Kraft zu reden, noch einen neuen Versuch zu machen, die Thüre zu öffnen.

Nachdem sie vergebens nach einem Laute gehorcht hatte, um ihre Furcht zu bestätigen oder zu vernichten, legte sie endlich die Hand an das Schloß, und da sie es verschlossen fand, rief sie Madame Montoni, allein alles blieb todtensstill.

»Sie ist todt« rief sie, »ermordet! — ihr Blut klebt auf der Treppe!«

Emilie fühlte sich so schwach, daß sie sich kaum länger aufrecht halten konnte, und kaum hatte sie soviel Gegenwart des Geistes, die Lampe niederzustellen und sich auf einen Tritt zu setzen.

| Als sie wieder zur Besinnung kam, rief sie aufs neue gegen die Thüre und versuchte aufs neue sie aufzumachen; nachdem sie aber eine Zeitlang gewartet hatte, ohne Antwort zu erhalten, oder einen Laut zu hören, stieg sie den Thurm herunter und suchte mit aller Schnelligkeit, die ihre Schwäche zuließ, ihr Zimmer wieder.

Als sie in den Gang trat, wurde die Thüre eines Zimmers geöffnet

net, aus dem Montoni hervor kam, Emilie, mehr erschrocken als je, zog sich bald genug wieder zurück, um nicht von ihm bemerkt zu werden, und hörte ihn die Thüre zumachen, die sie für dieselbe erkannte, aus der sie ihn schon einmal kommen sah. Sie blieb stehn, bis sich der schwache Nachhall seiner Schritte in der Ferne verlor, ehe sie sich wieder in ihr Zimmer wagte, wo sie sogleich die Thüre verschloß, sich ins Bette legte, die brennende Lampe aber auf dem Kamin stehn ließ. Allein der Schlaf war von ihrer gequälten Seele geflohn, die sich nur mit Bildern des Schreckens beschäftigte. Sie suchte sich mit aller Gewalt zu überreden, daß Madame Montoni vielleicht nicht nach dem Thurme gebracht worden wäre; wenn sie sich aber an die vorigen Drohungen ihres Mannes und an den schrecklichen Geist der Rache erinnerte, den er kürzlich bei einer gewissen Gelegenheit verrathen hatte; wenn sie an seinen Character überhaupt, an die Blicke der Leute, die Madame Montoni aus ihrem Zimmer gerissen hatten, an die Spuren auf der Treppe des Thurmes dachte, so konnte sie kaum zweifeln, daß ihre Tante | in der schrecklichen Absicht, sie zu morden, dahin gebracht worden sey.

Die Morgendämmerung hatte schon lange durch ihr Fenster geschimmert, ehe ihre Augen sich schlossen, und endlich die erschöpfte Natur ihr eine kurze Frist von Leiden vergönnte.

| **Elftes Kapitel**

Emilie blieb den andern Morgen in ihrem Zimmer, ohne etwas von Montoni zu erfahren, oder ein menschliches Wesen zu sehn, die bewafneten Männer ausgenommen, die zuweilen auf der Terasse unten hingiengen. Da sie seit dem vergangnen Mittag keinen Bissen zu sich genommen hatte, machte ihre ausserordentliche Schwäche es nothwendig, die Zuflucht ihres Zimmers zu verlassen, um sich eine Erfrischung zu verschaffen; und nicht minder lag es ihr am Herzen, Annetten wieder in Freiheit zu setzen. Sie überlegte nur, ob

sie sich an Montoni selbst, oder an das Mitleid einer andern Person wenden sollte, bis endlich ihre peinliche Angst um ihre Tante ihren Abscheu vor seiner Gegenwart überwog, und sie zu ihm zu gehn und ihn zu bitten beschloß, daß er sie Madame Montoni möchte sehn lassen.

Annettens Abwesenheit machte es ihr indessen nur zu gewiß, daß Ludovico ein Unglück zugestoßen und sie noch immer eingesperrt seyn müßte; sie nahm sich also vor, ebenfalls vor das Zimmer zu gehn, wo sie den Abend zuvor mit ihr gesprochen hatte, und wenn sie noch darin wäre, Montoni von ihrer Lage Nachricht zu geben.

| Es war beinahe Mittag, ehe sie sich hervor wagte; sie gieng zuerst in die südliche Gallerie, wohin sie kam, ohne jemand anzutreffen, oder nur einen Laut zu hören, ausgenommen von Zeit zu Zeit den Wiederhall eines fernen Fußtritts.

Sie hatte nicht nöthig Annetten zu rufen; denn ihr Klaggeschrei drang ihr schon entgegen, wie sie sich dem Gange näherte; sie bejammerte ihr eignes und Ludovicos Schicksal und sagte Emilien, daß sie gewiß Hungers sterben würde, wenn sie nicht auf der Stelle heraus käme. Emilie antwortete, sie wäre im Begriff zu Montoni zu gehn, und um ihre Erlösung zu bitten, allein die Schrecken des Hungers machten sogleich der Furcht vor dem Signor Platz, und als Emilie fortgieng, bat das arme Mädchen sie flehentlich, Montoni den Ort ihres Aufenthalts nicht zu entdecken.

Als Emilie dem großen Saal nahe kam, erneuten die Töne die sie hörte, und die Leute, die sie im Gange antraf, ihre Unruhe. Diese verhielten sich zwar ruhig und störten sie nicht, ohngeachtet sie sie aufmerksam ansahen, als sie vor ihnen vorbei gieng und zuweilen leise sprachen. Auf ihrem Wege durch den Saal sah sie zerbrochne Stücken von Degen, einige zerrißne mit Blut befleckte Kleider auf der Erde liegen und erwartete beinahe, einen todten Körper unter ihnen zu finden, allein mit diesem Anblick blieb sie wenigstens für jetzt verschont. So wie sie sich dem Zimmer näherte, drang der Ton verschiedner Stimmen von innen hervor, und | die Furcht, vor vielen Fremden zu erscheinen sowohl, als Montoni durch ihr Herein-

treten aufzubringen, machte daß sie still stand und in ihrem Vorsatz schwankte. Sie sah den langen Saal hinab, um einen Bedienten zu entdecken, der eine Botschaft überbringen könnte; allein niemand erschien. Die Stimmen von innen verriethen keinen Zank, ohngeachtet sie verschiedene von den Gästen des vorigen Tags erkannte, allein noch immer fehlte ihr der Muth, so oft sie an die Thüre klopfen wollte, und sie nahm sich vor, im Saale zu warten, bis jemand käme, der Montoni aus dem Zimmer rufen könnte, als er plötzlich, da sie sich eben von der Thüre umdrehte, sie selbst aufmachte. Emilie zitterte und wurde bestürzt, während er voll Erstaunen zurückfuhr und alle Schrecken seines Gesichtes sich entfalteten. Sie vergaß alles was sie sagen wollte, und fragte weder nach ihrer Tante, noch bat sie für Annetten, sondern stand schweigend und verlegen da.

Er machte die Thüre zu, verwies ihr in harten Ausdrücken eine Niederträchtigkeit, die sie nicht begangen hatte, und fragte sie finster, was sie erhorcht hätte. Diese Beschuldigung brachte sie so weit wieder zur Besinnung, daß sie ihm versicherte, sie sey nicht in der Absicht hieher gekommen, zu horchen, sondern ihn um Mitleid für ihre Tante und Annetten zu flehn. Montoni schien an dieser Behauptung zu zweifeln, denn er betrachtete sie mit forschendem Blick, und es war sichtlich, daß ihm nicht wenig daran lag. Emilie erklärte sich nun näher, und schloß mit der Bitte, daß er ihr | den Aufenthalt ihrer Tante entdecken und ihr erlauben möchte, sie zu besuchen: allein er sah sie nur mit einem boshafteu Lächeln an, das ihre ärgsten Besorgnisse für ihre Tante bestärkte, und sie hatte in diesem Augenblick nicht mehr das Herz, ihre Bitte zu erneuern.

»Was Annetten betrifft«, sagte er, »so können Sie sich an Carlo wenden. Der Narr, der sie einsperrte, ist gestern gestorben.« — Emilie schauderte — »aber meine Tante, Signor«, sagte sie, »o verheelen Sie mir nicht, was aus meiner Tante geworden ist.«

»Es ist für sie gesorgt«, antwortete Montoni hastig: »ich habe nicht Zeit, unnütze Fragen zu beantworten.«

Er wollte fortgehn, aber Emilie beschwur ihn mit einer Stimme so voll Angst, daß es nicht möglich war, ihr ganz zu widerstehn,

ihr zu sagen, wo Madame Montoni wäre: während er schwieg und sie ängstlich sein Gesicht beobachtete, erscholl eine Trompete und gleich darauf hörte sie die schweren Thore aufmachen und Pferde im Hofe stampfen nebst dem Gewühl vieler Stimmen. Sie blieb einen Augenblick unschlüssig stehn, ob sie Montoni folgen sollte, der bei dem Trompetenstoß durch den Saal gegangen war, und als sie ihm nachsah erblickte sie durch die Thüre, die hinter einer langen Reihe von Schwibbögen in den Hof stieß, einen Haufen Reuter, die sie, soviel die Entfernung und ihre Angst ihr zuließ, für dieselben erkannte, die sie wenig Tage zuvor hatte abreisen sehn. Allein sie | blieb nicht lange stehn um darüber zu grübeln, denn so wie die Trompete zum zweitenmal erscholl, drangen die Ritter aus dem Zimmer hervor, und aus allen Winkeln des Schlosses kamen Leute in den Saal herbei gelaufen. Emilie suchte noch einmal in ihrem Zimmer eine Zuflucht; aber auch dahin folgten ihr Bilder des Schreckens. Sie überlegte aufs neue Montonis Wesen und Worte, als er von seiner Frau sprach, und sie dienten nur, ihren schrecklichsten Verdacht zu bestätigen. Ihre Thränen wollten noch immer zur Lindrung nicht fließen, und sie hatte schon lange in Gedanken versenkt, da gesessen, als ein Klopfen an der Thüre sie aufschreckte. Es war der alte Carlo.

»Liebes junges Fräulein«, sagte er, »ich bin so herumgejagt worden, daß ich erst diesen Augenblick an Sie habe denken können. Ich habe Ihnen Früchte und Wein gebracht und weiß gewiß, daß Sie es sehr bedürftig sind.«

»Ich danke euch, lieber Carlo«, sagte Emilie; »ihr seyd sehr gütig. Hat euch der Signor an mich erinnert?«

»Nein Signora«, erwiederte Carlo, »Seine Gnaden haben alle Hände voll genug zu thun.« Emilie erneuerte nun ihre Nachfragen nach Madame Montoni, allein Carlo war während der Zeit, daß man sie weggebracht hatte, im andern Ende des Schlosses beschäftigt gewesen und hatte seitdem nichts von ihr gehört.

| Emilie sah ihm scharf ins Gesicht während er sprach, denn sie war ungewiß, ob er wirklich nichts wußte, oder ob er die Wahrheit

nur aus Furcht, seinen Herrn zu beleidigen, verschwieg. Verschiedene Fragen wegen des gestrigen Streites beantwortete er ganz kurz und sagte nur, daß dieser Streit jetzt friedlich beigelegt wäre, und daß der Signor selbst glaubte, in seinem Verdacht gegen seine Gäste geirrt zu haben.

Sie bat ihn darauf, Annetten zu befreien; er versprach es, und war eben im Begrif zu gehen, als es ihr einfiel, ihn zu fragen, wer die eben angekommenen Personen wären. Ihre Vermuthung war ganz richtig gewesen: es war Verezzi mit seiner Gesellschaft.

Diese kurze Unterhaltung mit Carlo hatte sie einigermaßen beruhigt: denn in ihrer gegenwärtigen Lage war es ihr ein Trost, die Töne des Mitleids zu hören, und dem Blicke der Sympathie zu begegnen.

Es verstrich eine Stunde ehe Annette erschien, endlich kam sie schluchzend und weinend herbei. »O Ludovico! Ludovico!« rief sie.

»Meine arme Annette«, sagte Emilie, und ließ sie niedersetzen.

»Ach Fräulein, wer hätte das gedacht? O trauriger, unglücklicher Tag! daß ich ihn je erleben mußte!«

| In diesem Tone seufzte und klagte sie fort, bis Emilie es für nothwendig hielt, dem Uebermaße ihres Schmerzes Einhalt zu thun.

»Der Todt raubt uns unaufhörlich geliebte Freunde«, sagte sie mit einem Seufzer, der vom Herzen kam. »Wir müssen uns dem Willen des Himmels unterwerfen. Ach unsre Thränen können die Todten nicht wieder ins Leben rufen!«

Annette nahm das Schnupftuch vom Gesicht.

»In einer bessern Welt wirst du Ludovico wiederfinden!« setzte Emilie hinzu.

»Ja, ja Fräulein«, schluchzte Annette; »allein ich hoffe ihn noch in dieser Welt wieder zu sehn, so schwer er auch verwundet ist.«

»Verwundet!« rief Emilie. »Lebt er denn noch?«

»Ja Fräulein, aber er ist erschrecklich verwundet und konnte nicht kommen, um mich herauszulassen. Anfangs hielten sie ihn für tod, und er ist erst jetzt wieder ordentlich zu sich selbst gekommen.«

»Ich freue mich zu hören, daß er noch lebt.«

»Noch lebt! um aller Heiligen willen, ich hoffe auch nicht, daß er sterben wird.«

| Emilie sagte, sie hoffte es nicht; allein dieser Ausdruck schien Annetten eine gewisse Furcht zu verrathen, und die ihrige nahm in eben dem Maaße zu, wie Emilie ihr Muth einzusprechen suchte. Auf ihre Erkundigung nach Madame Montoni konnte sie keine befriedigende Antwort geben.

»Ich vergaß ganz bei den Bedienten nachzufragen, Fräulein, denn ich konnte an niemand denken als an den armen Ludovico.«

Annettens Schmerz hatte sich nun etwas gelegt, und Emilie schickte sie fort, um sich nach ihrer Herrschaft zu erkundigen, allein sie konnte nichts von ihr erfahren. Verschiedne, die sie befragte, wußten wirklich nichts von ihrem Schicksal und andre hatten wahrscheinlich Befehl erhalten, es zu verschweigen.

Dieser Tag verstrich Emilien in fortdauernder Angst und Bekümmerniß um ihre Tante: doch ließ wenigstens Montoni sie unbelästigt und jetzt, da Annette befreit war, bekam sie wenigstens zu essen, ohne sich einer Gefahr oder Unverschämtheit auszusetzen.

Zwei folgende Tage verstrichen auf eben die Art, ohne daß sich etwas besonders zutrug, ohne daß sie die geringste Nachricht von Madame Montoni erhielt. Am Abend des Zweiten, nachdem sie Annetten fortgeschickt und sich zu Bette gelegt hatte, wurde ihre Seele von den fürchterlichsten Bildern gequält, die nur die lange | gefühlte Angst um ihre Tante ihr eingeben konnte: unvernünftig, sich nur einen Augenblick zu vergessen, oder die Schattenbilder, die sie quälten zu verbannen, stand sie vom Bett auf und trat in ein Fenster, um frische Luft zu schöpfen.

Aussen war alles still und dunkel, wenn man nicht den schwachen Schimmer der Sterne Licht nennen wollte, der nur undeutlich den Umriß der Berge, die westlichen Thürme des Schlosses und die Wälle unten sehn ließ, wo eine einsame Schildwache auf und ab gieng. Welch ein Bild der Ruhe stellte nicht diese Scene dar! Auch die wilden, furchtbaren Leidenschaften, die so oft in

dem Einwohner dieses Schloßes wütheten, schienen jetzt in Schlaf gewiegt: diese geheimnisvollen Kräfte, welche die Elemente der menschlichen Natur zu Stürmen aufschrecken, waren ruhig. Emiliens Herz war es nicht; allein ihr Leiden, so tief es auch war, nahm doch den sanften Character ihrer Seele an. Ihr Schmerz war still, aber anhaltend, nicht der wilde Ausbruch der Leidenschaft, der die Einbildungskraft entflammt, die Schranken der Vernunft niederreißt und in einer selbst geschaffnen Welt des Schreckens lebt.

Die Luft erfrischte sie, und sie blieb im Fenster, auf die schattigte Gegend hinblickend, über welcher die Planeten mit hellerem Lichte zwischen dem tiefen, blauen Aether brannten, indem sie schweigend sich in ihrem bestimmten Kreise drehten. Sie erinnerte sich, wie oft | sie mit ihrem theuern Vater sie angestaunt, wie oft er ihre Bahn zwischen den Himmeln ihr gezeigt und ihre Gesetze erläutert hatte; und diese Betrachtungen führten sie zu andern, die beinahe in gleichem Grade ihren Schmerz und Verwundrung erregten.

Sie führten einen Rückblick auf alle die wunderbaren und traurigen Begebenheiten mit sich, die sie seit der Trennung von ihren Eltern erlebt hatte; und dieser Emilie, die mit so viel Zärtlichkeit erzogen, so zärtlich geliebt worden war, die einst nur Güte und Glückseligkeit kannte, mußten diese letzten Verfälle und ihre gegenwärtige Lage in einem fremden Lande, in einem fernen Schlosse, von Laster und Gewaltthätigkeit umgeben, mehr das Spiel einer gestörten Phantasie als Wirklichkeit zu seyn scheinen. Sie weinte bei dem Gedanken, was ihre Eltern würden gelitten haben, wenn sie die Begebenheiten, die damals auf sie warteten, hätten vorher sehn können.

Während sie ihre strömenden Augen zum Himmel aufhob, sah sie denselben Planeten, den sie in der Nacht vor ihres Vaters Tode in Languedoc gesehn hatte, über den östlichen Thürmen des Schlosses aufgehn. Sie erinnerte sich des Gesprächs, das sie über den Zustand der abgeschiednen Seelen geführt hatten; erinnerte sich der feierlichen Musik, die sie gehört, und der damals ihre zarte Besorglichkeit, trotz ihrer Vernunft, eine übernatürliche Deutung

gegeben hatte. Bei diesen Erinnerungen weinte sie aufs neue und stand tiefsinnig | da, als plötzlich die Töne süßer Musik durch die Luft hinstrichen. Eine heimliche Furcht bemächtigte sich ihrer; sie stand einige Augenblicke in zitternder Erwartung da, und suchte dann ihre Gedanken zu sammeln, und sich Fassung einzusprechen; allein die menschliche Vernunft kann ihre Gesetze nicht über Gegenstände erstrecken, die sich in der Dunkelheit der Einbildungskraft verlieren, eben so wenig als das Auge die Form von Gegenständen bestimmen kann, die nur durch die Dunkelheit der Nacht schimmern.

Ihre Verwundrung, so sanfte und süße Töne zu hören, war wenigstens nicht unnatürlich, denn seit langer langer Zeit hatte sie nichts einer Melodie ähnliches gehört. Die wilde Trompete und grelle Pflöfe waren die einzigen Instrumente, die sie seit ihrer Ankunft zu Udolpho gehört hatte.

Sobald sie sich einigermaßen wieder beruhigt hatte, suchte sie zu entdecken, aus welcher Gegend die Töne kämen und es schien ihr, daß sie von unten hervorgiengen; ob aber aus einem Zimmer des Schlosses, oder unten von der Terrasse konnte sie nicht mit Gewißheit bestimmen. Furcht und Verwundrung wichen jetzt dem Zauber einer Musik, die mit der sanftesten, schwermüthigsten Süßigkeit durch die schweigende Nacht flötete. Auf einmal schien sie sich zu entfernen, zitterte schwach und verlor sich dann ganz.

Sie horchte noch fort, in die angenehme Ruhe versunken, die eine sanfte Musik in der Seele zurück läßt; | allein sie kam nicht wieder. Sie dachte lange über diesen sonderbaren Umstand nach, denn sonderbar war es allerdings, um Mitternacht, wenn jeder Bewohner des Schlosses sich längst zur Ruhe begeben hatte, und an einem Orte, wo wahrscheinlich seit vielen Jahren kein musikalischer Laut getönt hatte, Musik zu hören. Langes Leiden hatte sie für alle Eindrücke der Furcht doppelt empfänglich und an übernatürliche Erscheinungen zu glauben geneigt gemacht. Es schien ihr, als wenn ihr verstorbner Vater in dieser Musik mit ihr spräche, um ihr Trost und Zuversicht einzuhauchen. Ihre Vernunft sagte

ihr, daß dies nur eine wilde Vermuthung sey, allein mit der Inkonsequenz, die bei einer in Unordnung gebrachten Einbildungskraft so natürlich ist, fiel sie auf eine andre, nicht weniger ungereimte, Vorstellung. Sie erinnerte sich an den sonderbaren Umstand, der dem gegenwärtigen Besitzer dieses Schloß verschafft hatte; an das Verschwinden der Signora Laurentini — und ein kalter Schauer überlief sie. Sie sah furchtsam im dunkeln Zimmer umher, und die Todtenstille, die daselbst herrschte, machte ihr diese Dunkelheit noch fürchterlicher.

Endlich verließ sie das Fenster, allein ihre Schritte wankten, als sie sich dem Bette näherte, und sie stand still und sah umher. Das einzige Licht, das in diesem großen Zimmer brannte, wollte ausgehn; sie fuhr erschrocken vor der Dunkelheit hinter ihr zurück, dann aber, sich einer Schwäche schämend, die sie nicht ganz überwinden konnte, legte sie sich ins Bett, wo die Erquickung des Schlags lange von ihr entfernt blieb. Sie beschäftigte sich noch immer mit dem, was sie gehört hatte, und nahm sich endlich vor, die folgende Nacht um dieselbe Stunde wieder aufzumerken. Wenn es menschliche Töne waren, sagte sie, so werde ich sie gewiß wieder hören.

Zwölftes Kapitel

Annette kam des andern Morgens beinahe athemlos in Emilien's Zimmer. »O Fräulein«, rief sie mit gebrochnen Worten aus, »was für Neuigkeiten habe ich Ihnen zu sagen. Ich habe ausfindig gemacht, wer der Gefangne ist; allein er war kein Gefangner; rathen Sie nur einmal, es ist jemand den Sie sehr gut kennen.«

»Wie kann ich das errathen?« sagte Emilie verdrieslich.

»Es ist jemand, den Sie oft zu Venedig gesehn haben; ein langer Herr mit einem schmalen Gesicht, der immer so stattlich geht und eine Feder auf dem Hute zu tragen pflegte; der immer zur Erde sieht, wenn die Leute mit ihm sprechen, und so finster unter

seinen buschigten Augenbraunen hervor sieht, ich wundere mich nur, was er in diesem einsamen, alten Schlosse fürchtet, daß er sich hier einschließt. Eben jetzt ist er hervorgekommen; denn ich traf ihn diesen Augenblick auf dem Walle an. Ich zitterte als ich ihn sah, denn ich habe mich immer ein wenig vor ihm ge|fürchtet, allein ich nahm mir vor, es ihn nicht merken zu lassen und gieng mit einer tiefen Verbeugung auf ihn zu. Willkommen im Schlosse Signor Orsino, sagte ich!«

»Es war also Signor Orsino?«

»Ja Fräulein, Signor Orsino selbst, der den venetianischen Edelmann umbringen ließ und seitdem von Ort zu Ort umher geirrt ist.«

»Mein Gott, und der ist nach Udolpho gekommen? Er thut sehr wohl, daß er sich verbirgt. — Aber sag mir, hast du nichts von meiner Tante gehört?«

»Vergangne Nacht träumte mir, ich sähe ihren Geist; allein da niemand etwas von ihr weiß, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie eben den Weg gegangen ist, als die vorige Dame des Schlosses. —«

Emilie stützte den Kopf auf die Hand und schwieg. Bald aber schickte sie Annetten fort, um ungestört ihren Betrachtungen nachzuhängen.

Annettens Bemerkung hatte einen schrecklichen Verdacht über das Schicksal ihrer Tante in ihr rege gemacht und sie beschloß, noch einmal Herz zu fassen, und sich an Montoni selbst zu wenden, um Gewißheit hierüber zu erlangen.

Nach einigen Stunden kam Annette zurück und sagte Emilien, daß der Thürsteher mit ihr zu sprechen wünschte, weil er ihr etwas wichtiges zu sagen hätte.

| »Laß ihn sogleich in den Gang kommen«, antwortete Emilie.

Annette kam bald zurück.

»Barnadino getraut sich nicht in den Gang zu kommen, weil er entdeckt zu werden fürchtete: denn er hat scharfen Befehl erhalten, keinen Augenblick von seinem Posten zu gehn; wenn sie aber durch einen Weg, den er mir beschrieben hat, vors Thor zu ihm kommen

wollen, so wird er Ihnen etwas entdecken, worüber Sie erstaunen werden. Allein Sie müssen ja nicht über den Hof gehn, damit der Signor Sie nicht sieht.«

Emilie, der weder diese Umwege, noch die Bitte überhaupt gefielen, schlug es durchaus ab. »Sag ihm nur«, antwortete sie Annetten, »wenn er mir wirklich etwas wichtiges mitzuthemen hätte, so würde er wohl Gelegenheit finden, in den Gang zu kommen.«

Annette blieb lange aus. Endlich kam sie mit der Antwort zurück, daß es nicht angieng, weil Barnardino sich der äussersten Gefahr aussetzte, wenn er jetzt seinen Posten verlassen wollte. »Wenn Sie aber in der Abenddämmerung auf den östlichen Wall kommen wollten«, setzte sie hinzu, »so wird es ihm vielleicht möglich, sich dahin zu schleichen.«

Emilie besann sich eine Weile, weil diese Heimlichkeit sie befremdete, da sie aber glaubte, daß er sie vielleicht vor einer wichtigen Gefahr zu warnen hätte, beschloß sie zu gehn und ließ ihm sagen, daß sie eine Stunde nach Sonnenuntergang auf der Terrasse seyn wollte. »Sag ihm aber, daß er sich ja pünktlich einstellt: denn ich könnte auch von dem Signor Montoni bemerkt werden. Wo ist der Signor? ich möchte ihn gerne sprechen?«

»Er ist in dem schwarzen Zimmer und hält einen großen Rath mit den andern Herren. Es giebt heute ein Gastgeboth, um, wie ich glaube, wieder gut zu machen, was bei dem letzten vorgefallen ist: die Leute sind alle in der Küche sehr geschäftig.«

Emilie trug ihr nun auf, ihr zu sagen, wenn Montoni allein wäre, worauf sie fortgieng, um Barnardino Bescheid zu bringen.

Montoni war den ganzen Tag über so sehr beschäftigt, daß Emilie keine Gelegenheit hatte, sich eine Linderung ihrer schrecklichen Angst wegen ihrer Tante zu verschaffen. So wie die Stunde der Dämmerung näher rückte, nahm ihre Ungeduld zu: endlich gieng die Sonne unter; sie hörte die Schildwache auf ihren Posten gehn und sobald Annette erschien, gieng sie mit ihr auf die Terrasse herunter. Sie fürchtete, Montoni oder einen von seinen Gästen zu treffen, allein Annette sagte ihr, daß sie nichts von ihnen zu

besorgen hätte, weil sie alle bei der Flasche saßen, worauf auch Barnardino sich verließ.

Als sie die erste Terrasse erreichten, rief die Schildwache »wer da?« Nachdem Emilie geantwortet hatte, | giengen sie weiter nach dem östlichen Wall, wo sie aufs neue angerufen wurden. Zwar ließ man sie ungehindert gehn, aber doch war es Emilien unangenehm, sich der Willkühr solcher Menschen zu einer solchen Stunde auszusetzen, und sie eilte voll Ungeduld, Barnardino zu finden, weiter. Er war noch nicht gekommen und sie lehnte sich tiefsinnig an die Mauer des Walls um auf ihn zu warten. Die Dämmerung hüllte die Gegenstände umher in einen dichten Schleier, und schmolz Thal, Berge und Wälder in sanfter Verwirrung zusammen, während nur ein schwaches Chor ferner Stimmen, aus dem Schlosse durch die Stille drang.

»Was sind das für Stimmen«, sagte Emilie, furchtsam horchend.

»Es ist der Signor. Er zecht mit seinen Gästen«, erwiderte Annette.

Großer Gott, dachte Emilie, kann dieser Mann so fröhlichen Herzens seyn, indeß er ein andres Wesen so elend macht — wenn es anders meiner Tante noch vergönnt ist, ihr Elend zu fühlen. O was auch für Leiden auf mich warten mögen, so soll doch nie mein Herz sich gegen das Leiden andrer verhärten.

Sie sah mit einer Empfindung des Schreckens zu dem östlichen Thurme hinauf, neben welchem sie stand: ein Licht schimmerte durch die Gitter des untern Zimmers, die obern Fenster aber waren dunkel. Indem sah sie jemand mit einer Lampe durch das untere Zim|mer gehn, allein dieser Umstand ließ sie nichts hoffen, da sie Madame Montoni vergebens in diesem Zimmer gesucht hatte, welches nur Soldatenkleidungen zu enthalten schien. Doch nahm sie sich vor, sobald Barnardino fortgegangen seyn würde, zu versuchen, ob sie die äussere Thüre des Thurms aufmachen könnte, und wenn es ihr gelänge, noch einen Versuch zu machen, ihre Tante zu entdecken.

Die Augenblicke verstrichen, aber Barnardino erschien noch immer nicht, und Emilie, die unruhig zu werden anfieng, war

unschlüssig, ob sie noch länger warten sollte. Sie würde Annetten ans Thor geschickt haben, um ihn anzutreiben; allein sie fürchtete sich, allein zu bleiben, denn es war nun beinahe ganz finster, und ein düstrer rother Streifen, der noch im Westen zögerte, war die einzige Spur des abgeschiednen Tags. Indessen überwog die lebhaft-Neugier, die Barnardinos Botschaft in ihr rege gemacht hatte, alle andere Besorgnisse, und hielt sie noch zurück.

Während sie sich mit Annetten darüber besprach, was wohl an seinem langen Ausbleiben schuld seyn könnte; hörten sie ein Thor nahe bei ihnen aufschließen und sahen gleich darauf einen Mann auf sich zukommen. Es war Barnardino. Emilie fragte ihn eilends, was er ihr zu sagen hätte, und bat ihn sie nicht lange aufzuhalten, weil die Abendluft ihr nicht wohl bekäme.

»Sie müssen Ihr Mädchen fortschicken«, sagte der Mann mit einer Stimme, deren tiefer Ton sie | erschreckte. »Was ich Ihnen zu sagen habe, geht nur Sie allein an.«

Emilie besann sich und hieß darauf Annetten ein wenig bei Seite gehn.

»Nun Freund«, fieng sie an, »was hat er mir zu sagen?«

Er schwieg einen Augenblick still, als wenn er bei sich selbst überlegte, und antwortete dann.

»Was mir zum wenigsten meinen Platz kosten würde, wenn es zu des Signors Ohren käme. Sie müssen mir versprechen, Fräulein, nie eine Sylbe von dem, was ich Ihnen eröffnen werde, zu sagen. Man hat einmal in dieser Sache ein Vertrauen auf mich gesetzt, und wenn es herauskäme, daß ich es verrathen hätte, so würde ich vielleicht mit dem Leben dafür stehn müssen. Allein ich war um Sie bekümmert, gnädiges Fräulein und beschloß Ihnen zu sagen —« Er hielt inne.

Emilie dankte ihm, versicherte ihn, daß er sich auf ihre Verschwiegenheit verlassen könnte, und bat ihn zu eilen.

»Annette sagte uns wie sehr Sie um Madame Montoni bekümmert wären, und wie sehr Sie zu wissen wünschten, was aus ihr geworden wäre.«

»Ja gewiß«, sagte Emilie lebhaft, »und könnt Ihr mir Nachricht davon geben? Ich beschwöre Euch mir alles, auch das ärgste, ohne Rückhalt zu sagen.«

| »Ich kann Ihnen sagen« hub Barnardino an und schwieg wieder. Emilie hatte keine Kraft, weiter in ihn zu dringen.

»Ich kann Ihnen sagen«, fuhr Barnardino fort — »aber —«

»Nun was?« rief Emilie, indem sie allen ihren Muth zusammen raffte.

»Hier bin ich, Fräulein«, sagte Annette, die Emilien diese Worte mit Heftigkeit aussprechen hörte, und auf sie zugelaufen kam.

»Geht«, sagte Barnardino finster, »niemand verlangt Euch« — da Emilie nichts sagte, gehorchte sie.

»Ich kann Ihnen sagen«, wiederholte der Thürsteher; »allein ich weiß nicht, wie ich es bey Ihnen anbringen soll, Sie waren vorhin so betrübt.« —

»Ich bin auf das ärgste gefaßt mein Freund«, sagte Emilie mit ernster, fester Stimme. »Ich kann jede Gewißheit besser ertragen, als diesen Zweifel.«

»Gut Signora, wenn das der Fall ist, so hören Sie. — Sie wissen vermuthlich, daß der Signor und seine Gemahlin oft in Streit zusammen lebten. Es ist nicht meine Sache, mich um die Ursache zu bekümmern, allein es wird Ihnen bekannt seyn, daß —«

»Gut, gut«, sagte Emilie, »rede er nur weiter —«

| »Der Signor ist wie es scheint, kürzlich sehr aufgebracht gegen sie gewesen. Ich sah alles und hörte alles, weit mehr als die Leute glaubten, allein, weil es mich nichts angien, so sagte ich auch nichts. Vor einigen Tagen ließ der Signor mich rufen. Barnardino sagte er, ich halte Euch für einen — ehrlichen Mann, und denke, daß ich Euch trauen kann. — Ich versicherte Sr. Gnaden, daß Sie sich auf mich verlassen könnten. Gut, sagte er darauf, so viel ich mich besinnen kann, ich habe eine Sache unter Händen, wobei Ihr mir behülflich seyn könnt. — Darauf sagte er mir, was ich zu thun hätte, allein davon werde ich nichts sagen, weil es blos die Signora betraf.«

»O Himmel!« rief Emilie, »was habt Ihr gethan?«

Barnardino stockte und schwieg —

»Welcher böse Feind konnte ihn oder Euch zu einer solchen That verführen«, rief Emilie vor Schrecken erstarrt und kaum ihrer Sinne mächtig.

»Es war ein böser Feind!« sagte Barnardino mit dumpfer Stimme. Beide schwiegen; Emilie hatte nicht den Muth, weiter zu forschen, und Barnardino schien sich zu fürchten, mehr zu sagen. Endlich sagte er, »es ist jetzt nicht mehr Zeit an das Vergangne zu denken; der Signor war grausam genug, allein man mußte ihm gehorchen. Was hätte auch wohl mein Weigern geholfen? Er würde schon andre gefunden haben, die sich kein Bedenken gemacht hätten.«

| »Ihr habt sie also ermordet!« — rief Emilie mit hohler, bebender Stimme: »ich spreche mit einem Mörder!« — Barnardino stand verstummt da, während Emilie sich von ihm abwandte, und den Ort zu verlassen suchte.

»Bleiben Sie Fräulein! Sie verdienen wohl, daß ich Sie bei dem Glauben ließe, da Sie mich einer solchen That fähig halten können.«

»Wenn Ihr unschuldig seyd, so redet geschwind«, sagte Emilie mit schwacher Stimme. »Ich fühle, daß ich nicht lange mehr im Stande seyn werde, Euch zu hören.«

»Ich will nichts weiter sagen —« erwiderte er und gieng fort. Emilie hatte nur eben so viel Stärke, ihn bleiben zu heissen und Annetten zu rufen, auf deren Arm sie sich stützte, und langsam mit ihr den Wall hinauf gieng, bis sie Schritte hinter sich hörten. Es war wiederum Barnardino.

»Schicken Sie das Mädchen fort«, sagte er, »so sollen Sie mehr erfahren.«

»Sie darf nicht fort«, sagte Emilie; »was Ihr zu sagen habt, darf sie wohl hören.«

»Darf sie das? So?« antwortete er, »gut so sollen Sie auch nicht mehr erfahren.« — Er gieng langsam fort; Emiliens ängstliche Neugier überwältigte jetzt | ihre Furcht und Unwillen, sie rief ihn zurück und hieß Annetten fortgehn.

»Die Signora lebt«, sagte er. »Sie ist meine Gefangne. Der Signor hat sie in dem Zimmer über dem großen Thore eingesperrt, und ich habe die Aufsicht über sie. Ich wollte Ihnen sagen, daß Sie sie sehn könnten, aber nun —«

Emilie, die sich durch diese Rede von einer unaussprechlichen Angst befreit fühlte, bat nun nur Barnardino um Vergebung und beschwor ihn, daß er sie zu ihrer Tante führen möchte.

Er versprach es mit weniger Bedenklichkeit als sie erwartete, und sagte ihr, wenn sie die zukünftige Nacht sobald der Signor sich zur Ruhe gelegt haben würde, an das hinterste Schloßthor kommen wollte, so sollte sie vielleicht Madame Montoni sehn.

Mitten unter aller Dankbarkeit, welche Emilie für diese Willfährigkeit empfand, glaubte sie eine Art von boshafter Schadenfreude auf seinem Gesicht zu entdecken, als er die letzten Worte sagte, allein sie verbannte sogleich diesen Gedanken, und nachdem sie ihm nochmals gedankt hatte, bat sie ihn, gut mit ihrer Tante umzugehn, versprach ihm eine Belohnung und daß sie sich pünktlich einstellen würde. Hierauf sagte sie ihm gute Nacht und kam unbemerkt wieder in ihr Zimmer. Es dauerte lange, ehe der Taumel der Freude, worin Barnardinos unerwartete Nachricht sie versetzt hatte, sie deutlich an die Gefahr denken ließ, worin sie und Madame Montoni sich wirklich befanden. Sie bedachte nun, daß ihre Tante die Gefangne eines Mannes war, der sie leicht seiner Rache oder seinem Geitze aufopfern konnte, und wenn sie sich das wilde Ansehn des Mannes dachte, der ihr zum Aufseher gegeben war, so schien ihr Urtheil bereits unterschrieben: denn Barnardinos Gesicht schien den Stempel des Mordes zu tragen, und als sie ihn zuerst ansah, schien es ihr, daß es keine so schwarze That gäbe, zu deren Ausführung er nicht bereit seyn würde. Diese Betrachtungen erinnerten sie an den Ton, womit er ihr versprochen hatte, sie die Gefangne sehn zu lassen, und sie sann lange unruhig und zweifelhaft darüber nach. Zuweilen schien es sogar bedenklich, sich um die einsame Stunde, die er bestimmt hatte, ihm anzuvertrauen; und einmal, aber einmal nur fiel ihr der Gedanke ein, daß Madame

Montoni vielleicht schon ermordet, und daß dieser Mörder bestellt wäre, sie selbst an einen entlegnen Ort zu führen, um auch ihr Leben Montonis Geitze aufzuopfern, der dann ungehindert die streitigen Güter in Languedoc in Besitz nehmen könnte. Allein dieses Verbrechen schien ihr gar zu abscheulich, als daß sie lange daran glauben konnte, nur schwankte sie noch immer zwischen Furcht und Zweifel, wenn sie sich an Barnardinos Wesen erinnerte. Endlich giengen ihre Gedanken von diesem Gegenstande zu andern über; und da der Abend herannahte, erinnerte sie sich mit einer gewissen Bewegung der Musik, die sie am Abend zuvor | gehört hatte, und erwartete mit etwas mehr als Neugier sie wiederkommen zu hören.

Sie unterschied bis spät in die Nacht das ferne Zechgeschrei Montonis und seiner Gefährten — die lauten Gespräche, das ausschweifende Gelächter und die Rundgesänge, von denen der Saal wiederhallte. Endlich hörte sie das schwere Thor des Schlosses für die Nacht verschließen, und dann eine tiefe Stille eintreten, die nur durch die leisen Schritte der Personen, die durch die Gallerien nach ihren fernen Zimmern giengen, unterbrochen wurde. Emilie, die nunmehr glaubte, daß es ohngefähr um die Zeit wäre, wo sie am Abend zuvor die Musik gehört hatte, schickte Annetten fort, und öffnete leise das Fenster um auf ihre Rückkehr zu warten. Der Planet, den sie bei der Annäherung der Musik so besonders bemerkt hatte, war noch nicht aufgegangen: allein mit abergläubiger Schwäche hielt sie ihre Augen starr auf die Gegend des Himmels gerichtet, wo sie ihn hatte hervorgehn sehn, und erwartete beinahe, daß, wenn er erschiene, die Töne wiederkehren würden. Endlich gieng er, hellglänzend über den östlichen Thürmen des Schlosses hervor. Ihr Herz zitterte, als sie ihn sah, und sie hatte kaum so viel Stärke, am Fenster zu bleiben, damit nicht die wiederkehrende Musik sie in ihrer Angst bestärken und die wenige Stärke, die ihr noch übrig blieb, zu Boden werfen sollte. Bald darauf schlug die Glocke eins, und da sie wußte, daß dies ohngefähr die Zeit war, wo die Töne sich hören ließen, setzte sie sich in einen Stuhl | am

Fenster nieder und suchte ihre Lebensgeister zu beruhigen, allein die Angst der Erwartung ließ es ihr nicht zu. Alles blieb indessen still; sie hörte nur die einsamen Schritte einer Schildwache und das leise Rauschen des Waldes unten, und lehnte sich aufs neue aus dem Fenster um gleichsam, als wollte sie Nachricht von ihm erfragen, zu dem Planeten aufblicken, der jetzt hoch über den Thürmen aufgegangen war.

Emilie horchte und horchte, aber keine Musik ließ sich vernehmen. »Gewiß waren es keine sterblichen Töne«, sagte sie, indem sie sich die süße Melodie zurück rief. »Kein Bewohner dieses Schlosses hätte eine solche hervorbringen können, und wo ist das Gefühl, das einen so überirrdischen Ausdruck einhauchen konnte? Wir wissen, daß man zuweilen überirrdische Töne auf Erden gehört hat. Ja, mein theurer Vater selbst sagte einmal, daß er kurz nach meiner Mutter Tode, als ihn der Schmerz nicht schlafen ließ, durch ungewöhnlich süße Töne aus seinem Bette gelockt wurde, und als er das Fenster öffnete, hörte er erhabne Musik durch die mitternächtliche Luft dringen. Es war ihm ein sanfter Trost, sagte er; er blickte mit Vertrauen zum Himmel auf und gab sich seinem Gotte hin.«

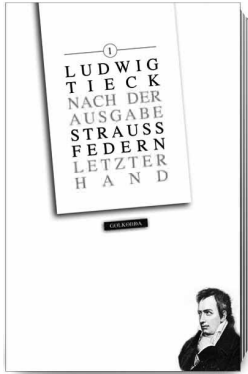
Emilie hielt inne und weinte bei dieser Erinnerung; »vielleicht«, fuhr sie fort, »vielleicht wurden diese Töne vom Himmel herabgeschickt, um mich zu trösten, um mir Muth einzusprechen. Nie werde ich die Musik vergessen, die ich einmal um diese Stunde in Languedoc | hörte. Vielleicht umschwebt mich mein Vater in diesem Augenblick!« Sie weinte aufs neue in zärtlicher Erinnerung verloren, und so brachte sie wachend und feierlich die Stunde hin; aber kein Ton kehrte wieder, und nachdem sie am Fenster verweilt hatte, bis die lichte Farbe der Dämmerung die Spitzen der Berge färbte, und sich durch die Schatten der Nacht schlich, gab sie die Hofnung auf, sie wieder zu hören, und legte widerstrebend sich zur Ruhe.

Ende des zweiten Theils.

Bitte beachten Sie auch die nächsten Seiten ...

Ludwig Tieck

Straußfedern



Herausgegeben und mit einer
Einleitung versehen
von Jürgen Joachimsthaler

Erstmals werden Ludwig Tiecks »Gesellenstücke«, die 1795 bis 1798 in den Bänden 4 bis 8 der STRAUSS-FEDERN-Anthologien erschienenen sechzehn Texte, vollständig kritisch ediert, und zwar nach dem vom Autor verantworteten Abdruck in den Schriften und mit sämtlichen Lesarten der Erstaussgaben.

Darüber hinaus ist eine Ausgabe der acht STRAUSSFEDERN-Bände nach den Erstaussgaben geplant sowie eine Neuedition der dreibändigen *Reliquien* von August Ferdinand Bernhardi & Sophie Tieck.

»Sind Sie aber in einer sehr ungläubigen Stimmung, so machen Sie Feuer im Kamin, setzen Sie sich dicht umher, und löschen Sie das Licht aus. Lassen Sie die Feuerbrände ihr mattes auf- und niederschießendes Licht im Zimmer verbreiten, und dann nehmen Sie das Buch und fangen Sie an zu lesen: ich habe immer gefunden, daß ein Kaminfeuer die Phantasie erhebt, und den vorlauten Verstand etwas zum Schweigen bringt, und damit in nachfolgender Erzählung ja nicht zuviel Verstand hineingerathen möchte, schreibe ich sie vorsorglicherweise ebenfalls beim Kaminfeuer.«

(aus: *Straußfedern I*, »Der Fremde«)

Band 1: Klappenbroschur

214 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-00-5

Band 2: Klappenbroschur | ca. 150 Seiten | ca. € 16,90

Band 3: Klappenbroschur | ca. 220 Seiten | ca. € 16,90

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de

Karl August Varnhagen von Ense

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens



Herausgegeben und mit einer
Einleitung versehen
von Nikolaus Gatter

Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) zählt als Autor biographischer Werke, von Memoiren, Briefen und Tagebüchern zur ersten Garde der deutschsprachigen Literatur. Seine *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* und seine *Blätter aus der preussischen Geschichte* haben das autobiographische Genre entscheidend geprägt, die Teilveröffentlichung seiner Tagebücher und seines

Briefwechsels mit Alexander von Humboldt wurde zum Skandal. Als Sammler und Herausgeber der Briefe und Aufzeichnungen seiner Ehefrau und anderer hat er Bedeutendes geleistet, wovon die Sammlung Varnhagen bis heute Zeugnis ablegt.

Mit der sechsbändigen Neuausgabe der *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* beginnen wir eine umfangreiche Erschließung seiner Werke und seines Nachlasses. Der Text unserer Edition beruht auf der erweiterten dritten Auflage von 1871 und ist als kritisch durchgesehene Neuausgabe angelegt. Sie wird bis 2015 vollständig erhältlich sein.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Erster Theil.

Dritte vermehrte Auflage. (Leipzig, 1871)

Klappenbroschur | 472 Seiten | ca. € 19,90

ISBN 978-3-944720-07-4

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de

Victor Hugo

Der lachende Mann



»Die Comprachicos – im siebzehnten Jahrhundert berühmt-berüchtigt, im achtzehnten Jahrhundert vergessen. Die Comprachicos – sie kauften und verkauften Kinder. Und was machten sie mit diesen Kindern? Sie machten Ungeheuer aus ihnen. Warum Ungeheuer? Zum Vergnügen. Das Volk will lachen, die Könige auch. Die Straßenecken brauchen ihren Hanswurst, die königlichen Schlösser ihren Narren.«

L'homme qui rit, im Original erstmals 1869 erschienen, wird hier in der noch im selben Jahr vorgelegten Erstübersetzung von **Georg Büchmann** neu herausgegeben, wie ebendiese in vier schön ausgestatteten Bänden. Dieses Meisterwerk des sozialkritischen Grauens war die Vorlage für den legendären Film *Der Mann, der lacht* (1928) mit Conrad Veidt. Hugos Figurenzeichnung wie auch seine Schilderung des menschlichen Leidens an der Gesellschaft sind bis heute unübertroffen.

Der lachende Mann | Band 1 | Klappenbroschur,
207 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-02-9

Der lachende Mann | Band 2 | Klappenbroschur,
164 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-29-6

Der lachende Mann | Band 3 | Klappenbroschur,
162 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-30-2

Der lachende Mann | Band 4 | Klappenbroschur,
ca. 220 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-31-9

Band 4 erscheinen im Sommer 2015.

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de